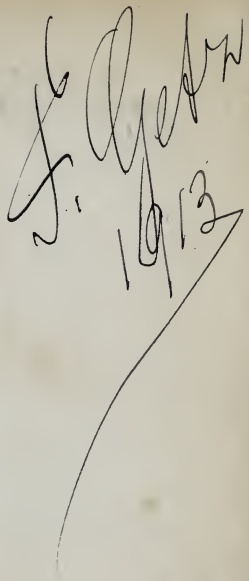
Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/einjahrimoriento00valo



Inhalt v. Hermann Hettner –

Griechische Reiseskizzen 1853 (Vieweg Braunschweig)

I Athen.

Die Ankunft S 1
Kolonos S 12
Die Stadt, die alte und die neue S 22
Die Jahresfeier der griech. Freiheitskriege S 40
Der Harfentag und die Eleusinien S 51
Die Mauern der Akropolis S 59
Das Fest am Theseion S 69
Die Propyläen und der Tempel der Nike Apteros S 78
Der Parthenon S 99
Das Erechtheion S 123
Ein griech. Hofball S 145
Denkmale der Plastik S 151 (damals wenige vorhanden)

II Peloponnes und Nordgriechenland.

Korinth S 169
Wie die Alten ihre Tempel bemalten S 185
Die Ebene von Argos S 204
S 223
Messene
Lasa S 235
Olympia S 241
Megaspiläon S 253
Über Marathon nach Theben S 262
S 275
Lebadeia
Delphi S 285
Chironea S 293
Rückblick S 292 – 308

Mit Karten von: 1 Rekonstruktion der Akropolis (Plastik) 2) Plan: Grundriß derselben. 3 Grundriß des Erechtheums. 4 Löwentor v. Mykene.

Hettner führt oft als Gewährsmann den um 2 Jhrs. nach ihr lebenden Schriftsteller Pausanias an. Über Arkadien (Mantinea u. Theben (Epaminondas) ist er sehr lehrreich, spricht auch von Leuctra

Ein Jahr im Orient

oder

Griechenland unter Otto I.
die Türkei unter Abdul-Medschid

und

Sicilien unter Ferdinand II.

von

Vicomte Alexis de Valon.

Aus dem Französischen.

Erster Theil.
(Sicilien und Griechenland enthaltend.)

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1854.

Ein Jahr im Orient

oder

Griechenland unter Otto I.

die Türkei unter Abdul-Medschid

und

Sicilien unter Ferdinand II.

von

Bremmte Alerta de Valon.

Aus dem Französischen.

Erster Theil.

(Sicilien und Griechenland enthaltend.)

Stuttgart.

Frankfurter Verlagshandlung

1851.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Sicilien.

	Seite
Palermo	1
Das Innere der Insel	31
Girgenti und Catania	54
Der Aetna	81
Ostküste von Sicilien	111
Malta	137

Griechenland.

Tinos	175
Athen	228

Zweiter Theil.

Die Türkei.

Rhodus und Patmos	1
Smyrna	34
Constantinopel	85
Die Donau	145

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Berlin.

	Seite
Vorwort	1
Das Innere der Hofe	31
Eingang und Gemälde	54
Der Reina	87
Einfluß von Sicilien	111
Malta	137

Griechenland.

Kinde	175
Athen	229

Zweiter Theil.

Die Türkei.

Abends und Mattes	1
Sultan	24
Gemäß-Hindel	35
Die Frau	145

Sicilien.

Palermo.

Ich hatte den Winter in Italien zugebracht und gedachte im Frühjahre Sicilien zu durchreisen, um im Orient zur Zeit der heißesten, aber auch der herrlichsten Tage des Jahres einzutreffen. An einem schönen Aprilabend schiffte ich mich in Neapel nach Palermo ein. Keine Wolke war am Himmel, kein Säuseln bewegte die Luft, keine Woge zeigte sich auf dem Meere. Das prächtige Licht der untergehenden Sonne vergoldete die Paläste der Chiaja. Die Rhede schien in Flammen zu stehen; der „Palermo" glitt sanft über die eingeschlummerten Wogen hin, eine lange Furche hinter sich lassend und in die reine Luft einen Qualm schwarzen Rauches werfend, der sich weiter hinten sammelte und in der Ferne wie ein gewaltiger Federbusch hinschwebte. Bald hatten wir die jähen Felsen von Capri hinter uns, und nun senkten sich die Ufer allmälig, ihre Umrisse wurden undeutlicher und hüllten sich in einen blauen Dunst. Noch einen Augenblick zeichnete sich der rauchende Gipfel des Vesuvs, dieses entweichende Panorama überragend, am Horizonte ab; dann verschwand Alles und von der hohen See winkten wir Italien,

das an den vaterländischen Boden gränzt, mit einem Seufzer das letzte Lebewohl zu.

Am folgenden Morgen kamen wir mit Tagesanbruch vor Palermo an. Es war ein entzückender Anblick. Düster und bergig breitete sich rings vor uns die Küste von Sicilien aus, gegen einen dunkelblauen Himmel mit Schnee bedeckte Bergspitzen emporstreckend, die in den ersten Sonnenstrahlen funkelten. Zu unserer Rechten erhob sich der Pellegrino in seiner ganzen wilden Rauheit mit seinen Schluchten und Spalten, seinen, über den Fluthen hängenden Felsen und seiner Straße, die da und dort über hübsche Brücken, in Form von Wasserleitungen, sich an den Seiten des Gebirges im Zickzack hinschlängelt und zu der berühmten Grotte der heiligen Rosalie führt. Vor unseren Augen, mitten in einem Blumenthale, das die öden Gebirge amphitheatralisch durchschnitt, lag das lachende Palermo. Nur die scharfen Spitzen seiner Glockenthürme, die Kuppeln seiner Kirchen und die Gipfel seiner blühenden Bäume ragten aus dem Morgennebel hervor, der die schlummernde Stadt noch einhüllte. Eine Viertelstunde später warf der „Palermo" in dem Hafen Anker, inmitten einer Menge von Kähnen, welche von Ruderern mit nackten Beinen geführt wurden, die uns mit einem betäubenden Geschrei von allen Seiten zugleich anriefen.

Als ich den Fuß auf den Boden Sicilien's setzte, stieg in mir ein Gefühl auf, nach dem ich mich in Italien vergebens gesehnt hatte: die Ueberraschung. Alles, was mich umgab, schien mir neu. Zum ersten Male seit meiner Abreise aus Frankreich fühlte ich mich in fremdem Lande. Die Goldfarbe der Häuser, das tiefe Blau des Himmels, das rege Treiben im Hafen, die mit verschiedenen Farben bemalten Hütten der Seeleute, die langen Schleier der vorübergehenden Frauen, Alles dieß zog meine Blicke auf sich und setzte mich in Erstaunen. Man hieß mich einen großen Platz überschreiten, der von dem blendenden Lichte der Sonne beschienen

und von Bäumen umgeben war, unter deren Schatten große, rothe Ochsen mit ungeheuern Hörnern sich gelagert hatten. Ich kam in dem Hotel de France, einer ziemlich ordentlichen Herberge, an, wo ich mein kleines Gepäck ablegte und von Neuem ausging, um meiner Gewohnheit gemäß auf gut Glück in der Stadt herumzuschlendern, ohne Zweck, ohne Führer, aber mit jener glühenden Begeisterung, die den Reisenden während der ersten Monate seiner Wanderschaft erfüllt.

Ich ging gerabewegs auf Toledo, eine große und breite Straße zu, welche die Stadt in ihrer größten Länge in gerader Linie durchläuft und in zwei gleiche Hälften theilt. Eine zweite ähnliche Linie durchschneidet die Via Toledo in einem rechten Winkel. Die Stelle, wo sich diese beiden großen Straßen kreuzen, ist der Mittelpunkt Palermos, und bildet einen achteckigen, mit Springbrunnen verzierten Platz, die Ottangolosa, von wo aus man, quer durch die ganze Stadt, auf der einen Seite die Felder und auf der andern Seite das Meer sieht. In der Toledostraße herrschte eine Lebhaftigkeit, von der ich, selbst nachdem ich Neapel und Portici gesehen, keinen Begriff hatte. So weit das Auge reichte, sah es nur eine bunte, sich bewegende Masse: Kaufleute, die ihre Waaren ausriefen, Lazzaroni, die tausenderlei Geberden machten, junge Leute, die sich stritten. Da die mit breiten Steinen gepflasterte Straße keine Trottoirs hat, so nehmen die Vorüberziehenden die ganze Breite derselben ein, wodurch die, so in die Weite gedehnte Menge ein festliches Aussehen bekommt. An den Fenstern der Häuser, auf den langen eisernen Balconen, welche meistens ihre regelmäßigen Vorderseiten zieren, betrachtete eine Menge von Frauen, auf die Ellenbogen gestützt, die Vorübergehenden. Sie waren beinahe alle jung, reizend und im höchsten Grade des hohen Rufes der Palermitanerinnen würdig. Sie hatten als Kopfputz nur ihre prächtigen schwarzen, auf der Stirne

in allerliebste Scheitel getheilten Haare. Gegen die Straße geneigt ließen sie ihre großen Augen, in denen sich mit dem asiatischen Schmachten das spanische Feuer und die französische Koketterie verbanden, auf der Menge umherschweifen. Bald warfen sie, mit ihren Freunden plaudernd, diesen Blumen und ein holdes Lächeln zu; bald machten sie, in ein lautes Gelächter ausbrechend und dadurch ihre glänzenden Zähne zeigend, sich über einen schönen Abbé lustig, der mit einem eleganten kurzen Leibrock und mit Stiefeln à la Suwarow angethan, auf einem prächtigen Esel vorbeitrabte, dabei die Spötterinnen, ohne zu erzürnen, anschaute und mehrmals seine dreispitzige Mütze abnahm. Von Zeit zu Zeit rollte rasch ein offener Wagen auf dem Pflaster hin, trieb die Menge auseinander und vermischte sein Geräusch mit dem Lärmen der Fußgänger. Unzählige Lichter erhellten die Häuser, die Balcone, die Blumen, die Frauen und das so lebhafte Gemälde der Straße. Ueberall herrschte Fröhlichkeit und diese Bevölkerung, die ihre Morgen und Abende auf der Straße verbringt, summte wie ein Bienenschwarm, der sich munter in der Sonne erlustigt. Dieses Schauspiel ist alle Tage dasselbe und dauert bis zu der Stunde, in der die Hitze beginnt. Dann hört nach und nach der Lärm auf, die Leute auf der Straße verlieren sich, die Häuser werden geschlossen und die Stadt begibt sich zur Ruhe. Bald herrscht in den glühenden Straßen Todtenstille. Man hört nur die Fliegen summen und die Sonne knistern; man sieht kein lebendes Wesen mehr, ausgenommen hier und da einen armen Lazzarone, der mehr als halbnackt in seinem großen Korbe liegend, im Schatten schläft. Die Stadt scheint ausgestorben und erst beim ersten Wehen des Abendwindes wird sie wieder belebt.

Ich lief immer umher, nicht müde werdend, alle die Balcone nach einander zu mustern und bald war ich über die Form von mehreren derselben erstaunt. Statt nur die Höhe einer Fensterbrüstung zu haben, erhob sich hier die Lehne bis über die Fenster,

bog sich sodann rückwärts, um sich an die Mauer anzuschließen und bildete so ein, oben und unten verschlossenes Gitterwerk. Man hätte sie für lange Vogelhäuser halten können; aber ich bemerkte durch das Gitter eine Menge junger Mädchen, die ihre neugierigen Köpfchen nach der Straße richteten. Ich erfuhr, daß diese Häuser Klöster und diese Mädchen Nonnen seyen. Sonderbares Ding! Unerklärlicher Reiz der verbotenen Frucht! Kaum hatte ich diesen Aufschluß erhalten, als sich mein ganzes Interesse diesen hübschen Gefangenen zuwandte. Sie schienen mir viel schöner als die Palermitanerinnen, die auf dem nahen Balcone lächelten, und die ich den Augenblick zuvor noch bewunderte. Dieses grausame Gitter und diese reizenden Gesichtchen, welche ein weißer, mehr koketter als klösterlicher Schleier umgab, zogen meine Blicke gegen meinen Willen auf sich. Ich maß die Höhe der Mauern und romanhafte Gedanken stiegen in meinem Gehirne auf. Uebrigens sind diese Mädchen ganz verschieden von denen, die wir im dritten Akte von „Robert" sehen, viel züchtiger, als ihre übermäßige Neugier und die große Lebhaftigkeit ihrer Augen glauben lassen könnte. Ihr Eintritt geschieht freiwillig. Die jüngeren Töchter des sicilischen Adels treten, wenn sie die Amme verlassen, in das Kloster und bleiben daselbst bis in ihr sechzehntes Jahr. Dann verleben sie ein Jahr außerhalb des Klosters. Diese Probe entscheidet über ihren Beruf. Die Einen fühlen sich glücklich in ihrer Freiheit und verheirathen sich; Andere hingegen, ohne Vermögen, ohne Hoffnung eine ihres Ranges würdige Verbindung zu schließen, gedenken an die Ruhe ihrer ersten Jahre, an die süßen Gewohnheiten ihrer Kindheit und an jene ersten Freundschaftsbündnisse im Leben, die bei allen Frauen und in erhöhtem Maße bei diesen, gleich ihrem Klima feurigen Mädchen so lebhaft sind, — und kehren in das Kloster zurück. Dieser Entschluß wird meistens von solchen Familienvätern gebilligt, die durch ein ungerechtes Loos sehr reich an Kindern, aber sehr arm an Gütern

sind. Für sie hat das Kloster, dem Heirathen gegenüber, einen großen Vortheil. Es erfordert keine Aussteuer und sie haben blos ein Kostgeld für ihre Töchter zu bezahlen. Uebrigens leben die jungen Nonnen hinter ihren Gittern mit einem gewissen Luxus. Jede von ihnen hat ihr besonderes Gemach, sowie ihre Kammerfrau, und wenn man das vortreffliche Zuckerwerk versucht, mit dem sie ihre Freunde beschenken, darf man sich wohl überzeugt halten, daß sie das Comfortable des Lebens vollkommen verstehen. Wenn ihnen die Freuden der Erde verboten sind, so ist ihnen doch erlaubt, ihre Blicke über die Welt, von der sie sich verbannt sehen, hinschweifen zu lassen. Den ganzen Tag auf ihre großen Balcone gelehnt, haben sie unaufhörlich das Treiben des menschlichen Lebens, das in allen Ländern dasselbe ist, vor Augen; sie sehen Andere Leiden erdulden, von denen sie frei sind, oder Vergnügungen nachjagen, die ihnen, wenn sie daran denken, vielleicht bisweilen Seufzer entlocken. Diese Liebe zum Balcon ist bei den sicilianischen Nonnen so groß, daß sie oft in ziemlich großer Entfernung von ihren Klöstern Häuser miethen, in welche sie sich auf unterirdischen Gängen begeben und von wo sie eine neue oder belebtere Aussicht genießen können. Wer möchte ihre Neugierde tadeln? Das Klima ist überdieß so herrlich in diesem glücklichen Lande, und den Himmel nicht zu sehen wäre hier eine so grausame Entbehrung, daß sie das Gesetz sogar dem Verbrecher, den es einsperrt, nicht auferlegt. Auch die Gefängnisse haben große Gitter, die nicht selten auf die Straße gehen; die Gefangenen sehen das Meer und die Sonne, plaudern mit ihren Freunden und genießen mit ihnen ein Glas Limonade oder ein Rotolo Maccaroni.

Das gebräuchlichste Transportmittel in Palermo ist der Esel. Des Morgens sieht man eine Menge Stutzer und selbst hübsche Modedamen auf schönen, prachtvoll gezierten Grauen einhertraben. Diese Thiere, welche in unserem feuchten Klima ihre Kraft und

Schönheit verlieren, sind in Sicilien bisweilen sehr prächtig. Jedermann hat seinen Grauen. Diese Reitart ist zugleich ökonomisch und bequem in einem Lande, wo die Hitze sogar die geringste Ermüdung verbietet. Der Palermitaner reitet, sey es um Besuche in der Stadt oder um Ausflüge auf das Land zu machen, gewiß immer auf seinem kleinen Esel daher. Bei der Heimkehr von seinem Morgenspatzierritte hält er vor dem Café Sicile in der Toledostraße und genießt Gefrorenes. Solches ist in Palermo ausgezeichnet und kostet nur drei Sous; darum wird auch eine ungeheure Menge davon verbraucht. Wenn die zerlumpten Lazzaroni in Neapel immer nur Eiswasser trinken, genießen die von Palermo häufig Sorbets. Alles zeigt sich in diesem Lande in Gegensätzen und die Pracht und das Elend sieht man hier immer nebeneinander gehen. Das Gefrorene ist, außer seinen sehr verschiedenartigen Wohlgerüchen und seiner erquickenden Eigenschaft in der Hitze, eine absolute Nothwendigkeit in diesem Klima, wo der Gebrauch tonischer Mittel unerläßlich und der Wein oft schädlich ist. Da natürliches Eis sogar in den strengsten Wintern in Palermo ein Wunder ist, so bedient man sich hier des Schnees, der von den Gebirgen heruntergeschafft wird. Der Transport desselben bildet einen wichtigen Handelsartikel.

In der Hauptstadt Sicilien's findet man eine große Anzahl Kirchen. Obgleich sie buntscheckig bemalt und nach dem italienischen Geschmack mit dem verschiedenartigsten Flittergold überladen sind, bietet doch ihr Inneres einen ganz besonderen Anblick dar. Sie sind der Mehrzahl nach mit vorzüglich ausgeführten Mosaikarbeiten in Marmor behangen; behangen ist das einzige Wort, das man hier gebrauchen kann; denn diese unbeweglichen Mosaikarbeiten ahmen den Stoff mit seinen Falten, Biegungen und Brüchen getreu nach. Der Grund ist immer weiß, die Einlagen aber sind gelb und schwarz. Wenn man das Ganze betrachtet, könnte man es beim ersten Anblick für eine große Stickarbeit hal-

ten, in deren Blenden kleine Liebesgötter angebracht sind. In gewissen Entfernungen sieht man an den Mauern, in halber Manneshöhe runde, wie ein Schaumlöffel mit tausenden von Löchern versehene silberne Platten; es sind dies Beichtstühle. Auf der andern Seite der Mauer befindet sich ein Kloster und durch dieses metallene Sieb bekennen die Nonnen ihren Beichtvätern ihre kleinen Sünden.

In der Mitte der Stadt etwa erhebt sich auf einem kleinen Platze die Kathedrale von Palermo. Es war beinahe Mittag, als ich daselbst eintraf. Die glühende Sonne warf eine breite Goldtinte auf dieses wunderbare, durch normännische Baukunst in riesenhaften Verhältnissen geformte und durch maurischen Meisel wie Goldschmiedsarbeit durchbrochene Mauerwerk. Die Rosetten, die Blümchen, die Kleeblätter und die Zweige, die mannigfachsten Figürchen, die köstlichsten Erfindungen maurischer Phantasie und Laune, glänzten wie Topase an diesen gewaltigen Mauern. Das lange Blumengewinde, das letztere ziert, ist von ausgezeichneter Leichtigkeit und man erräth wohl, daß es mit Lust gefertigt und bis auf das Kleinste hinaus von einem mit Liebe an seiner Kunst hängenden Bildhauer vollendet wurde. Diese feine Arbeit tritt so gut auf einem fleckenlosen Himmel hervor, daß man glauben möchte, sie sei in seinen Azur eingelegt. Dem wundervollen Klima Sicilien's ist es zu verdanken, daß die Steine, statt schwarz zu werden, im Gegentheil mit den Jahren einen gelben Anflug von wunderbarem Feuer bekommen. Die von der Natur also vergoldeten Monumente scheinen mit ewiger Jugend geschmückt zu sein. Das Auge ergötzt sich in ihrer Betrachtung und es würde erschrecken, wenn es unter diesem leuchtenden Himmel auf einmal dem düsteren Schattenriß einer unserer großartigen, ernsten und geheimnißvollen Kirchen des Nordens begegnen würde. Aber nicht nur auf die Steine wirkt das Klima; auch die Menschen empfinden seinen Einfluß. Der melancholische Himmel des Nordens, der die

Denkmale mit seinem düstern Lichte umgibt, wirft auch in das Herz des Beschauers eine gewisse Traurigkeit. In Sicilien dagegen athmet man Freude mit der Luft ein; die Natur scheint stets ein Festgewand zu tragen; Heiterkeit durchdringt alle Poren; man sieht das Leben nur von seiner freundlichen Seite. Die Atmosphäre ist von einem nicht zu bezeichnenden Wohlgeruche erfüllt, der berauscht und das Herz süßen Eindrücken öffnet.

Das Innere der Kathedrale von Palermo bietet nichts Merkwürdiges dar. Die Macht des Feuers hauste hier, und an diesen, früher mit Meisterstücken von getriebener Arbeit verzierten Wänden, sieht man jetzt nur Steinmörtel.

Entzückt von meinem Spaziergange, aber von den Anstrengungen und der Hitze ermüdet und beinahe vor Hunger sterbend, kehrte ich in das Hotel de France zurück, wo ich meine Reisegesellschaft bei einem vortrefflichen Frühstück versammelt fand. Die Gasthöfe Palermo's sind, nebenbei gesagt, von den Reisenden verläumdet worden; wenn auch mit den Etablissements anderer großen Hauptstädte nicht zu vergleichen, sind sie doch eben so gut wie die, so man — die Hauptorte unserer Departements nicht ausgenommen — in den meisten unserer Provinzialstädte findet.

Da wir ohne weitern Verzug unsere Pilgerfahrt nach dem Grabe der heiligen Rosalie zu unternehmen beschlossen hatten, verschaffte uns unser Wirth schon am Abende unserer Ankunft Esel und einen Führer, Namens Giovanni Scarbillo. Dieser, mit einer sehr verständigen Physiognomie begabte Mensch begleitete uns hinfort auf unserer ganzen Reise durch Sicilien. Dem Schlangenwege des Pellegrino folgend, kamen wir an ein Kloster von bescheidenem Aeußern, das zwölf, zur Bewachung des Grabmales der Schutzpatronin von Palermo bestimmten Priestern zum Aufenthalte dient. Indem ich mich dieser berühmten Grotte näherte, kam mir unwillkürlich der Gedanke an jene bekannte Dekoration, die ich oft in der Oper in Paris bewundert; an das schöne, vom

Mond beleuchtete Kloster, an die lange Reihe geheimnißvoller Bogen und an das Grab, auf welchem Robert zitternd erscheint, um den verehrten Zweig zu pflücken. Nie war eine Täuschung vollkommener. Von dem Vorplatze des Klosters ließ man uns in einen kleinen Hof und von da in eine Höhle treten, wo wir im Hintergrunde einen Altar und auf der linken Seite ein Grabmal erblickten. Diese Grotte, die ganz einfach in den Felsen gehöhlt ist, hat nichts Merkwürdiges. Ihre Größe ist die einer gewöhnlichen Kapelle. Um dem Durchsickern des Wassers durch das Gewölbe vorzubeugen, hat man in den Fugen der Steine Bleirinnen angebracht, die man beim ersten Anblicke für gewaltige Aloeblätter hält. Die Reliquien der heiligen Rosalie sind unter einem, durch ein eisernes Gitter gebildeten Altare aufbewahrt. Bei dem Scheine des ewigen Lichtes der Kerzen sieht man durch das Gitterwerk die Statue der Heiligen. Sie liegt da in der Stellung eines schlafenden Weibes. Der sehr fein gearbeitete Kopf hat einen reizenden Ausdruck. Wir sehen hier ein anbetungswürdiges junges Mädchen vor uns, das, den Mund durch ein Lächeln halb geöffnet, schlummert. Der Körper wird von einem Kleide von dickem Silberstoff bedeckt, das reich gestickt und mit Edelsteinen übersäet ist. In einer der Wände der Grotte zeigt man eine Art Schlupfwinkel, aus welchem ein Weiberkopf hervorsieht. In diesem Loche, sagt man, habe Rosalie ihre Nächte zugebracht, und, um die Heilige so, wie sie in ihrem gewöhnlichen Zufluchtsorte dalag, anschaulich zu machen, hat man in der Vertiefung des Felsens einen Weiberkopf, aus Holz geschnitzt, angebracht. Eine ganz italienische Idee!

Die heilige Rosalie war, wenn man der Legende glauben darf, eine Nichte Wilhelms des Guten. Sie war schon von Jugend auf heilig. Im fünfzehnten Jahre verließ sie, obgleich sehr reich und sehr schön, die Welt, und zog sich in die Gebirge im Westen von Palermo zurück. Da man fünfhundert Jahre lang nichts von ihr erfuhr,

so glaubte Jedermann, daß sie in den Himmel erhoben worden sey, und Niemand sprach mehr von ihr, bis im Jahre 1624 eine schreckliche Pest ausbrach, welche die Einwohnerschaft Palermos decimirte. Als die Epidemie am stärksten wüthete, hatte ein heiliger Mann eine Erscheinung, in welcher ihm die Engel sagten, daß der Leib der Heiligen in der Höhle des Berges Pellegrino sich befinde. Er hielt nun sofort Reden an die Palermitaner und erklärte ihnen, daß sie Alle bis auf den letzten Mann sterben würden, wenn sie nicht im Gebirge die Reliquien der Heiligen aufsuchten, deren Macht allein dieser Seuche ein Ende setzen könne. Obgleich der heilige Mann in den ersten Tagen wenig Anklang fand, so ließ er sich doch nicht entmuthigen, sondern setzte seine öffentlichen Vorträge fort, und bald machte er unter diesen Kindern des Südens, die noch das Wunderbare anzieht und der Aberglaube beherrscht, Proselyten. Diese stimmten jetzt in sein Geschrei ein; es bildeten sich Versammlungen, die sich jeden Tag so vergrößerten, daß die Obrigkeit sich beunruhigt fühlte und die Predigten verbot. Mehr bedurfte es nicht. Das Volk ist überall dasselbe. Sobald die Regierung ihr Verbot veröffentlicht hatte, lehnte sich ganz Palermo auf. Sogar diejenigen, welche von dem Redner bisher als ungläubig erfunden wurden, nahmen plötzlich Partei für den Traum des heiligen Mannes. Die Aufstände vermehrten sich; die Obrigkeit drohte, und nun gerieth die Stadt in vollen Aufruhr. Man sprach davon, alle Magistratspersonen zu ermorden; da gaben diese, erschreckt, zur Durchsuchung des Pellegrinoberges ihre Zustimmung. Der Leib der heiligen Rosalie wurde gefunden. Man brachte ihn mit großer Feierlichkeit in die Stadt, und augenblicklich verschwand die Pest. Die heilige Rosalie wurde als die größte Heilige des Himmels ausgerufen.

Als wir das Kloster verließen, war es schon sehr spät. Giovanni, der Führer, näherte sich mir und fragte mich ganz leise, ob man in Frankreich die heilige Rosalie hoch in Ehren halte.

„Gewiß," antwortete ich.

„Ach," sagte er, „früher war sie die erste Heilige des Himmels, aber viele Leute behaupten, daß sie bedeutend heruntergekommen sey."

„Wie so? die Heilige?"

„Sicuro," fuhr Giovanni fort; „als im Jahr 1837 die Cholera nach Palermo kam, ließ sie in siebzehn Tagen siebenundvierzigtausend Menschen, ein Viertheil der Bevölkerung, sterben. In diesem Dorfe, das ganz nahe an der Grotte, wohnten dreiunddreißig Seelen, und auch nicht eine einzige blieb übrig. Was soll man davon denken, Excellenz? Sie hat sich viel geschadet, und man fängt an, den heiligen Januarius für besser zu halten."

Ich hörte den Schluß des Meisters Scardillo mit unerschütterlichem Ernste an: ich kam aus Italien.

Den andern Tag ging ich, sobald ich aufgestanden war, durch die Stadt hinaus, um mich in der Umgebung Palermos herumzutreiben. Das Entzücken war hier noch viel größer. Alles, was der Himmel an Pracht, die Vegatation an Ueppigkeit und die Natur an Wunderbarem aufweisen kann, findet sich in diesem, mit so viel Recht die Conca d'auro genannten Thale vereinigt. Die Wege sind mit Aloen und indischen Feigen (ficus opuntia) verziert, deren Anblick Staunen erregt. Diese Pflanzen, die wir in Frankreich mit größter Mühe in unsern Gewächshäusern erziehen, gedeihen in Sicilien zu wunderbarer Fülle. Die Aloen schießen in Büscheln auf, die wahren Riesenschwertern gleichen. Die indischen Feigen, die in Paris die Blumenkästen im Zimmer schmücken, haben in Sicilien oft den Durchmesser eines gewöhnlichen Apfelbaums, und da sie ihre stacheligen Stängel häufig zu einer Höhe von mehr als fünfzehn Fuß erheben, so bilden sie ungeheure Hecken, die für den Menschen undurchdringlich, gegen den Wind unempfindlich und in ihrer Unbeweglichkeit prächtig anzusehen sind. Beim ersten Anblicke dieser neuen Natur blieb ich von Bewunde-

rung ergriffen stehen und mir fiel jener Bewohner des Nordens ein, der, als er zum ersten Male in Frankreich einen, mit seinen Früchten behangenen Weinstock sah, sich auf die Kniee warf und laut rief: „Mein Gott, wie schön ist diese Welt!“ Diese tropischen Hecken umschließen Gärten, deren Fruchtbarkeit außerordentlich ist. Hier wachsen, vermöge des sicilianischen Klimas, das zugleich sehr warm und durch die kühlen Seewinde sehr frisch ist, unter einander die Pflanzen der Tropen, und die Bäume der gemäßigten Länder. Man findet hier vereint den Pfefferbaum, den Mandelbaum, die japanische Mispel, den Johannisbeerbaum, die Kastanie Frankreichs, die afrikanische Dattel, die Baumwollenstaude, den Kaffeebaum und das Zuckerrohr. Dann und wann erhebt sich in den durchsichtigen Aether eine schlanke Palme, was der Landschaft einen orientalischen Charakter verleiht. Zu unsern Füßen funkeln in den Strahlen der Sonne Blumen aller Art wie Edelsteine. Ein laues, entnervendes Lüftchen streicht durch Zweige und Aeste und schüttelt in der reinen Luft den wohlriechenden Staub der Orangebäume. In diesen Gärten erhebt sich häufig über dieses ungewöhnliche Blätterwerk das Dach einer reizenden Villa. Ich besuchte mehrere dieser Landhäuser, doch erregte eines derselben mein besonderes Erstaunen. Es gehört dem Könige und heißt la Favorita. Dieses Haus ist klein und zeigt Nichts, was einen Mann von nur mittelmäßigem Vermögen abschrecken könnte. Das Aeußere hat nichts Bemerkenswerthes an sich. Es stellt einen mit Glöckchen verzierten und mit allen Farben bemalten chinesischen Tempel vor. Das Ganze erscheint als etwas Ungewöhnliches und sogar von ziemlich schlechtem Geschmacke Zeugendes. Sobald man jedoch in das Innere tritt, werden sich alle Sinne befriedigt finden. Die Gemächer sind gewölbt und mit Marmor bekleidet; eine erquickende Frische herrscht trotz der äußeren Hitze beständig in ihnen. Alles ist hier auf ein beschauliches, von dem Geräusche und den Sorgen dieser Welt entferntes Leben berechnet. In dem

Speisesaal ist der Tisch so eingerichtet, daß er, wie in dem Feenmährchen, vollkommen servirt zum Vorschein kommt. Der Großvater des wirklichen Königs von Neapel hat, als er diese Wohnung bauen ließ, wohl begriffen, daß jede Berührung mit der Dienerschaft hier ermüden und das herrliche Leben, das man da hinträumen kann, stören würde. Somit könnte man hier, ohne Jemand zu sehen und wie durch Zauberei bedient, ganze Monate zubringen. Gleichmäßig mit glänzendem Marmor belegt und getäfelt sind die Zimmer mit Betten, die Vorhänge zum Schutz gegen die Insekten haben, mit einfachen, aber bequemen Meubeln und mit jenen tausend Kleinigkeiten versehen, die zum Wohlbehagen dessen, der zu leben weiß, beitragen. Ueber dem Hause ist eine Terrasse angebracht, von der man eine wundervolle Aussicht genießt. Man übersieht einen Blumenteppich, dessen Wohlgerüche sich in der reinen Luft vermischen. Das Summen der Mücken und jenes unbestimmte Geräusch, das sich während der großen Hitze von dem Erdboden erhebt, wird von dem erfrischenden Murmeln der Wasserfälle und Bäche des Gartens übertönt. Links reicht das Auge sanft über die Gipfel der blühenden Bäume hingleitend, bis an das Meer, dessen dunkles Blau da und dort von kleinen weißen von ferne großen Seemöven gleichenden Segeln unterbrochen wird. Das Auge kann sich nicht losreißen von diesem verführerischen See, dessen Wogen die Gestade Afrika's und des alten Asiens bespült haben. Uns dünkt, Nichts in der Welt sey mit dieser Scene zu vergleichen, und wenn sich der Blick nach der entgegengesetzten Seite wendet, so ruht er entzückt auf dem zierlichen Palermo, das sich in seiner ganzen Ungezwungenheit zu unsern Füßen ausstreckt, auf der einen Seite von dem Laubwerk der Gärten, auf der andern von dem Azur des tyrrhenischen Meeres eingerahmt. Vor uns und hinter uns erheben sich gewaltige Berge, deren Oede durch ihren Gegensatz die Fruchtbarkeit des Thales erhöht. Die Conca d'auro gegen die Nordwinde und den

glühenden Hauch der Wüste schützend, gruppiren sich ihre zackigen Gipfel um sie, wie wenn sie von Liebe erfüllt und eifersüchtig wären auf das von ihnen eingeschlossene Kleinod. Beim Anblick dieser, in einen so ernsten Rahmen gefaßten, strahlenden Oase könnte man glauben, es sey dieß ein plötzlich vom Himmel abgeschnittenes und an einem schönen Morgen auf einen verwüsteten Erdstrich herabgefallenes Stück des Paradieses!

Auf der Terrasse von la Favorita liegend, suchte ich in meinem Gedächtnisse die reizenden Gemälde auf, die sich mir im Verlaufe meines Wanderlebens dargeboten hatten. Das, so sich unter meinen Augen entfaltete, schien mir vor allen den Vorzug zu verdienen. Sonderbar! eine Stunde lang betrachtete ich diese köstliche Abgeschiedenheit, wo ich immer hätte leben mögen, und erst beim Fortgehen gewahrte ich, daß ich, während der Minuten, die mir dort zu verbringen vergönnt war, statt im Genusse der mir dargebotenen augenblicklichen Freude wirkliches Wohlbehagen zu empfinden, die Gegenwart vergessen hatte, um Erinnerungen hervorzurufen und Träumen mich hinzugeben. Vermissen und Sehnen sind die beiden Magnete, die unser Herz unablässig anziehen und es in einem beständigen Leiden erhalten! Die Vergangenheit und die Zukunft, das ist das ganze Leben. Zwischen diesen beiden Sternen wandeln wir, ohne die Straße zu betrachten, die unter unsern Füßen dahin flieht!

Außer der Favorita und den andern Gebäuden, die da und dort die Conca d'auro schmücken, gibt es, eine Stunde von Palermo entfernt, eine Stadt von Villa's. Diese, la Bagaria genannte Gegend liegt dem Pellegrino gegenüber; das Meer nähert sich ihr, und das abgerundete Gestade bildet in kleiner Entfernung einen Golf, der sich zu dem von Palermo verhält, wie Baia zu Neapel. Dort haben die reichen Palermitaner, welche die gesellschaftlichsten Leute von der Welt sind, ihre Lusthäuser in einem und demselben Thale aufgestellt. Auf diese Art vereinigt können

sie im Sommer auf dem Lande ganz so leben, wie des Winters in der Stadt; sie sehen sich jeden Tag, halten zusammen ihre Siesta und gehen im Schatten derselben Bäume spatzieren. In der Bagaria, sagt man, seyen die Sitten wollüstig und die bösen Zungen unbekannt; wer möchte es wagen, den ersten Stein zu werfen? Die Villa's sind in der Regel klein, aber mit viel Sinn für das Leben eingerichtet; einige zeigen sonderbare Gestalten: hier ist ein Kiosk, voll Wachsfiguren; dort steht, in einem Gebüsch verborgen, eine Hütte, aus der dem Nahenden sofort mit fürchterlicher Miene ein Gliedermann in Mönchskleidung entgegen tritt. Das Haus des Fürsten Palagonia ist das außerordentlichste; es ist von einer Menge kleiner Statuen umgeben, welche die sonderbarsten Ungeheuer vorstellen: da sehen wir Menschen mit Hirschköpfen, Löwen mit Karpfenschwänzen, violinspielende Gänse, und tausend andere noch unfaßlichere wunderliche Dinge. Der größere Theil der Reisenden hat diese Späße mit einer Strenge und einer Beharrlichkeit, die mich in Erstaunen versetzen, getadelt. Vom künstlerischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ist allerdings das Haus des Prinzen Palagonia, wie die Mehrzahl der sicilianischen Villa's, durchaus nicht beachtenswerth. Seine Bauart ist sogar unter jeder Kritik. Aber wozu sie auch von dieser Seite auffassen? Bekümmert man sich um die Architektur der englischen Cottages und der Schweizer Sennhütten? Die Palermitaner waren gewiß nicht gemeint, Meisterwerke oder dauernde Denkmale aufzuführen; sie haben Niemand nachgeahmt. Die Stelle eines Baumeisters versah ihre Phantasie; ihre sonderbaren Einfälle entlocken, nachdem sie ihren Zeitgenossen Spaß gemacht, noch dem Reisenden ein Lächeln. Möge ihnen die Erde leicht seyn! Was mich anbetrifft, so werde ich nicht im Namen des guten Geschmacks den Fürsten Palagonia quälen. Mir gefällt sein mit — wenigstens in ihrer Excentricität — ergötzenden Ungeheuern angefüllter Pavillon viel besser als jene vorgeblich gothische Bauten, jene Renais-

fanceschlösser in entartetem Style und dürftigen Verhältnissen; jene bejammernswerthen Mißgestalten, mit denen die Bürger von Paris höchst lächerlicher Weise jedes Jahr unsere schöne Hauptstadt umgeben.

Während die Aristokratie munter auf dem Lande lebt, ergözt sich das Volk, das keine Villa's hat, so gut als möglich in dem öffentlichen Garten von Palermo. Die Marina ist jeden Abend der Versammlungsort der gesammten Jugend. Nach der Hitze des Tages geht man dorthin, um die frische Meeresluft einzuathmen; man findet da seine Freunde und hört gute Musik. Ein hübschet Garten steht jedem Besucher offen. Die Frauen gehen hier bisweilen allein mit einer Freiheit spatzieren, die in Europa ohne Beispiel ist. Die Meisten erscheinen bloßen Hauptes, und wer die Sicilianerinnen auf diese Weise hat einhergehen sehen, hat auch begriffen, wie lächerlich jene mehr oder minder mit einem Federbusch versehene oder mit Bändern verzierte Pappendeckel sind, mit welchen die Frauen in andern Ländern ihr Haupt vermummen. In den schattigen Alleen sieht man Pärchen langsam hinwandeln, bisweilen laut lachend, meistens aber leise plaudernd. Niemand findet etwas daran auszusetzen. Jedermann kann frei dem Zuge seines Herzens folgen. Glückliches Land!

Nachdem wir die Stadt und das Thal besucht hatten, zogen wir eines Morgens auf unsern Eseln dem Gebirge zu. Nach zwei Stunden langten wir in San Martino an. Das ist ein Benedictinerkloster. Das Wort Kloster hat in Sicilien nicht dieselbe Bedeutung wie in Frankreich. Das Kloster San Martino wenigstens sieht durchaus nicht einem Orte der Buße gleich, sondern ist vielmehr ein herrlicher, inmitten der Berge erbauter Palast. Bei seiner inneren Verzierung war der größte Luxus vorherrschend. Treppen, Vorsäle und Gänge sind mit eingelegter Marmorarbeit gepflastert und bekleidet. Gegen die Hitze hat

man alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen. In den mittäglichen Gegenden versteht man, die Strömungen der Luft sich zu Nutze zu machen, wie in den nördlichen Ländern, die Oefen herzurichten; und gerade in unseren, zwischen diesen beiden Himmelsstrichen liegenden Klimaten, wo man unter dem Vorwand der milderen Temperatur jede Vorsichtsmaßregel vernachläßigt, kömmt es vor, daß man des Winters friert und des Sommers im Zustande des Gebratenwerdens lebt. Die Väter Benedictiner von San Martino sind alle edler Abkunft und reich; sie haben in ihrem Kloster Museen, hübsche Gemächer, Kammerdiener und ausgezeichnete Köche; ihre Eisgrube ist die schönste im Lande und ihr Viehhof der bestbevölkerte. Wir waren auf unserem Wege ihren Lieferanten begegnet, die, auf hübschen Maulthieren sitzend und mit Carabinern bewaffnet nach Palermo gingen, um das Beste auf dem Markte auszuwählen. Die guten Väter begreifen nicht, daß die Religion das Wohlleben ausschließe. Einer von ihnen empfing uns mit großer Artigkeit, führte uns in diesen gewaltigen Palast und zeigte uns eine herrliche Bibliothek und bewunderungswürdige Manuscripte. Von Büchern und allen Bequemlichkeiten des Lebens umgeben, müssen diese der Mehrzahl nach sehr gebildete Männer hier in dieser schönen Abgeschiedenheit einer angenehmen Existenz sich erfreuen. Ihre Regel ist nichts weniger als streng; sie thun was ihnen gefällt und treiben sich herum, so gut sie es verstehen. Zu Palermo wird behauptet, Einige von ihnen zeigen keineswegs eine scharf ausgesprochene Abneigung gegen die verbotenen Freuden der Welt; doch macht man in allen Ländern den geistlichen Orden dieselben Vorwürfe und solche, gewöhnlich auf keinen Beweis gestützte Beschuldigungen können als verläumderisch betrachtet werden. Alle Benedictiner, die ich gewahrte, schienen mir vollkommen leutselige, einfache und dabei vornehme Männer zu seyn. Ich sah allerdings

deren nicht viele; denn von den einunddreißig, die in San Martino leben, waren am Tage unseres Besuches nur sechs anwesend. Die andern befanden sich in der Stadt. Ohne der guten Meinung, die ich von ihnen hegte, zu schaden, erweckte diese Abtrünnigkeit gleichwohl den Gedanken in mir, wie es vielleicht ein Glück für diese Ordensglieder sey, daß die Inquisition Sicilien zu derselben Zeit wie Spanien geräumt habe, und ich erinnerte mich an eine schreckliche Scene aus der Geschichte Palermo's. Nach der Skizze, die wir von den munteren Sitten der Einwohner dieser Stadt zu geben bemüht waren, wird die Erzählung dieser Thatsache nicht am unrechten Platze seyn. Sie zeigt uns den sicilianischen Charakter in einem neuen Lichte.

In den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts wurden der Bruder Romuald, vom Orden des heiligen Augustin, und die Schwester Gertrud, von dem des heiligen Benedict, — der erstere, als des Quietismus in Sachen der Religion (Gott weiß, ob nicht die Herren Benedictiner unserer Tage sich dieselbe Beschuldigung zuziehen könnten!) die letztere aber, als der Eitelkeit angeklagt, auf Befehl der Inquisition verhaftet. Fünfzehn Jahre hindurch wurden diese beiden Unglücklichen jeden Tag von den Inquisitoren verhört. Da sie nicht wissend, was sie antworten sollten, ein beharrliches Stillschweigen beobachteten, so wandte man nach und nach Hunger und Durst, Peitsche und alle Arten der Folter an, um sie zum Sprechen zu bringen. Die armen Sünder gaben übrigens dadurch nicht eher Antwort, sondern wurden beide verrückt. Ihr Wahnsinn, der sie über alle Furcht erhob, gab ihnen die Stimme wieder. Beide begannen ein wüthendes Geschrei; sie schmähten ihre Henker und bald verflochten sich so viele Ketzereien in die Ausbrüche ihrer Wuth, daß die Inquisition sie voll Entrüstung zum Tode verurtheilte. Dieses Urtheil wurde in Wien durch den Bischof von Albarracin, in Spanien durch den

Groß-Inquisitor unterzeichnet. König Karl VI.,*) der bei dieser Veranlassung einen strahlenden Beweis seiner großen Frömmigkeit geben wollte, befahl, daß die Hinrichtung der Verbrecher mit allem erdenklichen Pompe begleitet seyn solle; ja, er bestimmte sogar selbst die Einzelnheiten der Hinrichtung, die am 6. April 1724 Statt hatte.

Die Vorbereitungen waren die Nacht hindurch getroffen worden, so daß die Einwohner von Palermo bei Sonnenaufgang ein großes weißes Kreuz erblicken konnten, das man mitten auf dem St. Erasmusplatze errichtet und zu dessen Seiten man zwei gleiche, vierzig Fuß hohe Schaffote angebracht hatte. Für die Zuschauer hatte man ein Amphitheater erbaut. Nach dem Willen der Inquisitoren hatte man eine herrliche, mit Goldfransen und mit den Emblemen der Religion verzierte Loge errichtet. Für den Vicekönig, den Bischof, den Adel und die obrigkeitlichen Personen stunden Tribünen bereit. Zelte waren für die Frauen bestimmt und Stühle für die, so sie bezahlen mochten. Dem Volke hatte man das Innere der Arena, das heißt das Parterre unentgeldlich überlassen. Um diesem Feste beizuwohnen, waren die Neugierigen aus allen Ecken Siciliens zusammengeströmt, und darum waren auch schon von acht Uhr des Morgens an alle Plätze besetzt. Das Schauspiel sollte nach der Anzeige um zwölf Uhr Mittags stattfinden; aber verschiedene Umstände führten eine Verzögerung herbei, und so begannen die Zuschauer, die noch nicht gefrühstückt hatten, zu schreien, daß sie beinahe vor Hunger sterben. Alle Speisewirthe, Locandieri und Frittori von Palermo eilten nun mit ihren Geräthschaften und Vorräthen herbei; man richtete Tische unter freiem Himmel auf, und diese Leute speisten, umgeben von zwei Schaffoten, die auf ihre Opfer warteten, ganz munter zu Mittag.

*) Es ist dieß Karl III. von Spanien, welcher der sechste dieses Namens in Deutschland und im Königreich Neapel war.

Die Weine von Marsalla und Syracus hatten die Lebhaftigkeit der Gäste bis zum höchsten Grade gesteigert, als eine lange Procession von Menschen langsam heranzog und sich auf dem Platze aufstellte. Alsbald eilten die hohen Herren nach ihren Tribünen, die Damen nach ihren Zelten und die Bürger auf ihre Stühle. Alles harrte in tiefster Stille. Bald sah man einen glänzenden Zug von Herren, die ihre prächtigen Rosse herumtummelten, anrücken; hierauf gewahrte man in ihrer Mitte, durch ihre Federbüsche und ihre glänzenden Waffen hindurch, einen, mit zwei großen schwarzen Büffeln bespannten, zweiräderigen Karren. Auf diesem Fuhrwerk lag Schwester Gertrud. Am Fuße des Schaffots angekommen, blieben die Büffel stehen; die drei Inquisitoren, die auf weißen Mauleselinnen folgten, stellten sich rings um die Verurtheilte auf. Man befahl ihr, aufrecht zu stehen; sie gehorchte und die Anwesenden konnten nun diejenige sehen, die sterben sollte. Es war eine, trotz ihren Leiden noch immer schöne Frau. Ihre Haare fielen lose auf ihre Schultern herab; Arme und Füße waren bloß. Ihr Anzug bestund in einem Oberkleide ohne Aermel, das steif und gelblich aussah: es war ein geschwefeltes Kamisol. Sechs Theologen näherten sich ihr und jeder richtete eine Frage an sie. Diese Förmlichkeit nannte man den letzten Bekehrungsversuch. Die Unglückliche antwortete nicht. Sie ließ die irren Augen über den Platz hinschweifen; ihre Zähne klapperten; sie zitterte am ganzen Leib', wie ein erschrecktes Kind. Da der Groß-Inquisitor ihr Stillschweigen nicht brechen konnte, so las er das Todesurtheil mit lauter Stimme vor; hierauf nahm er Platz in der Loge und gab ein Zeichen. Nun stiegen zwei Ordensgeistliche, die Henkersstelle versahen, auf den Karren und bemächtigten sich Gertrudens. Als diese die Hände der beiden Mönche an ihrem Leibe fühlte, stieß sie einen so fürchterlichen Schrei aus, daß ein Schauer die Menge durchlief; dann schlug sie sich mit einer heftigen Geberde an die Stirne. Im letzten Augenblicke stellte sich die

Vernunft wieder bei ihr ein. Sie schaute langsam um sich, betrachtete die Menge, und als ihre Augen an dem Scheiterhaufen stehen blieben, streckte sie ihre Arme nach den Zuschauern aus und rief mit flehender Stimme: „Gnade, Gnade!" Der Groß-Inquisitor gab ein neues Zeichen. Jeder der beiden Mönche faßte die Schwester an einem Arme und sie auf diese Weise tragend, stiegen sie langsam auf das Schaffot und sodann wieder von demselben herab. An den Pfosten angebunden, beherrschte die arme Sünderin von der Höhe ihres Scheiterhaufens den mit Menschen überfüllten Platz. Die Augen waren gespannt; nicht Ein Hauch bewegte die Luft; eine Todesstille lag auf der ganzen Versammlung, und die strahlende Sonne goß in reichen Strömen ihr Licht über dieses entsetzliche Schauspiel.

Unterdessen hatte einer der Mönche ein Kohlenbecken hergerichtet, der andere zündete eine Fackel an und näherte solche, von Neuem auf das Schaffot steigend, den Haaren der Nonne; sie waren mit Harz überstrichen und geriethen deßhalb, um die nackten Arme der Unglücklichen sich zusammenziehend und prasselnd, sofort in Flammen. Gertrud, die bisher unbeweglich geblieben, wurde nun vom Schmerz überwältigt und stieß inmitten des Stillschweigens einen herzzerreißenden Schrei aus. Auf diesen Schrei brachen die Stimmen der Menge von allen Seiten zumal aus; das waren — sollte man es glauben! — Freudenrufe. Vom Volke ausgegangen, erreichten sie bald die Tribünen, und nun sah man — schrecklich zu sagen! — dreißigtausend Hände ringsherum wahnsinnig Beifall klatschen, während diese Unglückliche, halb verbrannt, auf dem Scheiterhaufen sich abkämpfte, ihre Arme im Rauche bewegend, inmitten der Flammen sich krümmend, ihre Bande schüttelnd, ohne sie zu durchbrechen, und den Tod herbeirufend, ohne sterben zu können. Endlich sank sie in sich selbst zusammen; ihre Arme und ihr Kopf fielen vorwärts, und durch den Gürtel am Pfosten festgehalten, blieb sie, das Haupt auf die Füße

herabgesenkt unbeweglich. Endlich stürzte der Fußboden unter ihr ein und das Schaffot verschlang sein Opfer. Man sah nun nichts mehr, als ein wenig Rauch, der über dem Scheiterhaufen hinschwebte, und weitere Klagetöne ließen sich eben so wenig vernehmen. Auf dem Platze herrschte von neuem Stille. Man horchte, man suchte zu errathen, ob Alles auf jenem Schaffot vorüber sey. Aller Augen befragten sich. Auf die Freude wollte vielleicht eben die Betäubung nachfolgen, als der Laienbruder auf die Richtstätte geführt wurde. Nun sollte die Reihe an Romuald kommen. Bei der Kunde von dieser neuen Vorstellung brach der allgemeine Beifall zum zweiten Male aus, und die Freudenrufe der Menge übertönte nur das Geläute aller Glocken. Vierhundertzweiundvierzig Jahre zuvor hatten diese Glocken das Zeichen zur sicilianischen Vesper gegeben. Es war dieselbe Stätte und wohl auch dasselbe Volk; die Kinder zeigten sich ihrer Väter würdig.

Die Niedermetzlung der Franzosen im Jahr 1282 und die Hinrichtung von 1724 sind die schrecklichsten Blätter aus der Geschichte Palermo's. Man kann nicht mehr an solche Gräuel glauben, und doch zeigen uns die zeitgenössischen Jahrbücher, daß die Sicilianer, die sich zwischen jenen zwei Epochen gleich blieben, auch seitdem sich eben so wenig geändert haben; in unseren Tagen noch haben sie bewiesen, daß ihre Wildheit dieselbe ist. Wer kennt nicht folgende fürchterliche Episode? Während des ägyptischen Feldzuges wurde ein, mit Kranken und Verwundeten beladenes Fahrzeug vom Winde fortgerissen und an die Küste von Sicilien verschlagen. Diese unglücklichen französischen Soldaten, die zum größeren Theile blind waren, wurden von den Einwohnern bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Unser Feldzug in Calabrien, wo viele Sicilianer gegen uns kämpften, könnte noch schrecklichere Thatsachen liefern; endlich war Palermo erst in der neuesten Zeit, im Jahre 1837, der Schauplatz unerhörter Grausamkeiten: die Cholera hauste in der Stadt, und die Einwohner,

die in der von Gott gesandten Seuche eine allgemeine durch die Menschen versuchte Vergiftung erblickten, beschuldigten gewisse Regierungsbeamte, Arsenik in die Brunnen geworfen zu haben. Diesen Unglücklichen ward der Bauch aufgeschlizt; dann wurden sie in Stücke zerhauen und lebendig auf dem großen Platze verbrannt. Man sah, wie Kinder ihre Leichname aus den Flammen rißen, um sie zu beißen, zu zerreißen und ihre zuckenden Glieder in den Straßen umherzuziehen.

Der Sicilianer ist immer derselbe: ausschweifend in allen Leidenschaften, vor Nichts zurückschaudernd, wenn es sich um ihre Befriedigung handelt; plötzlich ohne Uebergang von der tiefsten Trägheit zu der lebendigsten Thätigkeit überspringend; Alles auf's Extrem treibend, liebt er das Vergnügen bis zum Wahnsinn und mehr als das Vergnügen die Rache. Wie der Tiger sich verbergend, um seine Beute zu erfassen, wird er wie dieser beim Anblicke des Blutes wüthend. Tapferer als der Neapolitaner, aber abergläubisch wie dieser, ruft er die Madonna an, während er ein Verbrechen begeht. Verschlossen überdies im gewöhnlichen Leben, unbekümmert um das Elend und stolz auf seine Lumpen ist der Sicilianer ein Italiener, in dem obendrein ein Spanier steckt.

Nachdem wir San Martino verlassen, wandten wir uns nach Monreale, einer kleinen Stadt, erbaut auf einer Höhe, welche die Conca d'auro beherrscht. Es gibt zwei sehenswerthe Dinge in Monreale: die Kirche und das Kloster. Das Aeußere der Kirche ist im ernstesten Style erbaut. In neuester Zeit erst abgebrannt, wurde sie mit vieler Geschicklichkeit wieder hergestellt. Im Innern ist sie eine Moschee. Auf prächtigen Säulen aus einem einzigen Block von morgenländischem Granit ruht das Gewölbe, das eine gewaltige Goldmosaik ist. Die ehernen Thüren werden dem Pisaner Bonani zugeschrieben. Sie sind wie die an der Taufkapelle zu Pisa mit Schnitzarbeiten versehen; aber welcher Unterschied!

Zwei Sarkophage von Porphyr werden in dieser Kirche aufbewahrt. Es sind dieß die Gräber von Wilhelm dem Guten und Wilhelm dem Bösen.

Das Kloster zu Monreale gehört wie das von San Martino den Benedictinern. Die Regel der Bewohner, ihr Luxus und ihre Lebensweise sind dieselben. Nur ist die Lage ihres Palastes noch schöner, und von seiner Terrasse aus taucht sich der Blick, das Thal von Palermo beherrschend, in ein Panorama, von dem keine Beschreibung einen Begriff zu geben vermöchte.

Zum Spatzierengehen haben die Benedictiner von Monreale einen Kreuzgang, in dessen Mitte ein Blumengarten liegt, der von Springbrunnen befeuchtet wird, und dessen Säulengang von unvergleichlicher Vollkommenheit und Eleganz ist. Zur Erholung besitzen sie eine Bibliothek, die noch reicher ist als die von San Martino. Einer unserer Landleute, Hr. Desvergers, der Orientalist, hielt sich, wie uns die Benedictiner sagten, vierzehn Tage hindurch im Kloster auf und entzifferte daselbst ein arabisches Manuscript, das ihrer Versicherung zufolge nicht weniger als fünfundzwanzig Fuß lang war.

Von Monreale stiegen wir zu den Kapuzinern hinab. Da ist auch wieder ein Kloster; aber hier sind die Klausner, statt vornehm, reinlich und gelehrt, arme Mönche, die barfuß einhergehen und Almosen betteln. In Ermanglung von Marmorsälen besitzt ihr Kloster eine Merkwürdigkeit anderer Art. Es ist dieß ein unterirdischer Kirchhof, eine Todtengruft, die in keinem Lande Ihresgleichen hat; denn der Thurm Saint Michel zu Bordeaux vermag keinen Begriff davon zu geben. Diese gewaltige Gruft ist in mehrere bedeckte, durch Luftlöcher genugsam erleuchtete Straßen eingetheilt. Man ließ uns einige Stufen hinabsteigen, bis wir uns am Eingange eines langen Corridors befanden, dessen Wände, soweit das Auge reichte, mit Leichnamen bedeckt waren. Die Erde dieser Gruft ist von der Art und die Luftzüge

sind hier so eingerichtet, daß sich die Körper daselbst erhalten, als wären sie einbalsamirt. Ich habe in meinem Leben nichts Entsetzlicheres gesehen, als diese Höhle mit mehreren Stockwerken schwarzer Leichname, wie sie hier verdorrt, grinsend, mit ihren Festkleidern geschmückt, systematisch aufgestellt, am Nacken an einem Nagel befestigt und der öffentlichen Neugierde preisgegeben sind. Der alte Kapuziner, der den Fremden in diese Todtenkammer führt, wo auch er bald sein Plätzchen einnehmen wird, ist bemüht, den Besucher auf diejenigen Körper aufmerksam zu machen, welche die Zeit am meisten verschont hat. Er schlägt mit seinem Zeigefinger daran, und der hohle Ton, den der Bauch dieser Leichname von sich gibt, bezeugt die Kraft und die Spannung der Haut, die sie noch immer bedeckt. Ein guter alter Superior der Kapuziner, der vor etwa hundert Jahren gestorben, ist ein Wunder in dieser Art. Sein Gesicht zwar ist schwarz, aber seine Züge haben beinahe noch keine Veränderung erlitten. Diesem öffnet der Cicerone den Mund und zieht seine Zunge heraus, damit der Reisende deren Conservation gehörig würdigen könne. Das ist eine unwürdige Entweihung; dem Tode soll nicht auf diese Weise Hohn gesprochen werden. Die niedrigsten Thiere begeben sich, wenn es dem Tode zugeht, instinktmäßig in ihre Höhlen, wo ihr Gerippe zum Staube wird, ohne die Glossen des Vorübergehenden hervorzurufen. Der Fremde begreift nicht, wie der Gedanke eines derartigen Baues in einem menschlichen Hirne entstehen konnte; die Sicilianer aber finden die Sache ganz natürlich. Sie halten es für eine Ehre, nach ihrem Tode in der Gruft der Kapuziner aufgehängt zu werden. Um daselbst gewiß Aufnahme zu finden, sprechen Manche dieses Verlangen in einer Klausel ihres Testamentes aus und legen ihrem Erben die Bestimmung auf, den Kapuzinern eine ziemlich beträchtliche Summe zu bezahlen. Nachdem man sie mit einem Zettel bezeichnet, wirft man sie acht Monate hindurch in den Kalk; nach Ablauf dieser

Zeit zieht man sie ausgetrocknet und abscheulich, aber ganz und noch mit der Haut bedeckt, heraus; man kleidet sie an, ein Zettel wird an ihren Hals befestigt und dann hängt man sie, nach der Zeitfolge geordnet, an einen Nagel. Ich fragte den Kapuziner, wie viele Todte er unter seiner Obhut habe.

„Viertausendfünfhundert," antwortete er mir.

„Und wenn alle diese Nägel besetzt sind und man Ihnen einen Todten bringt, was machen Sie dann?"

„Wenn alle Nägel voll sind und einer kommt, Excellenz, nimmt man einen Alten weg und hängt den Neuen an seine Stelle."

Die Frauen haben ein Eintritts-, ja sogar ein Bürgerrecht in dieser Gruft. Statt sie an die Wand zu hängen, legt man sie in die Schiebladen und bewahrt sie unter Glas auf. Sie sind beinahe alle festlich gekleidet; einige tragen das weiße Brautkleid und den Orangenstrauß als Zeichen der Jungfräulichkeit. Inmitten dieser Blumen, dieser Schleier und Spitzen sieht man ein schwarzes und abstoßendes Gesicht grinsen. Unten am seidenen Kleide ragen zwei Füße, die in Atlasschuhen stecken, hervor. Diese beinahe leeren Schuhe sind mit Baumwolle ausgestopft; man schaudert unwillkürlich; die Züge einer Frau, die man geliebt, auf diese Art entstellt, wiederzusehen, — wäre das nicht eine Strafe, an die selbst Dante nicht gedacht? Nun, die Sicilianer finden sich in dieser Höhle ein, um die Leichname ihrer Freunde zu betrachten.

Ich lief schon lange in diesen Grabeshallen umher, voll Erstaunen, ihr Ende noch nicht zu sehen. Ich hatte genug an diesem Spaziergange; diese Komödie mit dem Tode entrüstete mich; dann athmete ich auch einen Geruch von schlecht gegerbtem Leder ein, der immer stärker wurde, je weiter ich vordrang. Endlich hatte, wie ich gestehen muß, dem Ekel, den ich anfänglich empfunden, das Nachdenken einen geheimen Schrecken beigesellt.

Särge unter meinen Füßen, Todte über meinem Haupte; rechts, links, rings um mich Todte; mir war, als ob ich in einem jener Anfälle des Alpdrückens, wie sie das Fieber erzeugt, wachend einhergehe. Wenn einer dieser Leichname sich vom Nagel losmachen und auf mich herabfallen würde! sagte ich mir mit Entsetzen. Dieser Gedanke bestimmte mich, die Augen zu schließen. In demselben Augenblicke legte sich eine Hand auf meine Schulter. Ich schauderte vom Kopf bis zu den Füßen. Es war unser Cicerone, der alte Kapuziner. Als er meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, führte er mich vor die lange Reihe von Bahren, die den untern Theil der Wände schmückt, und zeigte mir einen großen eichenen Sarg mit den Worten:

„Da ist ein Franzose."

Näher tretend las ich auf einer Metallplatte:

„E. de ***, gestorben zu Palermo, den 22. April 1839." Ich blieb wie vom Schlage gerührt stehen. Diese Unterschrift erinnerte mich an nachstehendes Erlebniß:

An einem Sommerabend ging ich allein auf dem Boulevard des Italiens in Paris spatzieren, als einer meiner Freunde auf mich zutrat. In seiner Gesellschaft befand sich ein junger Mann, den ich nie zuvor gesehen hatte, der mir aber sofort durch das ausgezeichnete Wesen seiner Manieren und die ungewöhnliche Schönheit seines Gesichtes auffiel. Mein Freund sagte mir, daß es der Graf de *** sey, dessen Familie ich kannte. Eine Stunde lang gingen wir drei auf dem Boulevard spatzieren; dann verließ uns mein Freund, und ich blieb mit dem jungen Manne allein. Wir setzten, über die verschiedenartigsten Gegenstände plaudernd, unsern Spatziergang fort. Mein Begleiter war gereist und hatte in fremden Landen gedient. Seine Unterhaltung war ebenso lebhaft als geistreich. Junge Leute haben bald Bekanntschaft geschlossen; von einem unablässigen Verlangen sich mitzutheilen geplagt, bringen sie, sobald sie verstanden zu

werden glauben, unaufgefordert die geheimsten Gegenstände ihres Herzens zur Sprache. Nach einstündigem Spaziergange hatten wir uns tausend Sachen vertraut. Träume von Ehrgeiz, Liebe, Reisen, Politik und Poesie, Alles war besprochen worden. Um Mitternacht liefen wir noch auf dem Boulevard einher und waren schon Freunde. Als wir zu der brennenden Lampe eines Tabakshändlers hinkamen, zog T*** aus seiner Tasche ein Cigarrenetui, dessen Arbeit ich sorgfältig betrachtete.

„Finden Sie es hübsch?" sagte er zu mir; „behalten Sie es und geben Sie mir das Ihrige. Wir haben dann ein gegenseitiges Andenken an unser erstes Zusammentreffen und an diesen frohen Abend."

Ich dankte ihm und wir tauschten unsere Cigarrenbüchsen aus.

„Gott weiß," fuhr er fort, „wann und wo wir uns, bei den Reiseplänen, die wir beide haben, wiedersehen. Welche Fülle neuer Dinge werden wir, in entgegengesetzter Richtung hinausziehend, sehen! welche Geschichten werden wir uns zu erzählen haben, wenn sich unsere Pfade zum zweiten Male kreuzen! „Denn," fügte er lachend hinzu, „nur die Berge kommen nicht zusammen, wir aber werden uns vermuthlich irgendwo wieder finden."

Er drückte mir die Hand und bog, wie ich mich noch wohl erinnere, in die Rue Caumartin ein. Des folgenden Tages reiste er nach Deutschland ab, und ich hörte nichts mehr von ihm. Aber er hatte wahr gesprochen; wir sollten uns irgendwo wieder finden. Vier Jahre später stund ich unvermutheter Weise vor seinem Sarge. In diesen vier Brettern also sollten diese Pläne, diese Träume, so viel Jugend und so viel Zukunft enden! Wie viele unbekannte Wesen waren nach einander und zu verschiedenen Zeiten, nachdem sie in dieser Welt entgegengesetzte Pfade verfolgt, in diese fürchterliche Gruft gelangt, um hier eine gleiche Entwicklung des Drama's ihres Lebens zu finden! Auch

sie waren einst jung gewesen und ohne Zweifel liebend und geliebt . . . Eilends entfernte ich mich aus dem Kloster der Kapuziner.

Am folgenden Tage erstattete uns der Schreiber des französischen Consuls ausführlichen Bericht über den Tod unseres unglücklichen Landsmannes. Was wir gehört, wäre ein ganzer Roman, aber ich kann es nicht wiedererzählen.

Acht Tage waren jetzt seit unserer Ankunft verstrichen. Wir hatten Alles gesehen und wieder gesehen; das schöne, arabische Schloß la Zisa, das Haus, das der König Louis Philipp in seiner Jugend bewohnte und die reizende Kapelle, in welcher jener junge Prinz getauft wurde, der im Exile geboren werden, für den schönsten Thron der Welt heranwachsen und auf einem Pflastersteine seinen Tod finden sollte! Da wir ganz Sicilien zu durchwandern beabsichtigten, so mußte jetzt an die Weiterreise gedacht werden. Die Hitze, die schon an der Küste sehr stark war, sollte, wie man uns versicherte, im Innern der Insel demnächst unerträglich werden. Wir mußten nun dieser Stadt, die mit so viel Recht die glückliche (Palermo felice) genannt wird, Lebewohl sagen. Es geschah das, ich gestehe es, nicht ohne Wehmuth; meine Erinnerungen boten mir nichts Aehnliches. Wenn ich nicht als der Sohn eines andern Landes geboren wäre, so hätte ich hier leben mögen; und jetzt noch, nachdem ich den größern Theil von Europa und eine Seite von Asien durchwandert, jetzt noch schwingt sich, — wenn ich, auf meinen Abgangspunkt zurückgekehrt, den langen von mir verfolgten Pfad betrachte — meine Seele mit Liebe nach Sicilien und unter allen Städten, die ich besucht, ist Palermo diejenige, welche ich am liebsten wieder sehen möchte.

Das Innere der Insel.

Eine Reise in das Innere von Sicilien wird in Neapel als etwas Unmögliches erklärt, und in Palermo selbst betrachtet man dieses Unternehmen als sehr gefährlich. Wenn wir das mindeste Gepäcke mit uns führten, sagte man uns, so würden wir unfehlbar von den Räubern oder sogar von unseren Maulthiertreibern ermordet; oder wenn wir je den Banditen entgehen sollten, vor Hitze, Hunger und Elend sterben. Diese fürchterlichen Prophezeiungen waren von noch entsetzlicheren Beispielen begleitet. Augenzeugen von Angriffen und Mordthaten umschaarten uns. Ein Franzose, der mit uns im Hotel de France wohnte, weigerte sich, uns zu begleiten. Er hatte, wie er versicherte, sechs Wochen zuvor einen seiner Freunde, gänzlich ausgeplündert und halb todt geschlagen, mit seinem Bedienten, der es zu drei Viertheilen war, nach Messina zurückkehren sehen. Diese Erinnerung dämpfte seine Neugierde. Was uns jedoch betrifft, so schreckte uns Nichts ab. Wir hatten die Schwäche, nicht so recht an Räuber zu glauben, und fürchteten uns weder vor ein wenig Strapazen, noch vor einigen Entbehrungen. Ueberdieß, wenn das Innere von Sicilien dem entsprach, was wir in der Umgebung der Hauptstadt davon gesehen, mußte da nicht der Reiz einer solchen Reise alle Mühen tausendfach aufwiegen? und dann, waren wir nicht jung, gesund und gut bewaffnet? Wir setzten unsere Abreise auf den 28. April fest.

In Sicilien gibt es zur Zeit nur eine einzige Straße, die von Palermo nach Messina. Sie nimmt anfänglich, die Insel in ihrer ganzen Breite durchziehend, die Richtung über Catania; von hier aus zieht sie sich bis nach Messina längs der Meeresküste hin. Auf dieser Straße geht dreimal wöchentlich eine ungestalte, mit dem Namen Postkutsche geschmückte Patasche, die in drei Tagen an ihrem Bestimmungsorte eintrifft. Nun waren wir nicht gerade deßhalb nach Sicilien gekommen, um die Landstraßen, sondern im Gegentheil, um unbetretene Wege, wenn solche irgend zu finden, aufzusuchen. Nachdem also die Chaise verworfen war, blieb uns die Wahl zwischen drei Transportmitteln: dem Schiff, der Portantine und dem Maulthier. Zu Schiffe sieht man nur die Küsten. Die Portantine oder Sänfte ist ein ambulantes Gefängniß, worin man erstickt, von wo aus man wenig sieht und in welchem man ganz das Aussehen eines Schwächlings hat. Das Maulthier allein konnte uns zusagen. Es war zwar das ermüdendste Transportmittel; aber wir wählten es dennoch. Hierzu trafen wir nun folgende Maßregeln: der Führer Giovanni Scarbillo, dessen Bekanntschaft der Leser bereits gemacht, erschien eines Morgens auf unsere Bestellung vor dem französischen Consul, und es wurden ihm hier unserer Seits nachstehende Vorschläge gemacht, die er nach vielen Weigerungen und Bedenklichkeiten annahm. Ich verpflichtete mich, ihm für mich und meinen Gefährten täglich fünf Piaster (sechsundzwanzig Franken) zu bezahlen. Gegen diese Summe mußte er für unsern Lebensunterhalt sorgen und Alles zur Reise Erforderliche beischaffen. Er lieferte uns vier Maulthiere, einen Maulthiertreiber, seine eigenen Dienste, zwei Frühstücke und ein Diner per Tag; und ohne irgend Etwas weiter fordern zu können, mußte er, so lange uns beliebte, mit uns reisen und jede uns gefällige Richtung einschlagen. Nur für den Fall, daß wir ihn ferne von Palermo zurückließen, machten wir uns verbindlich, ihm für die Heimreise eine der Entfernung

entsprechende Entschädigung zu zahlen; dieser, in zwei Exemplaren ausgefertigte Miethvertrag wurde, wie dieß üblich ist, von dem Führer und uns unterzeichnet.

Am 28. April trafen wir um sechs Uhr Morgens vor unserem Gasthofe Giovanni, einen Maulthiertreiber und statt der bedungenen vier Maulthiere zwei Maulthiere und eben so viele Pferde. Am ersten Tage ging viel Zeit verloren. Das Aufladen unseres Gepäckes, sowie unsere eigenen Zurüstungen hielten uns auf; zwanzig Uhr nach der sicilianischen Zeiteintheilung schlug es von der Kathedrale, als sich unser kleiner Trupp bei glühender Sonnenhitze durch die Straßen von Palermo in Marsch setzte. Da wir geraden Weges nach Girgenti (Agrigent) zu gehen beabsichtigten, so ließen wir bei unserem Auszug aus der Stadt Monreale zu unserer Rechten und wandten uns sofort nach dem Gebirge. Wir hatten etwa eine Meile zurückgelegt, und unsere Pferde begannen jetzt erst ihren Reisegang, das heißt einen kurzen Schritt, anzunehmen, als das erste Ereigniß uns aufhielt. Ich war der Letzte des Trupps und saß auf einem kleinen, röthlichbraunen Pferde, das, wie ich gleich anfangs gesehen, sehr häßliche Formen und, wie ich bald gewahrte, einen abscheulichen Charakter besaß. Wir befanden uns noch inmitten der einzelnen Häuser, welche die Vorstadt Palermo's bilden, als ich plötzlich ein junges Mädchen, halb nackt, mit fliegenden Haaren und ekelhaft vor Elend, auf mich zulaufen sah. Die Arme stieß ein entsetzliches Geschrei aus und hielt mir über ihrem Haupte einen großen Stein drohend entgegen. Ich muß gestehen, daß der Stein, das Geschrei und vor Allem die verstörten Augen des jungen Mädchens mich etwas aufregten. Ich errieth, daß sie verrückt sey und Nichts setzt mich so sehr in Schrecken als der Anblick eines Tollen. Da ich mich also durch die Flucht der Verfolgung dieses jungen Mädchens tapfer entziehen wollte, so gab

ich meinem Pferde einen tüchtigen Stockstreich; es blieb stehen. Ich lederte es von Neuem; da begann es, auszuschlagen. Ich walkte es nun mit der Faust tüchtig durch und bearbeitete ihm den Bauch mit Fußtritten; aber Alles war umsonst. Die Tolle kam immer mehr heran. Von Nahem gesehen schienen mir ihre Züge wild; der Stein hatte eine ungeheure Größe. Ich fuhr fort, mein Pferd wüthend zu schlagen, das jedoch wie versteinert auf dem Platze stehen blieb. Da ich nun sah, daß ich der Gefahr nicht entfliehen könne, so stellte ich mich ihr gegenüber. Die Tolle blieb in der Entfernung von vier Schritten stehen, zeigte mir zum zweiten Male ihren Stein, erhob ihn mit drohender Miene und schwang ihn ... Das war der entscheidende Augenblick; ich betrachtete meine Feindin unverwandten Auges; endlich stieß sie ein Geheul aus, und der Stein flog ab. Ich wurde nicht getroffen; das Geschoß streifte das Kreuz meines Pferdes, und das Schnauben, das ich hörte, zeigte mir, welch' ein großes Glück es war, daß die Tolle nicht eben so viel Augenmaß als Kraft im Vorderarme besaß. Meine verfluchte Bestie war berührt worden und, dieser Ermahnung besser gehorchend als den meinigen, schlug sie einen gewissen, kurzen Trab ein, der ihr schnellster Gang war. Als ich mich außer dem Bereich der armen Wahnsinnigen befand, gewahrte ich, daß dieser Vorfall die Heiterkeit von etwa zwölf Frauen, die ihre zerlumpte Jugend auf der Straße kämmten, im höchsten Grade hervorgerufen hatte. Meine Eigenliebe fühlte sich dadurch beleidigt, und dieses Ereigniß am Anfang einer Reise schien mir ein sehr schlimmes Vorzeichen.

Dieser Tag war schon für Abenteuer bestimmt. Nachdem wir etwa vier Meilen auf einer staubigen Straße zurückgelegt, kamen wir an einen kleinen Fluß. Einer andern Gesundheitslehre folgend als wir, tränken die sicilianischen Maulthiertreiber ihre Thiere an jedem Wasser, an dem sie vorbeikommen. Wir ritten also in das Wasser hinein. In unserer Nähe knieten junge Mäd-

chen, die hier am hellen Tage Weißzeug wuschen. Eine von ihnen war sehr hübsch. Ich begann sie zu betrachten, ohne an den schlimmen Charakter meiner Bestie zu denken. Plötzlich fühle ich, wie meine Unterlage nachgibt und siehe da, auf einmal liege ich im Wasser, die Füße unter meinem Pferde, das sich dem Genusse des Badens mit höchster Wonne überließ. Ich zog mich glücklicherweise, ohne Schaden zu nehmen, aus diesem schlimmen Handel, bei dem ich mit einer Durchnässung vom Kopf bis zu den Füßen davon kam. Dieß nun war allerdings bei einer Hitze von dreißig Grad nur eine sehr kleine Unannehmlichkeit; aber die jungen Wäscherinnen machten sich über mich lustig, wie die Matronen von Palermo, und dießmal fühlte ich mich tief gekränkt.

Diese beiden Ereignisse, die in der ersten Stunde einander nachgefolgt, erinnerten mich an die zahllosen Schwierigkeiten, die man uns verheißen hatte; aber ich war beinahe froh darüber. Mußte unsere Reise, wenn sie mit Schwierigkeiten verknüpft war, nicht auch ein erhöhtes Interesse haben? So ist die Jugend; was sie aufhält, belebt sie, und jedes Hinderniß ist ihr willkommen.

Nachdem wir uns wieder in Marsch gesetzt, folgten wir einige Stunden lang einem nicht besonders interessanten Wege. Links und rechts breiteten sich, so weit das Auge reichte, Fruchtfelder aus. Die Sonne brannte. Nichts störte die tiefe Stille des Feldes als das Geräusch von dem Tritte unserer Pferde, und da und dort der Gesang einer Wachtel. Jetzt will ich auch die Ordnung unseres Zuges, welche die ganze Reise hindurch gleich blieb, beschreiben.

An der Spitze der Karavane ging ein großes, mit unseren beiden Felleisen und dem Proviantkorb beladenes Maulthier. Andrea, der Maulthiertreiber, war ein Sicilianer und somit unfähig zu gehen; darum fand er auch, ohne alles Mitleiden mit

dem armen Thiere, für gut, das Gewicht seiner Person dem unserer Bagage beizufügen. Beständig, so zu sagen, auf dem Schwanze seines Maulthieres sitzend, zog dieser gute Mann, der beinahe wie unsere Landleute gekleidet war und gleich ihnen eine garstige Mütze von weißer Baumwolle auf dem Kopfe trug, ein Lied durch die Nase singend und sein Thier mit einem Nagel antreibend, ruhig dahin. Dieses Thier, das alt und schwach schien, trug noch etwa vierhundert Pfund. Giovanni Scardillo folgte auf einem andern kleinen Maulthiere. Er war ein Mann von vierzig Jahren, von kleiner Gestalt und bedeutender Wohlbeleibtheit; verschieden von dem Joseph des Herrn von Chateaubriand, war er nicht ganz in blauen Sammt gehüllt, sondern, um sich vor der Sonne zu schützen, auf den Einfall gekommen, sich eine kleine schwarze Mütze von lackirtem Leder anzuschaffen. Sein ehrbares, für diese Bedeckung viel zu dickes Haupt glich einer Kugellampe, wie man sie über Portalen angebracht sieht. Da der leiseste Wind diese Mütze wegnahm, so hatte Giovanni, der ein tiefer Denker war, die Erfindung gemacht, sie mittelst einer Schnur auf seinem Schädel zu befestigen. Dieses festgeknüpfte, neumodische Sturmband theilte sein Gesicht in zwei Hälften, grub sich in seine Wangen ein, durchfurchte sie mit einer tiefen Narbe und verlieh seinen Zügen das sonderbarste Aussehen. Das war jedoch sein kleinster Schmerz. Seit unserer Abreise hatte unser Cicerone seine gewöhnliche Heiterkeit verloren; geschwätzig von Natur, sprach er heute kein Wort und das häufige Zusammenziehen seiner Gesichtsmuskeln schien ein geheimes Leiden zu beurkunden, dessen Wesen ich alsbald errieth. Er ritt, wie gesagt, ein sehr kleines Maulthier und war da in einen abgenähten Sattel halb eingeklemmt. Der Sattler hatte, als er seine Arbeit machte, so wenig als der Kappenmacher, an Meister Scardillo gedacht. Dieser Sattel, dessen Knopf und Hintertheil sehr hoch waren, bildete eine wahre Feuerzange für diesen Unglücklichen, und das Gewicht seiner Beine

zog ihn unablässig in diesen höllischen Einschnitt, in welchen ihm der Durchmesser seines Bauches den Eingang versagte. Ueberdieß streiften zwei dicke, von jeder Seite herabhängende Nachtsäcke die Flanken des kleinen Maulthieres und nahmen zur Beeinträchtigung der Waden Scardillo's die Quartiere des Sattels ein.

Aber Giovanni besaß einen erfinderischen Geist, der ihn nie verließ. Er schnallte seine Steigbügel kürzer und mit festangeschlossenen Schenkeln zog er einige Zeit stehend, unerreichbar von dem Folterwerkzeuge und vorwärts gebeugt, wie ein englischer Wettrenner, dahin. Scardillo war jedoch zu dick und zu schwerfällig, um einen Jockey nachzuahmen und, was ich voraussah, trat ein. Ein Steigbügelriemen brach, und der arme Teufel, der hinfort ohne Stütze war, begann, in seinen Sattel herabzusinken, wobei er so fürchterliche Gesichter schnitt, als ob man ihm an jedem Fuße eine Kugel befestigt hätte. Seine röthlichbraune Sommerhose war so stark gespannt, daß beide Stege zugleich rissen, und die rothen und jämmerlichen Beine Giovanni's an's Tageslicht traten. Die beiden Stege, die wehmüthig gegen die Erde herabhingen, die Hose, die sich hinaufschob, die kleine Mütze und die Schnur, die das ehrbare Gesicht des Cicerone in zwei Hälften schnitt, diese ganze Unordnung stand im lebhaftesten Widerspruche mit der Sorgfalt, die gewöhnlich in Scardillo's Anzug vorherrschte. Das Gesicht des armen Teufels drückte düstere Verzweiflung aus. Sein beständig lächelnder Mund, der gegen die beiden Winkel sich senkte, hatte die Gestalt eines verkehrten Halbmondes. Von der Sonne geblendet und von Schweiß triefend, konnte sich Giovanni nur dadurch gegen seine Leiden helfen, daß er vor sich, quer über den Sattel, einen langen Stock aufpflanzte, auf welchen er sich lehnte und so die hintere Parthie seines Körpers zwang, gegen die Nachtsäcke zu kämpfen. Endlich glückte es ihm, daß er Boden gewann und als Polster zwischen seinen Bauch und den Sattelbogen ein blaucarrirtes Schnupftuch legen konnte,

das ich noch heute zu sehen glaube. Dieses Tuch schützte den Unterleib unseres Führers vor einer gefährlichen Reibung.

Unmittelbar nach Scardillo kam auf einem ziemlich guten Pferde mein Reisegefährte, vom Kopf bis zu den Füßen grau gekleidet und einen gleichfalls grauen, mit grünem Taffet gefütterten Filzhut auf dem Kopfe. Die Läufe der beiden Pistolen, die aus seinen Taschen hervorragten, sowie der dicke Stock, den er in der Hand trug, gaben seinem bärtigen Gesichte ein fürchterliches Aussehen. Mit Befremden bemerkte ich, daß mein Gefährte nicht so wie ich, von der Lage Scardillo's gerührt wurde. Von Zeit zu Zeit warf er ihm strenge Blicke zu, die der arme Cicerone nur mit Mühe aushielt. Ich erfuhr, daß Giovanni im Anfang die Sachen anders eingetheilt hatte. Ganz richtig erwägend, daß der Durchmesser seiner Person mit dem seines Sattels in keinem Verhältnisse stund, und daß sein Gewicht für das kleine Maulthier eine zu drückende Last seyn würde, hatte er bei der Abreise geglaubt, sich das beste Pferd und den bequemsten Sitz zuerkennen zu müssen und meinem Freunde die so eben beschriebenen Folterwerkzeuge vorgeschlagen. Dieser, der sich sehr schlecht dabei befunden, hatte sie seiner Seits Giovanni zuerkannt und blieb nun unempfindlich bei den krankhaften Zuckungen, die von den Leiden zeugten, die der Patient ihm ursprünglich zugedacht hatte.

Auf einem schlechten Pferde sitzend, dessen Charakter man bereits kennt, schloß ich den Zug.

Um drei Uhr langten wir in Villafrate an. Das sonderbare Aussehen dieser Stadt fiel mir auf; später jedoch sah ich, daß alle sicilianischen Städte im Innern der Insel einander so ziemlich gleichen. Die Häuser, mit flachen Dächern, sind viereckig, außerordentlich nieder und klein, und haben alle denselben Umfang. Nie berühren sie sich, sondern sind vielmehr stets durch eine gleichmäßige Entfernung von einander getrennt; diese Lücke

bildet zwischen ihnen eine Unzahl enger, nicht gepflasterter und nach der Schnur gezogener Straßen. Die Mauern sind nicht mehr weiß wie in Italien, sondern gräulich, und wenn sie die Sonne bescheint, könnte man sie für lilafarbig halten. Von weitem gesehen gleichen diese Häuser Zelten, und diese kleinen, nach der Schnur gerichteten, meistens auf Anhöhen liegenden Städte sehen wie unsere Feldlager aus. In dem Albergo de San Lorenzo angekommen, traten wir in das einzige Gemach einer abscheulichen Kneipe. Um einen großen Tisch saßen etwa zwanzig Maulthiertreiber, die sich mit einander unterhielten und Artischoken aßen. Die wilde Artischoke ist das einzige Lebensmittel, auf das man in einer sicilianischen Locanda, wo das Brod sogar eine Seltenheit ist, zuversichtlich rechnen kann. Diese Mahlzeit hatte nichts Reizendes; in dem Saale, in welchem wir uns befanden, herrschten ein widriger Schmutz und ein schlechter Geruch; die Gäste, die uns umgaben, hatten die schlimmste Miene von der Welt; aber der Hunger drückte uns die Augen zu, und ohne weitere Umstände nahmen wir zur Seite der Maulthiertreiber Platz. Zum Nachtisch lieferte uns der Korb Giovanni's ein halb Dutzend harte Eier; der Gastwirth brachte uns eine herrliche Flasche Muskatwein und nach dieser Mahlzeit stiegen wir wieder auf unsere Maulthiere. Wenn man Villafrate verläßt, tritt man in ein außerordentlich fruchtbares, wohl bebautes Land, das keine Brachfelder hat und wechselsweise mit Korn, Bohnen und Lein besäet ist. Hier und da stößt man auf Gruppen von Oliven- oder Mandelbäumen; dieß sind, nebst den Feigen und Orangen, die einzigen Bäume, die im Innern der Insel wachsen. Dieser Theil von Sicilien ist weder entschieden bergig, noch durchaus eben. Wir sehen hier eine ununterbrochene Reihenfolge von sehr kleinen Hügeln, die gleich hoch und von demselben Grün schattirt sind. Man könnte dieses Gebiet für ein bewegtes Meer halten, dessen große Wogen plötzlich erstarrt sind. Ich war erstaunt, weder

Städte noch vereinzelte Häuser zu sehen; wie ich mich überzeugt, gibt es solche in Sicilien nicht. Man findet hier nur kleine Städte, die, wie im Mittelalter, auf dem Gipfel der Berge erbaut und bisweilen eine ganze Tagereise von einander entfernt sind. Zwischen ihnen dehnen sich stille, unbewohnte Felder. Das Land ist eine bebaute Einöde; die Leute, die das Feld bebauen, wohnen in diesen Städten, ferne von ihren Feldern. In der Jahreszeit, wo der Boden den Ackerbau gebieterisch erheischt, steigen sie auf ihre Pferde, verlassen die Stadt und ziehen oft sechs bis sieben Stunden weit hinaus, ihre Besitzung zu bebauen. Des Abends kehren sie in ihre Familien zurück, die, getreu den alten Bräuchen, das einsame Leben unserer Landleute nicht begreifen könnten. Wenn einmal das Korn eingesäet und das erste Gras ausgerissen ist, bekümmert sich der sicilianische Landmann um Nichts mehr; er überläßt die Sorge für das Uebrige der Natur und diese schafft so, daß er in einem gewöhnlichen Jahre fünfundzwanzig- bis dreißigfältig ernten kann. Diese reiche Fruchtbarkeit ist übrigens keineswegs das Ergebniß einer rationellen Cultur. Die Landwirthschaft hat in Sicilien seit Triptolemus keine Fortschritte gemacht. Die natürlichen Wiesen fehlen gänzlich; die künstlichen Wiesen aber sind unbekannt; es gibt somit sehr wenig Vieh und eben darum auch wenig Dünger. Kaum werden die Felder gedüngt und noch weniger gehörig geackert. Der sicilianische Pflug — dem ähnlich, den die am Alten hängenden Landwirthe in gewissen Departements des mittleren Frankreichs anwenden — besteht aus einer Stange von zwölf Schuh Länge, an deren Ende in spitzem Winkel ein zweites Stück Holz angebracht ist, versehen mit einer Eisenspitze, die den Boden aufzustechen bestimmt ist. Da jedoch dieser Pflug kein Streichbrett hat, das die Erde umlegt, und kein Pflugmesser, das der Pflugschaar vorangeht, so greift er auch nicht viel tiefer als eine eiserne Egge in den Boden ein; er ist mit zwei Ochsen bespannt, die an einem Kummet und nicht wie

im südlichen Frankreich mit dem Kopfe ziehen. Diese Ochsen, die roth und oft sehr schön sind, haben Hörner von solchem Umfange, daß es vielleicht unmöglich wäre, auf ihrem Kopfe das in unsern Provinzen gebräuchliche Joch anzubringen. Ich habe mich durch eigenes Messen überzeugt, daß die Hörner der sicilianischen Ochsen oft drei Fuß Länge und am Kopfe eilf Zoll im Umfange haben.

Diese Behauptung, die in Frankreich als übertrieben erscheinen mag, wird diejenigen, die Italien besucht, nicht in Erstaunen versetzen; und doch muß ich noch hinzufügen, daß hinsichtlich der Hörner die Ochsen der pontinischen Sümpfe den rothen Ochsen Siciliens in Nichts gleichkommen.

Uebrigens sieht man, um es zu wiederholen, nur zur Zeit der Saat und der Ernte Ochsen und Landwirthe auf den Feldern; im Frühjahre gewahrten wir Niemanden in diesen fruchtbaren Einöden. Man hätte glauben mögen, diese Saaten schießen von selbst empor, oder ihre Eigenthümer seyen plötzlich in eine andere Welt versetzt worden. Auch die Fußpfade waren verlassen; nur bisweilen und in langen Zwischenräumen begegneten wir einem Landmann, der in grünen Sammt gekleidet, eine baumwollene Mütze auf dem Kopfe und einen langen Carabiner quer über die Brust gehängt, bedächtlich auf seinem Esel daherkam. Der festbegründete Ruf der Sicilianer ließ uns an diesen so bewaffneten Landleuten eine ziemlich schlechte Physiognomie finden; aber sie zogen ruhig ihres Weges, nachdem sie ihren gewöhnlichen Gruß: „Euern Herrschaften meinen Respect" an uns gerichtet. Der Carabiner ist bei dem sicilianischen Landmann nicht nur seine Waffe zur Vertheidigung und bisweilen zum Angriff, sondern auch ein Gegenstand des Luxus, ein tragbarer Beweis eines gewissen Wohlstandes. Für das Recht ein Feuergewehr zu besitzen, müssen in Sicilien vier Piaster jährlich bezahlt werden. Ein Landmann schämt sich, ohne Waffen zu seyn; ihm

dünkt, daß sein Carabiner ihm das Ansehen eines Edelmannes gebe; der Carabiner ist sein Degen. Auch die Landleute in der Provinz Limousin sind diesem Brauche getreu, und ein junger Mann würde dort sein Aussehen keineswegs für ein sehr verführerisches halten, wenn er des Sonntags, an dem er in die großen Haiden hinauszieht, um der Dame seines Herzens den Hof zu machen, nicht ein schlechtes Gewehr auf der Schulter hätte.

Gegen Abend kamen wir an Vigari, einer ziemlich bedeutenden Stadt vorbei, die auf dem Kamme eines grünen, reich beholzten Berges liegt, den ein Schloß von maurischer Bauart krönt, wie man deren in Sicilien jeden Augenblick trifft. Der Anblick dieser zerstörten Vesten, die Stein um Stein zusammenstürzen, wirft eine gewisse Wehmuth in das Herz. Wer waren ihre Bewohner? für welche Auftritte bildeten sie den Schauplatz? welche Belagerungen haben sie ausgehalten? Von all' dem hat uns die Geschichte keine Erinnerung aufbewahrt. Jetzt ist das Kriegsgeschrei verstummt, die Kämpfenden sind todt, das Schloß stürzt über ihrer Asche zusammen, und der Wanderer geht träumend an seinen Trümmern vorüber, wo Andere nach ihm sich einstellen und weder seine Spuren noch sein Andenken finden werden.

Nachdem wir Vigari im Rücken hatten, zog eine lange Karavane von Eseln an uns vorbei, die mit Schwefel beladen, von den Bergwerken von Aragona kamen und nach Palermo gingen, von wo dieser Artikel nach allen Ländern der Welt versandt wird. Indessen senkte sich die Nacht auf diese stille Landschaft, und noch immer trafen wir nicht in unserem Quartiere ein. Dieser erste Reisetag auf abscheulichen Pferden und bei einer gewaltigen Hitze hatte uns außerordentlich ermüdet. Wider unsern Willen schliefen wir auf unsern Thieren ein, die mit jedem Tritt in den rollenden Steinen strauchelten. Die Dunkelheit nahm zu, und die Wege wurden immer schlechter. In eine Art Schlafsucht ver-

sunken, gegen die ich vergeblich anzukämpfen strebte, wußte ich gar nicht mehr, wo ich mich befand; ich träumte mit offenen Augen. Darum glaubte ich auch, als ich gegen neun Uhr beim schwachen Licht der Sterne eine kleine schweigsame Stadt, umgeben von großen Feigenbäumen, vor mir sah, mich am Eingange einer türkischen Stadt in der Umgegend von Sophia zu befinden. Ach, es war nur Larcara.*) Alles lag hier im Schlafe. Unser Maulthiertreiber hielt vor einem kleinen Hause, klopfte zu wiederholten Malen und endlich erschien eine alte Megäre, im bloßen Hemde und eine Fackel in der Hand, um uns in einen Stall, dessen Thüre sie öffnete, einzulassen. Dieß nun war zuverlässig das reinlichste Gemach im ganzen Hause; da man jedoch kein Feuer darin anmachen konnte, so führte uns die alte Magd eine Art Leiter hinauf, in ein kleines Zimmer, wo sie es uns überließ, unser Abendessen zu bereiten. Ich hatte nie etwas, diesem Zimmer Aehnliches gesehen; es herrschte hier ein vermischter Geruch, den ich seitdem an keinem Orte der Welt wieder angetroffen habe. Zwei durchlöcherte, unreinliche Matratzen lagen da, jämmerlich anzusehen; ein Tisch mit ungleichen Füßen vervollständigte das Ameublement dieses Gemaches, das uns zugleich als Speisesaal, Küche und Schlafzimmer dienen sollte. Man muß einen ganzen Tag bei der Hitze gereist seyn und vor Erschöpfung umsinkend, an der Stelle, wo man ein gutes Bett und ein Nachtessen zu finden hofft, eintreffen, um die Entmuthigung zu begreifen, die sich Angesichts dieses Elends unserer bemächtigte. Das Nomadenleben verlor plötzlich in unsern Augen viel von seinen Reizen. Scardillo allein hatte, als er seinen Sattel verließ, seine ganze Heiterkeit wieder gewonnen; ich hatte ihn sogar im Verdacht, eine mehr als gewöhnliche Dosis derselben aus

*) Oder la Scala; denn dieser Ort ist auf keiner Karte verzeichnet, und Giovanni konnte mir den Namen nie recht deutlich aussprechen.

einer Amphora von antiker Form geschöpft zu haben, bei der er in seinen Leiden den ganzen Tag hindurch beständig Trost gesucht hatte.

„Was wollen Sie," antwortete er freundlich meinem Gefährten, der ihm Vorwürfe darüber machte, daß er uns in diese Barracke geführt habe; „was wollen Sie, Excellenz, das ist der beste Gasthof in der ganzen Gegend, und das hier das schönste Zimmer im ganzen Hause? Ist es meine Schuld, daß es nicht besser möblirt ist? Aber, seyen Sie ruhig, wir wollen ein kleines hübsches Nachtessen (un' pranzetto grazioso) bereiten."

Demgemäß zog er sein Kleid aus, streifte seine Aermel munter hinauf, zeigte sich außerordentlich regsam, machte Feuer, umarmte die alte Megäre, indem er ihr, mit vom Weine gefeuchtetem Gesichte gestund, daß er von jeher eine Neigung für die Frauen von reiferem Alter hege; dann fragte er, welche Lebensmittel sie zu seiner Verfügung stellen könne. — Es gab nichts, sogar weder Brod noch Artischoken. In Sicilien ist, wie einer unserer geistreichen Landsleute gesagt, nicht der Gastwirth derjenige, der den Reisenden nährt, sondern der Reisende nährt den Gastwirth. Unser Korb wurde abgepackt, und Giovanni zog aus demselben nacheinander eine Casserolle von Eisenblech, ein Käsereibeisen und zwei eiserne Bestecke: das war unser Tafel- und Küchengeschirr. Ein Hafen mit Butter, einige Pfund Maccaroni und Parmesankäse, Brod, Orangen und Cigarren bildeten den Mundvorrath. Wir machten uns an's Werk. Das Gleichgewicht des jammervollen Tisches wurde hergestellt; seine Oberfläche bedeckte man mit einer, gleichfalls dem Korbe entnommenen Serviette, und nach einer Viertelstunde verschlangen wir eine gewaltige Schüssel Maccaroni, die bei unserm hübschen Abendessen die Stelle von Suppe, Braten und Zwischengerichten versehen mußte. Orangen schloßen diese Mahlzeit, die im Vergleich mit den Betten, die unserer harrten, wahrhaft ausgezeich-

net war. Nachdem der Rauch unserer Cigarren, den im Gemache herrschenden Geruch so ziemlich unschädlich gemacht, verlangten wir Bettücher. Das war nun freilich etwas ganz Anderes. Die Megäre brachte uns zwei, mit Wein und Saucen aller Art befleckte Tischtücher. Es herrscht ein Wassermangel in Sicilien, und nichts ist dort seltener als reines Weißzeug. Ich kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ich nie welches im Innern der Insel getroffen habe. Man findet sich allmälig in die Gebräuche der Länder, die man durchreist, und wir gewöhnten uns später daran, in schmutzigen, mit verschiedenen Lebensmitteln beschmierten Tischtüchern zu schlafen; da wir jedoch diese erste Nacht weichlicher waren, so mußten wir uns damit begnügen, sie, in unsere Mäntel eingehüllt, zu verbringen. Das war aber noch nichts; sobald wir uns auf unsern schlechtern Lagern ausgestreckt, wurden wir von einem Schwarm Insekten von jeder Art und von verschiedenen Charakteren beinahe aufgefressen. Da wir in den Augen dieser abscheulichen Bestien ohne Zweifel einen Vorzug vor den Maulthiertreibern, ihrer gewöhnlichen Speise, hatten, so wurden wir die Beute aller Flöhe und Wanzen von Larcara und unglücklicher Weise gab es, wie ich mich des folgenden Tages überzeugte, in der dortigen Thierwelt noch mehr als Flöhe und Wanzen. Ich war so ermattet, daß ich dessen ungeachtet schlief; aber es war ein Schlaf, gleich dem, den das Opium herbeiführt. Der Zustand von Betäubung, in welchem ich mich befand, raubte mir die Empfindungen des activen Lebens nicht. Während ich fürchterliche Leiden empfand, fehlte mir die Kraft, aufzustehen. Ein seltsam schwerer Traum lastete auf mir; es kam mir vor, als wäre ich ein, in einen Ameisenhaufen gerathener Maikäfer. Endlich sah ich den Tag anbrechen und seine ersten Strahlen durch unsere Fenster ohne Glasscheiben dringen. Unsere Toilette war bald gemacht. Das Erste, was ich bei Tage an den Wänden unserer Behausung gewahrte, war der, mit Blei-

stift geschriebene Name Charles Billard. Ein Landsmann war uns also an diesem Vergnügungsort vorangegangen! Ein Datum stund nicht dabei. Wo war jetzt dieser Reisende? Wo werden wir seyn, wenn Andere unsere Namen an dieser Wand lesen? Ich kenne Herrn Charles Billard nicht; aber wenn je diese Zeilen ihm unter die Augen kommen, wird er sich gewiß an Larcara und an die gemeinschaftlichen Qualen, die wir daselbst erduldeten, erinnern.

In der Straße fand ich die ganze männliche Bevölkerung schon auf den Beinen. Die Luft war außerordentlich frisch und alle Männer waren in lange schwarze Regenmäntel mit Kapuzen eingehüllt, in denen sie wie Kapuziner aussahen. Die Morgen wie die Abende sind in Sicilien beinahe immer sehr kalt. Die Veränderung der Temperatur, sowie der Wechsel der Jahreszeiten finden dort plötzlich statt, ohne die Uebergänge, an die wir in Frankreich gewöhnt sind. So gibt es dort, so zu sagen, keinen Frühling. Wenn der Winter, der allerdings sehr milde auftritt, vorbei ist, schießen die Knospen hervor und werden, ehe eine Woche vergeht, zu Blättern. Auch des Morgens, beim Aufgang der Sonne, sowie des Abends, bei ihrem Niedergange, steigt oder fällt der Thermometer in wenigen Minuten um acht bis neun Grade. Selbst nach dem heißesten Tage vermag uns der schwerste Mantel kaum gegen Kälte und Feuchtigkeit zu schützen. Gleichwohl ist Sicilien, einige sumpfige Gegenden ausgenommen, im Allgemeinen sehr gesund; die Fieber kommen hier äußerst selten vor. Vielleicht muß man die gute Gesundheit der Einwohner theilweise den Vorsichtsmaßregeln, die sie beobachten, sowie der Sorgfalt zuschreiben, mit der sie darauf bedacht sind, sich nie ohne dichte Kleidung der Kälte auszusetzen.

Unser Abgang wurde durch einige von unserer Reiseweise unzertrennliche Vorfälle verzögert. Der Maulthiertreiber Andrea war viel dümmer als sein Maulesel. Als der Mensch das Thier

geladen hatte, stürzte dieses und gab somit zu verstehen, daß es dieser malerischen Wanderung satt sey. Man schlug es, jedoch ohne Erfolg. Es wälzte sich in seiner Streu, und man mußte es absatteln, um es sodann noch einmal zu beladen. Es war sechs Uhr, als wir, die Richtung nach Südost einschlagend, Larcara verließen. Zwei Stunden lang zog unsere Truppe durch eine bergige, mit Oliven- und Mandelbäumen bedeckte Landschaft; dann folgte auf die Hügel eine große Ebene. Unser Blick konnte ungehindert über Felder hinschweifen, die, gleich denen des vorigen Tages, wellenförmig und so weit das Auge reichte, mit Frucht bepflanzt waren. Dieses Land — so ganz verschieden von dem Sicilien, wie ich es mir dachte — gleicht gewissen Strecken Frankreichs, zum Beispiel dem mittäglichen Theile des Corrèzedepartements, und oft glaubte ich, in diesen so wohlbekannten Gefilden zu seyn. Die Anwesenheit meines Reisegefährten, mit dem ich oft die eben benannte Strecke durchzogen hatte, vervollständigte die Täuschung. Um sie zu zerstreuen, that es noth, daß mich Giovanni in seiner ungewohnten Sprache anredete. Dann, wenn ich um mich schaute, erinnerte ich mich, daß ich mich auf der Insel befand, die man die Kornkammer Roms nannte, und ich dachte an die Entfernung, die mich von dem heimathlichen Boden trennte. Gegen zehn Uhr zogen wir am Fuße eines Hügels vorbei, den La Camarata, eine kleine Stadt von lilafarbigem Aussehen, krönt, die, auf Felsen von gleicher Farbe erbaut, sich mit diesen zu Einem Ganzen verbindet. Bald zeigte sich ein Bach, dessen Wasser weißlich und, wie mit Schwefelstoffen geschwängert war.

„Andrea," rief ich dem Maulthiertreiber zu, „was ist das hier für ein Bach?"

„Un' fiume!"

„Ein Fluß; ja, das verstehe ich schon, aber wie heißt er?"

„Già" (ja).

„Ihr wißt seinen Namen nicht?“

„Già.“

„Ihr seyd dümmer als ein Esel, Andrea.“

„Già.“

Andrea verstund mich nie besser und brachte mich natürlich dadurch in die größte Wuth, daß er mir immer auf dieselbe Weise antwortete. Giovanni, über den sich meine üble Laune entlud, suchte mich zu beruhigen und bat mich deshalb, mich nicht über diesen Bach zu erzürnen, da er uns einen Aal zu unserem Luncheon liefere; dies war das einzige englische Wort, das er kannte. Dieser Bach, dessen Namen ich nie erfuhr und dessen Fische ich auch, trotz der Verheißungen Scardillo's, nie gesehen habe, macht so viele Krümmungen, daß wir ihn an einem Morgen siebenunddreißig Mal überschritten. Wenn man sich an die Vorliebe meines Pferdes für das Bad erinnert, wird man begreifen, mit welcher Furcht und Ungeduld ich mich diesen fortwährenden Furthen näherte. Um ihm diese Lust nach seiner Lieblingsunterhaltung zu vertreiben, mußte ich ihm tüchtige Stockschläge beibringen, so daß mir der Arm davon wehe that. Gegen Süden ziehend, ließ Andrea Monte d'Auro und sodann Campo franco, zwei beinahe gleiche Städte, die sich auf Bergspitzen erheben und den Engpaß, durch den wir kamen, zu vertheidigen schienen, zur Linken. Die Sonne brannte glühend. In den Schluchten im Innern der Insel erfrischte kein Hauch die Luft. Hier herrscht eine wahre Kalkofentemperatur. Man glaubt, die Haut krachen zu hören, die sich an der Sonne abschuppt. Stille zogen wir einher, indem Jeder nach Maßgabe seiner Wohlbeleibtheit schmolz. Der unglückliche Giovanni, der für sich allein fetter war, als wir Alle zusammen, war schmerzlich anzusehen. Der Schweiß triefte über seine Kleider herab. Seine kleine, lederne Mütze blitzte und brannte ihn wie ein Helm. Seine Wangen hatten sich verlängert und schon war er seit unserm Abgange von

Palermo mägerer geworden. Da er jedoch innerlich diesen ungeheuren Abgang ersetzen zu müssen glaubte, so rief er alle Augenblicke mit kreischendem Tone: Andrea! don Andrea! tengo una sete terribile! Der Maulthiertreiber nahm eine Amphora, die er bei sich hatte und brachte sie dem Cicerone, der sodann mit geschlossenen Augen und glückseliger Miene daraus trank. Gegen zwei Uhr kamen wir in Fontana fredda, einem in ganz Sicilien berüchtigten Räubernester, an. Da hielten wir unsere Siesta. Fontana fredda ist kein Dorf, sondern ein Khan. Eine kleine Kapelle und eine Hütte von sechs Fuß sind alle seine Gebäulichkeiten. Der einzige Bewohner dieses Nestes hat die Anmaßung, sich Gastwirth zu nennen, obgleich er drei Viertheile des Jahres hindurch kein Brod zu essen hat. Glücklicher Weise besaßen wir noch harte Eier. Das war unser Vesperbrod. Welch' sonderbare Gegensätze bringen sich dem Reisenden in Sicilien auf! So saßen wir hier in einem kleinen stillen Thale, an dem Eingange einer, uns vor Elend anekelnden Barracke, und vor dieser Hütte, in der wir sogar kein Schwarzbrod hatten finden können, dehnte sich ein herrlicher Orangenhain, dessen Wohlgerüche die Luft mit ihrem Balsam erfüllten. Die Sonne beleuchtete ihn mit ihrer ganzen südlichen Ueppigkeit. Dicht bei uns wuchsen auf einer Anhöhe in verschwenderischer Fülle Ficus opuntia und Aloen. Ein blühender Mandelbaum umschattete diese Hütte, deren Eigenthümer beinahe vor Hunger starb. Wie soll man sich nun das tiefe Elend der Bewohner eines so fruchtbaren Landes erklären? Ohne Zweifel muß man es großen Theils dem Charakter des Sicilianers zuschreiben. Keinerlei Gewerbe treibend, nüchtern und von wenig lebend, wie der Italiener, sucht der Sicilianer kaum das zum Leben streng Nothwendige im Landbau; aber sobald er das Unerläßliche besitzt, ist er jeder fernern Anstrengung unfähig. Um zu Vermögen, ja, um zu Wohlstand zu gelangen, müßte er so vie-

len Strapatzen die Stirne bieten, daß er darauf verzichtet und, selbst um den Preis des Elendes, lieber in seiner Unthätigkeit verharrt. Ueberdieß würden die Verhältnisse, die ihn umgeben, das mangelhafte, ungerechte System der Verwaltung, unter der er steht, seinen Bemühungen große Hindernisse in den Weg legen. Sicilien war zu allen Zeiten ein Schlachtfeld; alle Mächte der Welt befehdeten sich hier und, aus einer Hand in die andere übergehend, ist es stets als erobertes Land behandelt worden. Im Anfange ließen sich hier griechische Colonien nieder und bildeten verschiedene kleine Königreiche, deren bedeutendstes das von Syracus war. Später streiten sich Rom und Carthago um dasselbe, und bis zum Jahre 440 ist es die Beute der siegreichen Römer. Dann kommen die Vandalen, die sich nun ihrerseits dessen bemächtigen. Im Jahre 525 erobert es Belisar und unterwirft es von Neuem den Kaisern von Constantinopel. Im Jahre 828 fällt es in die Hände der Saracenen. Im Jahre 1080 verjagen die Normannen die Ungläubigen, und 1282 werden sämmtliche Franzosen auf der ganzen Insel, auf das Zeichen zur Vesper, in derselben Stunde niedergemetzelt, und Peter III., König von Aragonien, begründet in Palermo die spanische Herrschaft, die sich vier Jahrhunderte daselbst hält. Im Jahre 1713 wird Sicilien durch den Vertrag von Utrecht der Krone Spaniens entrissen und an Savoyen übertragen. Fünf Jahre später bemächtigen sich die Spanier des Eilandes von Neuem. Noch einmal von den vereinigten Oesterreichern und Engländern verjagt, kehren sie 1735 wieder zurück. Somit ist Sicilien bis zu dieser Zeit unablässig erobert und wiedererobert, aus einer Tyrannei in die andere übergehend, nach einander dem Zorne des Besiegten, der es verläßt, und der Habgier des Siegers, der es unterwirft, Preis gegeben, nur ein, von fortwährenden Kämpfen stets verheerter Schauplatz. Um sein Unglück voll zu machen, vereinigen sich die Plagen des Himmels mit den Verwüstungen der Menschen. Der

Aetna verschlingt Städte, die Erdbeben stürzen andere ein, und noch heute ist der Vulcan, immer drohend, der furchtbarste Tyrann Siciliens. Seit einem Jahrhundert der Krone Neapels einverleibt, hat das alte Trinacrien das Schicksal dieser schwachen und selbst so oft fremdem Einflusse unterworfenen Regierung getheilt. Unablässig durch politische Unruhen in Bewegung gesetzt, wurde es durch die Kriege zu Anfang unsers Jahrhunderts von Neuem arm gemacht. In noch neuerer Zeit, im Jahre 1812, durch die, auf den Antrieb des Lord W. Bentinck ausgebrochene Revolution zerrüttet, hat Sicilien nie jener Zeiträume der Ruhe genossen, die, — indem sie der Regierung gestatten, die Interessen des Landes zu studiren, den Institutionen Zeit geben, sich zu befestigen und endlich das Volk in der gegenwärtigen Sicherheit eine Bürgschaft für die Zukunft erblicken lassen — allein das Wohl einer Nation sichern können. Jetzt sogar noch nimmt Sicilien keinerlei Antheil an dem, was man das europäische Gleichgewicht nennt; Neapel unterdrückt Palermo als eine Nebenbuhlerin, dessen Macht es fürchtet. Sicilien wird durch ungeheure, nicht immer mit Gerechtigkeit vertheilte und bisweilen mittelst grausamer Erpressungen erhobene Abgaben niedergedrückt. *) Die unter unveräußerlichen Titeln besessenen Ländereien befinden sich in den Händen Weniger. Der Mangel an Verbindungswegen hemmt jeden Austausch, sowie allen Umsatz der Lebensmittel im Innern. Die Ausfuhr ist mit so hohen Abgaben belastet, daß der arme Landbauer, genöthigt auf den äußern Verkehr zu verzichten, gezwungen ist, seine Ernten um einen Spottpreis an einen glücklichern Gewerbsmann zu verkaufen, der im Besitze der nöthigen Geldmittel, den Zoll für die Ausfuhr bezahlen und ihrer Vor-

*) Die Abgabe von Grund und Boden beträgt fünfundzwanzig vom Hundert.

theile genießen kann. Was nützt es nun dem Bearbeiter des Bodens, daß seine Ernte schön ist, daß sie von selbst kömmt, wenn er keine Gelegenheit hat, sie gut zu verwerthen? Darum sieht man auch den sicilianischen Bauer seine Ernte, sie mag schön oder nicht schön seyn, gleichgültig schneiden; sie gibt ihm das nöthige Brod und weiter verlangt er nicht: die Entmuthigung hat sich mit seiner Trägheit gepaart.

Nachdem wir Fontana fredda verlassen, marschirten wir einige Zeit in dem halbausgetrockneten Bette eines Flusses, an dessen Ufer ich zum ersten Male in freiem Felde Oleandersträuße sah. Diese poetische Blume der Gestade des Eurotas fiel mir nur wenig auf. Unglücklicher Weise gewöhnt sich der Reisende zu schnell an die neue Vegetation der Länder, die er durchreist. Als ich zum ersten Male in Mola di Gaeta Gärten voll Orangebäumen sah, glaubte ich, in einem Zauberreiche zu seyn. Die Kaktus von Sicilien hatten mich am ersten Tage in Erstaunen gesetzt. Nach einmonatlicher Reise betrachtete ich einen Orangenhain beinahe mit demselben Auge, wie unsere vom Herbst gerötheten Fruchtfelder und den Oleandern zog ich die Schwertlilien unserer Bäche vor. Wenn man sich Aragona nähert, kömmt man über unfruchtbare, weiße und kreidige Berge. Hier ist die Heimath des Schwefels.

Aragona, eine ziemlich beträchtliche und in einer militärischen Position erbaute Stadt, wird durch das von seinen Herzogen bewohnte Schloß beherrscht. Die Haine von Cypressen und Oelbäumen, die sie umgeben, verleihen ihr einen malerischen Anblick. Das war die einzige lachende Landschaft, die sich uns seit dem Abgange von Palermo dargeboten hatte. Giovanni versicherte mir, daß, wenn das Land um Aragona ein Paradiso sey, seine Einwohner wahre Räuber heißen könnten. Die Sonne ging unter. Das war die Stunde, zu der nach gethaner Arbeit die Ruhe beginnt. Die Dächer rauchten, die Männer kehrten nach der

Stadt zurück. Ich blieb einen Augenblick vor einem Hause stehen, dessen Thüre halb geöffnet war. Im Innern spannen zwei junge Mädchen beim Licht einer Lampe. Kinder spielten auf dem Fußboden, und die Mutter bereitete das Mahl. Bald kehrte der Vater der Familie, das Gewehr auf der Schulter, zurück. Die Kinder liefen ihm unter die Füße, und die jungen Mädchen warfen sich ihm um den Hals. Alles schien ruhig und glücklich in diesem kleinen Hause, wo jeder morgende Tag dem heutigen gleichen sollte. Und ich, ein Reisender, dessen Leben so ganz anders war, ich, das Kind eines fernen Landes, warf im Vorbeigehen einen Blick in das Innere dieser friedlichen Familie, die ich nie kennen lernen sollte, und ging sodann, mich in die Nacht vertiefend, fort. Warum und für wen? Wer von uns hatte Recht? Wer von uns schlug den bessern Weg ein, um glücklich zu seyn?

Girgenti und Catania.

Hinter Aragona dehnen sich ungeheure, unangebaute und mit, von der Sonne gelbem Gras bedeckte Steppen aus. Herden von schwarzen Hämmeln und halb wilden Maulthieren irrten in dieser Wüste umher. Bald gewahrten wir, trotz der zunehmenden Dunkelheit, am Horizonte einen blauen Streifen. Es war das Meer. Einige Häuser zeigten sich; es war Girgenti. Bei diesem Anblicke trieben wir unsere Thiere zur Eile. Eine Stunde später waren wir in Girgenti und stiegen vor dem Albergo nobile della bella Napoli ab, — einem Gasthof, wie gewöhnlich, ohne Küche und ohne Speisekammer, der aber seinen aristokratischen Schild dadurch rechtfertigt, daß er den Reisenden, in Ermanglung einer Mahlzeit, den Betten ziemlich ähnliche Strohlager bietet.

Der folgende Tag, der erste Mai, war ein Sonntag. Ich ging frühe aus, um die agrigentinische Bevölkerung in der Kirche zu sehen. Das neue Girgenti, eine häßliche Stadt von etwa zwölftausend Einwohnern ist ohne Geschmack von den Spaniern auf einer Höhe, wo das Wasser fehlt, auf Felsen, welche die Anfahrt der Wagen erschweren, und in einer Entfernung vom Meere erbaut worden, die groß genug ist, um ihr jeden Verkehr zur See unmöglich zu machen. Unterhalb der Stadt zieht sich der Hügel in sanfter Abdachung zwei Meilen weit hin, bis er endlich, sich immer mehr und mehr herabsenkend, am Meere ausläuft. Zwischen dem Gestade und der heutigen Stadt lag das alte Agrigent.

Inmitten der Oelbäume, die auf diesem öden Abhange wachsen, sieht man in der Ferne die Trümmer der Stadt des Phalaris.

In der Kirche von Agrigent sah ich nichts Bemerkenswerthes, außer einem berühmten griechischen Sarkophage, der mir jedoch weit unter seinem Rufe zu stehen schien. Die Männer, in größerer Anzahl als die Frauen, wandten sich, statt beim Eintritte in den Chor zu gehen, nach einer kleinen Kapelle links von der Thüre. Ich folgte ihnen und gewahrte, daß Alle hier mit der Fingerspitze das Fußgestell eines großen Christusbildes berührten, an dessen Fuß vier Bandschleifen von rother, blauer, grüner und gelber Farbe festgeheftet waren. Wozu diese Schleifen? Was wollte diese Ceremonie besagen? Das waren die Fragen, die ich an mich richtete, als ich plötzlich unsern Maulthiertreiber erscheinen sah.

„Andrea," fragte ich ihn, „wißt Ihr, was diese Bänder bedeuten?"

„Già," antwortete er mir.

„Das ist ohne Zweifel eine abergläubische Geschichte?"

„Già."

„Aber, antwortet mir doch, Andrea. Ihr versteht mich also nicht?"

„Già."

So lauteten die Erklärungen Andrea's; ich für meine Person vermöchte keine andere zu geben. Da wir bald müde wurden, die engen Straßen der neuen Stadt zu durchlaufen, so pilgerten wir nach den Trümmern des einstigen Agrigent.

Nach einstündigem Marsche sah ich, wie sich die gelben Säulengänge der beiden griechischen Tempel über das Laubwerk der Oelbäume erhoben und sich scharf an dem Himmel abzeichneten. Sie sind noch ganz; es fehlt auch kein Stein daran; heute noch könnte man, wie vor tausend Jahren, den Göttern hier Opfer bringen. Ich dachte nicht, daß die Zeit an irgend einem Theile

der Welt ein so vollständiges Ueberbleibsel aus entschwundenen Jahrhunderten habe stehen lassen, und empfand darum bei diesem Anblick eine nicht zu bezeichnende Beklemmung.

Der Concordiatempel, den wir zuerst besuchten, ist auf einer Plattform errichtet und durch mehrere Stufen über den Boden erhaben. Auf seinen cannelirten, ohne Fußgestell in die Erde eingelassenen, der dorischen Ordnung angehörigen Säulen ruht ein ganz einfaches, gleichfalls im strengsten dorischen Style gefertigtes Capital ohne Gesims. Die Sonne hat ihn fünfzehn Jahrhunderte hindurch mit ihren Strahlen vergoldet; er ist von glänzendem, gleichförmigem und fleckenlosem Gelb. Die Zeit, diese große Vernichterin der Personen und Sachen, scheint den Concordiatempel vergessen zu haben. Nicht Eine seiner Riesen hat eine Scharte. Die Luft, die in unsern Himmelsstrichen den Marmor und das Erz röthet, hat den, mit Muschelwerk besäten Tuffstein, aus dem er erbaut ist, hart und glatt gemacht. Wenn man ihn sieht, so fragt man sich, ob man träume oder ob man in der That plötzlich in die schönen Zeiten Griechenlands, in das goldene Zeitalter der Kunst und der Poesie versetzt sey. Unter dem Porticus des Concordiatempels sitzend, sah ich einen andern, beinahe ähnlichen Tempel vor mir — den der Juno, wo man lange Zeit das berühmte, die Göttin darstellende Gemälde von Zeuxis aufbewahrte. Jedermann weiß, daß der Maler, um sich zu begeistern, die fünfhundert schönsten Mädchen von Agrigent nackt vor sich hingesetzt hatte. Jenseits des Concordiatempels erstreckt sich eine große Ebene, die ganz mit, in der schönsten Unordnung durcheinander geworfenen Trümmern bedeckt ist. Da liegen Schafte von umgestürzten Säulen, Wände von eingestürztem Mauerwerk, halb zerbrochene Capitäler, Vorhallen von Tempeln im Freien umher! Auf der Südseite scheinen noch die Ueberbleibsel eines einstürzenden Walles diese Trümmer zu beschützen. In diesem Mauerwerke stehen große, den Mündungen von Back-

ösen ähnliche Löcher offen. Das sind Gräber, leere und namenlose Gräber! Inmitten dieser Ebene von Trümmern unterscheidet man noch an einigen stehengebliebenen Säulen den Platz, wo die Tempel von Hercules, von Castor und Pollux, sowie der des Jupiter Olympius, welcher der größte von allen war, stunden. Er hatte nicht weniger als dreihundertundvierzig Fuß Länge, hundertundsechzig Fuß Breite und hundertundzwanzig Fuß Höhe. Unser Führer zeigte uns, indem er sich an einen Säulenschaft lehnte, daß sich ein Mann in einer seiner Riesen verbergen könne. Fünfundzwanzig steinerne Colosse tragen das innere Gewölbe auf ihren Schultern. Aus den, da und dort aufgefundenen Trümmern hat man einen dieser Riesen wieder hergestellt; er liegt, inmitten der aufgehäuften Steine, als der König dieser Ruinen. Von seiner Nase bis zu seinen Füßen zählte ich eilf Schritte, und, um meine Notizen niederzuschreiben, nahm ich ganz bequem auf seiner großen Zehe Platz. Rechts und links, vor mir und hinter mir, sah ich, so weit das Auge reichte, inmitten großer Brombeerstauden nur offene Gräber und einstürzende Ruinen. Diese wehmüthige Landschaft war von dem Meer umgeben, das beständig rings um dieses, heutzutage öde Gestade seufzt, dessen Glanz es gesehen und nach dem es einst die feindlichen Flotten Carthago's getragen. Es war Mittag. Das ist in den südlichen Ländern die Zeit der Stille. Nicht Eine Stimme erhob sich aus diesem verwüsteten Felde; nicht Ein lebendes Geschöpf bewegte sich in den Ruinen dieser Stadt, die achtmalhunderttausend Einwohner zählte. Nur einige Turteltauben ruckten auf den Mandelbäumen, und am lichten Tage krochen große grüne Eidechsen stille über die umgestürzten Säulen der Tempel. Das war also jenes üppige Agrigent, um welches sich Rom und Carthago so lange gestritten! Was ist das Ergebniß so vieler Kriege, so großen Lärmens, so vielen vergossenen Blutes? Wo ist jetzt Rom, wo Carthago? Flüchtige Wanderer treten wir träumend die Asche der früheren Herren der Welt mit Füßen, und in wenigen Jahren

werden Andere nach uns kommen, die sodann unsere Städte eingestürzt und unsere Gräber offen finden werden. Wer hat nicht jene lange andauernde Wehmuth empfunden, welche die Ruinen einflößten? Wer von uns hat nicht, auf Trümmern sitzend, gesucht, diese Ueberbleibsel eines entschwundenen Jahrhunderts im Geiste neu aufzurichten, sie wieder zu bevölkern, sie ihrem früheren Leben wieder zu geben? wer von uns hat nicht, wenn er jenes verworrene Murmeln von Erinnerungen hörte, das jede Ruine in ihrem Schooße birgt, gefühlt, wie sich sein Geist in die Vergangenheit verirrte, sein Träumen sich in grenzenlosen Räumen verlor und schwer auf sein Herz zurückfiel?

Erst als ich den Concordiatempel zum dritten Male genau betrachtete, gewahrte ich seine Kleinheit, und nachdem ich diese Entdeckung gemacht, fragte ich mich erstaunt, wie ein, nach so beschränkten Verhältnissen aufgeführtes Gebäude so viel Majestät haben könne. Später, vor den Ruinen von Athen stellte ich oft dieselbe Frage an mich. In der That sind die Tempel Griechenlands, gleich denen von Sicilien, neben unsern Denkmalen Miniaturen. Der Concordiatempel ist nicht so groß als das Parthenon, und das Parthenon ist zweimal kleiner als die Magdalenenkirche in Paris. Der Theseustempel, „das Wunder der Kunst," wie sich Raoul-Rochette ausdrückt, hat kaum die Dimension gewisser Grabmale des Père-Lachaise. Woher kömmt es nun, daß die griechischen Denkmale in Paris so kleinlich erscheinen, während man sich vor den Tempeln Griechenlands und Siciliens mit Bewunderung neigt? Auf diese Frage könnte man mit folgender Gegenfrage antworten: Warum pocht das Herz beim Anblick der Raphael'schen Gemälde in stärkeren Schlägen, während es Angesichts ihrer Copien kalt und gleichgültig bleibt? Doch müssen wir hier einige Bemerkungen beifügen. Außer der bis jetzt unnachgeahmten Vollkommenheit ihres Umrisses haben die Denkmale der Griechen noch ferner jenen Charakter erhabener Weh-

muth für sich, den die Zeit Allem verleiht, was sie stehen läßt; sie verschönen sich mit all' den Erinnerungen, die sie in der Seele des Beschauers erwecken; sie schmücken sich mit dem Reichthum des Klimas, das sie erhält, mit der Schönheit der Landschaft, die sie umgibt; das Stillschweigen sogar, das rings um sie herrscht, verleiht ihnen einen melancholischen Zauber. Der letztere Grund ist gewichtiger als man glaubt; die Einsamkeit ist für die Ruinen eine wesentliche Bedingung der Schönheit und erhöht die Gefühle, die sie einflößen, so sehr, daß die Trümmer von Agrigent schon dadurch, daß sie da und dort auf einem verlassenen Meeresufer zerstreut umher liegen, nach meiner Ansicht einen lebhafteren Eindruck machen, als die Denkmale des alten Athens, die zwar, vom Gesichtspunkte der Kunst betrachtet, weit höher stehen, die aber von Häusern, von Mauern und dem Lärmen der Stadt umgeben sind. Dann bekleidet, wie schon gesagt, in Griechenland wie in Sicilien die Luft die Bauten mit einer strahlenden, schmelzenden und aus Einem Gusse bestehenden Farbe, die ihnen gestattet, die prachtvollen Tinten eines südlichen Himmels in ihrer ganzen Durchsichtigkeit wiederzustrahlen. Indem das Klima über ihre zierlichen Säulengänge diese, möchten wir sagen, vorbereitende Schattirung ausgießt, befähigt es sie, das Spiel des Lichtes auszuhalten, das für die Denkmale im griechischen Style die Quelle aller Schönheit ist.

Unsere, erst von gestern stammende Tempel hingegen erwecken keinerlei Erinnerungen und haben überdies das Unglück, Copien zu seyn. Inmitten unserer geräuschvollen und schmutzigen Städte befindlich, sowie in einen Gürtel von Häusern von jeder Gestalt und jeder Farbe eingezwängt, scheint es ihnen an Luft und Raum zu gebrechen. Ueberdieß haben sie die Atmosphäre selbst, die ihre Musterbilder so sehr verschönt, zur Feindin. Die Reinheit und die reichen Tinten eines morgenländischen Himmels gehen ihnen ab. Neu haben sie die blaße Farbe der Kreide, und nach

einer kurzen Zahl von Jahren verschwindet selbst diese kalte Schattirung; nur die Vorsprünge des Denkmales behalten ihre ursprüngliche Weiße; die Luft schwärzt seine Höhlungen und der Rauch der Kamine macht die Riesen rußig. Von nun an ist Alles aus. Der düstere Mantel, den das Klima des Nordens über die Gebäude wirft, und der unsern gothischen Kathedralen so wohl ansteht, verhüllt die ganze Eleganz des griechischen Styles. Der mindeste Streifen an einer Säule beleidigt das Auge, nimmt der Linie ihre Reinheit, dem Umriß das Weiche, und zerstört die Harmonie des Ganzen.

Wenn die Magdalenenkirche und jener andere heidnische Tempel, aus dem man eine Börse gemacht hat, nicht die ganze Majestät besitzen, die ihnen ihre gewaltigen Dimensionen sichern sollten, so muß man dieß ohne Zweifel großen Theils ihrer kalten und ungleichen Farbe, dem Kreis von Gebäuden, der sie umschließt, und dem Lärmen, der sie umgibt, zuschreiben. Wenn die Magdalenenkirche am Meeresufer läge, wie die Tempel von Agrigent, oder wie das Parthenon auf einem Berge, der eine majestätische Landschaft beherrscht; wenn man von ferne den Schattenriß ihres Säulenganges auf einem reinen Himmel hervortreten sähe, würden die Tadler gewiß verstummen. Was wir hier sagen, wird von allen denen begriffen werden, die, geneigt von ihren Eindrücken sich Rechenschaft zu geben, des Nachts, bei schönem Mondlicht vor dieser Kirche stehen geblieben sind. Dann ist Alles still; die Häuser des Platzes verlieren sich im Schatten; der Tempel steht einsam da; die Flecken verschwinden, die Schattirungen schmelzen; bei der Beleuchtung eines Sternenhimmels gleitet das Auge sanft unter die Säulengänge hin, das Herz fühlt sich bewegt; die Griechenland besucht haben, geben sich Erinnerungen hin, die es aber nicht kennen, Ahnungen.

Ich lief auf gut Glück in den Ruinen umher, in meinem Gedächtnisse das aufsuchend, was von der Geschichte Agrigents

in demselben zurückgeblieben seyn mochte, als ich mich plötzlich an Phalaris und seinen Stier erinnerte.

Phalaris, dieser Tiber von Agrigent, war, nachdem er den Freudenbecher der wollüstigsten unter den Städten bis auf die Hefen geleert, gleich so vielen andern Tyrannen, dahin gekommen, daß er nur noch im Anblick von Torturen Genuß fand. Er unterhielt sich einige Zeit damit, diejenigen, die er verurtheilte, köpfen, kreuzigen, oder ihnen bei lebendigem Leibe die Haut abziehen zu sehen; aber diese verschiedenen Arten von Hinrichtungen wurden, da sie sich zu oft wiederholten, einförmig und ermüdeten ihn. Seine Einbildungskraft, so erfinderisch sie auch war, vermochte keine neue Arten auszudenken, und er wußte nicht mehr, was anfangen, als sich an einem schönen Morgen ein Goldarbeiter, Namens Perillus bei ihm einstellte. Dieser Mensch hatte ein neues Marterwerkzeug erfunden und vollendet. Es war ein Stier von Erz, so ausgehöhlt, daß, wie der Verfertiger sich rühmte, das Stöhnen eines Menschen, den man darin verschließen und in eine angemessene Wärme versetzen würde, durch den Schall in diesem metallenen Thiere das Gebrüll eines wüthenden Stieres vollkommen nachahmen müßte; Phalaris schien entzückt.

„Deine Erfindung," sagte er zu Perillus, „gefällt mir und zwar so gut, daß ich sie sogleich erproben will. Da nun Niemand besser weiß, wie man in diesem Stiere brüllen muß, als Du, der Du ihn verfertigt, so mußt Du uns auch die erste Vorstellung geben."

Perillus mochte noch so sehr weinen, schreien und flehen; es half Alles nichts: man verschloß ihn in das eherne Thier und ließ ihn darin braten. Phalaris und seine Höflinge erklärten einstimmig, der Stier brülle ganz natürlich. Wenige Jahre nachher wurde der Tyrann von seinen Unterthanen gesteinigt. Wenn man den Geschichtschreibern glauben darf, so herrschte der zügellosese Luxus in Agrigent. Es war den wachhabenden Soldaten

verboten, mehr als ein Federbett und zwei Kopfpfühle zu haben. Mitten in der Stadt sah man einen Fischweiher, in welchem die seltensten Fische, die gesuchtesten Wasservögel sich herumtrieben. Jedermann durfte in gewissen Tagen der Woche hingehen und seine Speisekammer mit dem nöthigen Vorrath versehen. Ein Elegant von Agrigent, der von den olympischen Spielen zurückkehrte, zog eines Tages, gefolgt von dreihundert vierspännigen Wagen, in die Stadt ein. Die Sänften der Damen waren von, mit Gold ausgelegtem Ebenholz. Ganz athemlos den Weg von Girgenti hinaufgehend, dachte ich bei mir selbst, daß die Damen von Agrigent tausendfach Recht gehabt hätten, sich in den guten Sänften, die Diodor beschreibt, tragen zu lassen, als ich plötzlich auf derselben Straße, die sie, gefolgt von ihren Sklavinnen, einschlagen mußten, eine Art offene Kalesche oder vielmehr eine mißförmige Patasche herankommen sah, die von zwei abscheulichen Maulthieren gezogen und von einem Kutscher gelenkt wurde, dessen Livree einmal weiß gewesen seyn mag. Eine Frau saß nachlässig in dieser Equipage. Es war ein altes Geschöpf mit unfreundlichem Gesichte. Sie trug eine Art Hut von weißem Baumwollenzeug mit Lilablumen, der wie eine Vogelscheuche aussah. Der Führer sagte mir, daß ich die eleganteste Baronesse von Agrigent vor mir habe. Ich nahm ehrerbietig meine Mütze vor dieser Carricatur ab, die auf meine Blouse einen verächtlichen Blick warf. Wie der Wagen der Baronin F... nach Girgenti gekommen sei, vermochte ich nie zu erfahren. Keine Straße führt heutzutage in die Stadt. Die Maulthiere können kaum in den Fußpfaden, die sie umgeben, fortkommen. Sollte also diese Patasche aus Girgenti stammen!

Ein Reisender hat sich in neuerer Zeit über die Unwissenheit der gegenwärtigen Bewohner von Girgenti lustig gemacht. „Die dortige noble Gesellschaft," sagt Wey, „kann kaum lesen, und wenige von den Marquisinnen und Baronessen können ihren Namen schrei-

ben." Nachstehend eine Thatsache, die meines Erachtens beweisen würde, daß die Agrigentiner im Gegentheil hinsichtlich der Dinge unter dem Monde ganz auf dem Laufenden sind. Am Abende desselben Tags waren wir, mein Gefährte und ich, auf einer Anhöhe spatzieren gegangen, welche die Stadt beherrscht und die nichts Anderes ist, als der Berg Camicus, auf welchem Dädalus für den König Cocalus jene bekannte Citadelle aufführte, zu deren Füßen später Agrigent erbaut wurde. Kaum hatten wir uns inmitten der Aloen niedergelassen, als wir hinter uns vier oder fünf junge Einwohner von Girgenti gewahrten, die gleich uns hierher gekommen waren, um die Abendluft einzuathmen. Sie betrachteten uns mit Neugierde und schienen vom lebhaftesten Verlangen beseelt, mit unsern Excellenzen ein Gespräch anzuknüpfen. Um sich besser verständlich zu machen, versuchte einer dieser Herren, jedoch ohne besonderes Glück, einige französische Worte an seine Freunde zu richten. Da dieses Mittel ohne Erfolg geblieben, so wandte er ein anderes an, das in Paris sehr im Schwunge ist und schon von einer gewissen Bekanntschaft mit der Welt zeugte. Er zog eine Cigarre aus der Tasche und bat mich um Feuer. Wir sprachen natürlich mit einander; alsbald kamen auch die andern Sicilianer heran und ließen sich in unserer Nähe nieder. Sie sagten uns, daß sie die französische Sprache studirten und unsere Literatur leidenschaftlich liebten. „Wir haben", bemerkten sie, „die Werke Voltaire's, des Wiederherstellers Ihrer Sprache" (das war ihre Ansicht) „gelesen; sowie die des Herrn v. Chateaubriand und die bewunderungswürdigen Romane des größten Ihrer gegenwärtigen Schriftsteller . . ." Wer war nun der erhabene Geist, der wunderbare Schriftsteller, dem diese Herren, ihrer Versicherung zufolge, nur den einzigen Manzoni gegenüber zu stellen vermochten? Unter Tausenden wird es vielleicht Einer errathen, das war Mr. d'Arlincourt!

Es ist etwas Eigenthümliches um die Beliebtheit, deren sich

die Werke d'Arlincourts nicht blos in Italien und Sicilien, sondern auch in allen Ländern Europa's erfreuen; in Oesterreich, wie in Dänemark, hatte ich mit Begeisterung von Ypsiboë, von dem Brasseur-Roi u. s. w. sprechen hören; auf beinahe unbekannten Inseln des griechischen Archipels, wohin die Namen Racine's und Voltaire's gewiß nie gedrungen waren, habe ich Lithographien, die hauptsächlichsten Scenen des Solitaire darstellend, gefunden. Was soll man hierzu sagen, als daß der Geschmack verschieden ist, und daß gewisse Bücher, ganz im Gegensatz zu der bei weitem größern Anzahl, vielleicht durch die Uebersetzung gewinnen?

Des folgenden Tages, am zweiten Mai, verließen wir um fünf Uhr Morgens Agrigent. An diesem Tage sollten wir entsetzlich leiden. Kaum waren wir außerhalb der Stadt, als uns ein fürchterlicher Sirocco überfiel. Dieser glühende Wind Afrika's jagte rings um uns, um mich so auszudrücken, Staubhosen auf. Das Feld schien weiß gepudert; das Gras, wie die Blätter der Bäume, rollte und krümmte sich wie in einer Gluthpfanne; der Himmel hatte seine Durchsichtigkeit verloren; er war düster und matt wie eine Zinnkuppel. Unsere Maulthiere senkten das Haupt und konnten kaum gehen. Vom Staube geblendet empfanden wir in den Augen ein unerträgliches Brennen und athmeten eine Luft ein, so heiß, als entströmte sie der Mündung eines Backofens. Unser Kopf brannte, Alles schien uns, wie den Fieberkranken, roth; niedergebeugt, ohne Kraft, um uns aufrecht zu erhalten, überließen wir uns gänzlich unsern Thieren, von denen jede Bewegung uns unerträglich schien. Es war einer jener Augenblicke der Niedergeschlagenheit, da der Reisende das Nomadenleben verflucht, und da ihm Nichts von dem, was er gesehen und was er noch sehen soll, weder die Strapatzen, die er ausstieht, aufzuwägen, noch dem Wohlbehagen des eignen Heerdes an Werth gleichzukommen scheint. Nachdem wir Castro felippo

durchzogen, kamen wir Nachmittags in Cannecati, einer unbedeutenden und, was in Sicilien eine Seltenheit ist, in einem Thale gelegenen, übrigens aber schlecht und sehr eng zusammen gebauten und durchaus nicht bemerkenswerthen Stadt an. Vor Kurzem ist eine Straße von Cannecati nach Serra di Falco begonnen worden. Man arbeitete lebhaft daran. Wir folgten ihr eine Stunde lang. In wenigen Jahren wird diese Straße, wie mehrere andere, dem Verkehre übergeben werden, und man wird mit der Kalesche in diesem Lande umherreisen, wo unsere Maulthiere nur mit vieler Mühe fortkamen. Der Handel wird allmälig Wurzel fassen und vielleicht einem Lande, das die Natur so reich erschaffen, und die Unwissenheit so arm gemacht hat, eine andere Gestalt verleihen. Serra di Falco ist zwei Stunden von Cannecati entfernt; die Straße, welche diese kleine, aber besser als ihre Nachbarin gebaute Stadt durchzieht, verleiht ihr einiges Leben. Die Schwefelgruben, die sich in ihrer Umgebung befinden, tragen wesentlich zu ihrem Reichthume bei, obgleich deren Ausbeutung theilweise Fremden überlassen ist, da die Sicilianer in diesem Punkte träge sind und so sehr des Gewerbefleißes ermangeln, daß sie sogar unfähig scheinen, sich die Reichthümer ihres Bodens anzueignen; Fremde beuten nicht blos die Minen, sondern auch die fruchtbarsten Ländereien der Insel aus. Ein englisches Handlungshaus hat die Weinberge von Marsalla und Syracus käuflich an sich gebracht, und der Sicilianer, der beinahe vor Hunger stirbt, sieht gleichgültig die Reichthümer, die ihm die Natur bietet, in andere Hände übergehen. In Serra di Falco, wie in den übrigen, von uns besuchten Städten im Innern, war ich erstaunt, beinahe keine Frauenzimmer auf den Straßen zu finden. Viele Männer schaarten sich um uns, eine Menge Kinder, alle in Hosen mit Socken, verfolgten unter lautem Geschrei unsern Zug; aber inmitten dieser Menge sah man kaum einige zerlumpte alte

Weiber, oder wenige junge Mädchen, den härtesten weiblichen Arbeiten Preis gegeben und nach Art der Rebecca eine Amphora von antiker Form auf der Schulter tragend. Uebrigens hatte ich noch nicht eine einzige Frau, selbst nicht aus der Mittelklasse bemerkt. Giovanni sagte mir, daß jede junge Frau, die schön sey und sich selbst achte, in den kleinen Städten Siciliens nicht zu Fuß ausgehen dürfe. Das wäre gegen allen Brauch. Da nun die Meisten keine Wagen besitzen, so sind sie genöthigt, zu Hause zu bleiben. Nur des Sonntags gehen sie, sorgfältig in ihre Mantillen eingehüllt, in die Messe. Die Liebe zur Pracht schien mir diese ächt orientalische Sequestration der Damen keineswegs zur Genüge zu erklären. Ich war vielmehr eher zu der Annahme geneigt, daß die Eifersucht und die Indolenz diese Sitten des Morgenlandes nach Sicilien verpflanzt habe. „Sind die Ehemänner eifersüchtig?“ fragte ich unsern Scardillo. „Wie ächte Türken“, antwortete mir der Führer, „was sie jedoch nicht verhindert, unglücklich in der Ehe zu seyn.“ Und Giovanni, der ein großer Freund der Geberdensprache war, bezeichnete mir, seinen Zeigefinger sehr unehrerbietig über den Kopf haltend, das Unglück, wovon die sicilianischen Ehemänner heimgesucht würden.

Gegen fünf Uhr kamen wir in San Cataldo an; diese kleine hübsche, neue, reinliche und regelmäßig gebaute Stadt liegt auf der Spitze eines Hügels, von wo das Auge über ein breites, frisches und lachendes Thal hinschweift, das ringsherum durch einen Gürtel von Bergen eingeschlossen ist. Die Sonne ging nieder und die gigantischen Schatten der Höhen streckten sich sanft auf die grünen Teppiche hin; da und dort drang bisweilen ein Sonnenstrahl geheimnißvoll durch einen Ausschnitt der Berge und warf einen langen Goldstreif in dieses große Thal, das immer dunkler und stiller wurde. Dieser Anblick erinnerte mich an gewisse Gegenden Frankreichs. Ja, Frankreichs; denn man darf sich nicht täuschen, der Reisende zieht oft hinaus in die weite Ferne,

um Landschaften zu suchen, die minder schön sind als die, welche das Haus umgeben, worin ihn Gott geboren werden ließ. Den lebhaftesten Eindruck auf sein Herz machen in der Regel diejenigen Scenen, die eine Erinnerung an das Vaterland in ihm erwecken. Nachts kamen wir in Calatanisetta an, das in Folge einer schönen Straße, die durch dasselbe führt und mit der Straße von Palermo nach Catania zusammentrifft, beinahe den Namen eines Handelsstädtchens verdient.

Calatanisetta ist die Nebenbuhlerin von San Cataldo. Fürchterliche Fehden sind zu verschiedenen Zeiten zwischen den Bewohnern dieser beiden Städte ausgebrochen, und Giovanni erzählte mir deßfalls entsetzliche Auftritte von Frauen, denen der Bauch aufgeschlitzt wurde, von Nichtern, die in Stücke gehauen, und von Gefangenen, die lebendig verbrannt wurden; aber die Schilderung dieser Bürgerkriege wäre für den Leser nicht sehr interessant, und Calatanisetta verdient, so wenig als die Mehrzahl der Städte im Innern der Insel, eine ausführlichere Beschreibung. Die Straße, die wir des folgenden Tages einschlugen, war bis zur Ermüdung einförmig. Ewig und ewig folgten Fruchtfelder auf Fruchtfelder. Man glaubte in der Beauce zu seyn. Zu weiterem Unheil führte uns Andrea, dessen Tölpelhaftigkeit wir mehrere Male in ihrem schönsten Lichte kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, in diesen unermeßlichen Ebenen irre. Nachdem wir den ganzen Morgen bei glühender Sonne marschirt, kamen wir entkräftet und beinahe vor Hunger sterbend, in einem Dorfe an, das, wie man uns sagte, Barra franca hieß. Da es beinahe gänzlich außer unserem Wege lag, hätten wir den Maulthiertreiber von Herzen gerne tüchtig durchgewalkt. Es war um die Stunde des Luncheon. Vergebens versuchten wir in zwei oder drei Häusern uns niederzulassen. Es herrschte in denselben ein solcher Gestank, daß wir, bei all' unserer Unerschrockenheit, uns gezwungen sahen, wieder

fortzugehen. Gleichwohl konnte man auch nicht außen bleiben, da man an diesem Tage das Fest des heiligen Alexanders, des Schutzpatrons von Barra franca feierte und die Straße voll von Leuten war. Wir mußten uns in einen kleinen Stall flüchten, in welchem eine erstickende Luft herrschte. Die Maulthiere wurden um uns her unruhig, und die Bevölkerung drängte sich neugierig herbei. Schloßen wir die Thüre, so mußten wir uns darein ergeben, in unserem Behälter nicht mehr gehörig zu sehen und neben der Hitze der Atmosphäre die Ausdünstung der Thiere einzuathmen; machten wir sie aber auf, so stürzten Hunde, Hühner, Enten und Schweine auf uns zu und machten uns unsere harten Eier streitig. Endlich gewahrte ich, beharrlich fortessend, daß ich neben einem neuerdings abgezogenen und auf der Streue liegengebliebenen Pferdefuß saß. Wer je in Sicilien gereist ist, wird sich, um es zu wiederholen, weder über irgend einen Schmutz noch Geruch wundern. Es war noch nicht aus mit unsern Leiden. Eine wichtige Person des Dorfes wohnte über unsern Häuptern. Die Musiker der Bürgergarde der Gegend stellten sich, unter dem Vorgeben eine Serenade zu bringen, vor der Thüre unseres Stalles auf, und bald begann das entsetzlichste Charivari, das man sich denken kann. Diese Unglücklichen spielten beinahe Alle Clarinette. Endlich setzten wir unsern Marsch, mitten durch Fruchtfelder, wieder fort; und Abends trafen wir, nachdem wir durch San Michele gekommen, in Caltagirone ein. Am folgenden Tag stiegen wir, nachdem wir den ganzen Morgen eine reizlose Landschaft durchzogen, ohne Etwas Anderem, als Karavanen von Eseln, beladen mit Orangekisten, zu begegnen, Mittags in ein hübsches Thal hinab, das von einem Flusse bewässert wird und mit den schönsten Orangen-, Oel- und Palmbäumen, die ich je gesehen, bepflanzt ist. Jenseits dieses fruchtbaren Thales, über das die Sonne ihre herrlichsten Strahlen ausgoß, erhob sich das Dorf Pantagonia in sehr malerischer Lage auf einem Felsen.

Vor dem Albergo della Providenza machten wir Halt. Beim Eintritte in den Raum, der dieser Barracke als Küche diente, sahen wir zwei Reisende, die Artischoken kochten. Die Herrin des Hauses sah ihnen ruhig zu, ohne ihnen bei der Bereitung ihres Frühstückes irgend an die Hand zu gehen. Darum fluchten diese Herren auch wie Heiden und zwar in französischer Sprache. Wir betrachteten sie neugierig, da wir schon seit langer Zeit keine Landsleute gesehen hatten. Der Eine war ein großer und hübscher junger Mann, gut gebaut, schön schlank und mit einer alten Weste von grünem Sammt angethan, um welche sich ein mit Pistolen bespickter lederner Gürtel schlang. Er schien Oberkoch zu sein, denn er war es hauptsächlich, der tüchtig über die Alte schimpfte und sich regte und schaffte. Sein Gefährte, der älter war, sah seinem Treiben lächelnd zu. Sobald diese beiden Herren uns reden hörten, musterten sie uns ihrer Seits; dann setzten wir uns, da weder sie noch wir wußten, wie ein Gespräch anknüpfen, recht einfältig und ohne uns etwas zu sagen, an zwei verschiedenen Tischen nieder und begannen zu essen, die Einen ihre harten Eier, die Andern ihre Artischoken. Gleichwohl betrachteten wir uns verstohlen, indem wir uns unserer Albernheit schämten, uns zu sprechen wünschten und doch immer noch zauderten. Endlich faßte der große junge Mann einen Entschluß. Er nahm ein Glas Wein, erhob sich und rief, auf uns zutretend:

„Beim Teufel, meine Herrn! ist es denn so schwierig, sich in Pantagonia Jemanden vorzustellen? Sie sind, wie ich glaube, Franzosen, ich bin Franzose und mein Freund ist es auch, wir sind also Alle Franzosen; trinken wir, meine Herren, auf den Ruhm Frankreichs!“

Wir brachen Alle in ein lautes Lachen aus, und die Bekanntschaft war gemacht. Diese Herren erzählten uns, daß sie seit zwanzig Tagen auf's Ungefähr herumreisten, ohne Führer, ohne bestimmten Reiseplan, bisweilen zu Pferd, bisweilen in der

Sänfte, öfters zu Esel und häufig zu Fuß; sie schliefen, wie sie uns sagten, wo sie konnten, aßen, was sie fanden, das heißt also: sie aßen durchaus Nichts, befanden sich übrigens ausgezeichnet wohl, woraus der Doctor den Schluß zog, daß es etwas Treffliches um die Diät sei. Sein junger Begleiter war ganz anderer Ansicht. Er gestund mir, daß diese pittoreske Reise ihn überaus ermüde.

„Nach Allem", sagte er mir, „ist Sicilien ein sehr albernes Land. Die großen Städte und die Ruinen liegen sämmtlich an der Küste; man muß sie zu Schiffe besuchen, denn was sieht man im Innern der Insel? Korn und wieder Korn. Es ist da gerade wie in der Ebene Saint Denis. Keine malerischen Gegenden, wenig Bäume. Man verschmachtet vor Hitze, stirbt vor Hunger, und wird von den Flöhen, den Wanzen und am Ende auch noch von den vier Bettelorden belästigt. Ach, mein Herr, welch' schönes Land ist doch Frankreich!"

Als ich den jungen Reisenden fragte, ob die Pistolen, mit denen ich ihn bewaffnet sah, ihm schon irgend nützlich gewesen seyen, antwortete er:

„Ach, nein! wir haben nicht einmal den Trost gehabt, angehalten zu werden, sondern sind wie Spezereikrämer gereist. Man trifft nicht den kleinsten Räuber mehr in Sicilien, nicht das mindeste Abenteuer." Und der junge Pariser theilte mir nun die Maßregeln mit, welche der König von Neapel seit wenigen Monaten gegen die Straßenräuberei ergriffen hatte.

Vor noch nicht sehr langer Zeit war jeder Reisende, der sich in das Innere der Insel wagte, ein verlorener Mensch. Außerordentlich viele Meuchelmorde waren in Serra di Falco, in Fontana fredda, inmitten der Ruinen von Agrigent und sogar in der Umgebung von Palermo begangen worden. Um solchen Freveln Einhalt zu thun, war die neapolitanische Regierung auf den Gedanken gekommen, in jedem Bezirke eine Art, auf königliche Kosten

besoldeter, gekleideter und bewaffneter Maréchaussée einzuführen. Diese Polizeieinrichtung hatte den eigenthümlichsten Erfolg; die Morde, statt aufzuhören, vervielfältigten sich; man mordete hinfort nicht blos Fremde, sondern auch mehrere reiche Bewohner des Landes und, sonderbar genug, während man früher oft die Urheber der Verbrechen entdeckt hatte, waren sie, seit der Organisation der Maréchaussée, nicht mehr aufzufinden. Die Nachforschungen der Richter, die Verfolgungen der neuen Gensdarmen, Alles war nutzlos; die Mörder schienen die Gabe, sich unsichtbar zu machen, zu besitzen; man wußte nicht, auf wen man Verdacht werfen sollte; der König und seine Minister verloren den Kopf. Dieser gesetzlose Zustand dauerte mehrere Jahre. Endlich, nachdem man alle Vermuthungen erschöpft, alle in schlimmem Ruf stehende Leute im Lande angeklagt hatte, kam man auf den Gedanken, daß vielleicht die Maréchaussée selbst die Thäterin sei. Man täuschte sich nicht, und bald stellte sich heraus, daß die Gensdarmen des Königs die ihnen anvertrauten Waffen sich zu Nutze gemacht. Niemand hatte ein Aufsichtsrecht über sie. Vermittelst ihres Soldes konnten sie, selbst wenn die Prisen rar waren, wie Edelleute und ohne Etwas zu thun, leben; an den Tagen des Meuchelmordes schwelgten sie. Die Mehrzahl dieser Leute wurde nach Verdienst bestraft und diese ehrenwerthe Anstalt aufgehoben. Es wurde festgesetzt, daß hinfort jeder Bezirk für die auf seinem Gebiete begangenen Raub- und Mordanfälle verantwortlich sey, und daß die Bewohner, bei der Strafe als Mitschuldige verfolgt zu werden, verpflichtet seien, die Mitschuldigen selbst auszuliefern. In jeder Stadt errichtete man eine Art Kriegsgericht, das von keinem andern Gerichtshofe abhängt und dessen Urtheil noch am Tage seiner Verkündigung vollzogen werden muß. Jeder Verurtheilte wird innerhalb vierundzwanzig Stunden erschossen, und wenn er nicht mehr Zeit gefunden, seine Vertheidigungsmittel vorzubereiten, so hat seine Familie die volle Freiheit, ihn später zu rechtfertigen.

Ueberdieß behält sich der König von Neapel vor, selbst alle diejenigen seiner sicilianischen Unterthanen zu bestrafen, deren politische Gesinnungen liberaler sind, als er zugibt. Die geheime Polizei geht in Sicilien eben so gewandt, als geheimnißvoll zu Werke. Die Befehle des Königs werden daselbst mit einer beispiellosen Schnelligkeit vollzogen. Nachstehend ein Beispiel davon, das uns von unsern zwei neuen Gefährten mitgetheilt wurde, denen ich auch die Verantwortlichkeit dafür überlasse: Sie befanden sich acht Tage zuvor in der Stadt Trapani und schliefen ruhig bei Nacht, als sie plötzlich durch ein Kleingewehrfeuer aufgeweckt wurden. Sie öffneten eilig ihr Fenster; die Straße war von zwei oder drei Fackeln erhellt, die Matrosen trugen; eine Abtheilung Soldaten zog sich, das Gewehr in Arm, in guter Ordnung zurück, und unter ihren Augen, dicht an der Mauer des Hauses, das sie bewohnten, lag ein, nur mit einem blutbefleckten Hemde bedeckter Leichnam. Was war geschehen? Eine Stunde vorher hatte ein neapolitanisches Fahrzeug im Hafen Anker geworfen; ein höherer Offizier und ein Dutzend Soldaten hatten sich ausschiffen lassen und waren nach dem Hause einer ziemlich bedeutenden Person der Stadt marschirt. Der arme Mann schlief; man riß ihn aus seinem Bette und zwei Minuten später erschoß man ihn, ohne daß man ihm Zeit ließ, zu sich selbst zu kommen, vor seiner Thüre. Nachdem dieß geschehen, schlugen der Offizier und sein kleiner Trupp wieder den Weg nach dem Hafen ein. Die Gewehrschüsse hatten jedoch die ganze Stadt aufgeweckt; die Behörden wurden benachrichtigt, sie eilten herbei und in dem Augenblicke, da der Offizier den Fuß in sein Boot setzte, verlangte man von ihm Rechenschaft über den so eben begangenen Akt. Der Abgesandte von Neapel zog ruhig aus seiner Tasche einen Befehl, der ohne Zweifel in bester Form war, denn alsbald wurde er ehrerbietig begrüßt; das Boot stieß ab, und das Fahrzeug ließ, nachdem es die Vollzieher dieses schrecklichen Drama's aufgenommen, die Segel schießen und verschwand. Des

folgenden Tages herrschte eine düstere Stille in Trapani, das Entsetzen malte sich auf allen Gesichtern; aber Niemand sprach von der nächtlichen Hinrichtung: man hätte glauben können, man befinde sich in Venedig zur Zeit des Rathes der Zehn und der Bravi. Unsere beiden Gefährten hatten zufällig von den so eben angeführten Umständen Kenntniß erhalten; aber weßhalb war dieser Mann erschossen worden? Was war sein Verbrechen? Das konnten sie nie erfahren.

Während wir so plauderten, verfolgten wir unsern Weg durch ein sumpfiges und ebenes Land. Gegen Mittag gewahrten wir plötzlich Etwas wie eine gewaltige, sich inmitten dieser Ebene vereinzelt erhebende Pyramide vor uns. Das war der Aetna! Die Grundlage des berühmten Vulcans, der nicht weniger als zweiundsiebzig Stunden im Umfange hat und einer großen blauen Wolke gleicht, verbarg uns einen Theil des Horizonts. Der mit Schnee bedeckte Gipfel verlor sich in den Himmel. Dieser Anblick ist ergreifend. Wir hielten verwundert still. In ihrer Begeisterung schwangen unsere Führer ihre Mützen über ihren Häuptern und riefen beim Anblicke des Berges, der das Ziel unserer Reise bezeichnete, gleichzeitig: Mongibello! Mongibello!*) im Tone der Matrosen, die nach einer langen Ueberfahrt die bekannten Worte: „Land! Land!“ hören lassen.

Bald darauf gewahrten wir den See Lentini. Dieser See, welcher der größte auf der Insel ist, und den die Sicilianer als ein Wunder der Schöpfung betrachten, wäre in Frankreich nur eine schmutzige Pfütze, die den Vorzug hat, daß sie einige hübsche Fische ernährt, und den Nachtheil, daß sie höchst ungesunde Ausdünstungen in ihrer Umgegend verbreitet. Nur eine halbe Stunde trennt den See von der Stadt. Lentini, das alte Leontium, wurde der Sage nach von Hercules gegründet, und lange bewahr-

*) Der sicilianische Name des Aetna.

ten seine Einwohner die berühmte Haut des nemeischen Löwen auf. Diese kleine, uninteressante und gewöhnlich sehr ruhige Stadt befand sich am Abend unserer Ankunft in großer Aufregung. Sobald unsere kleine Karavane Angesichts der ersten Häuser war, liefen uns viele Frauen und Kinder entgegen, die mit Geschrei unsere Ankunft kund thaten und in einer mir unverständlichen Sprache fluchten. Giovanni erklärte mir mit zerstörter Miene, daß, da viele kranke Soldaten in der Stadt seyen, unsere Maulthiere uns von der Obrigkeit weggenommen würden, um erstere nebst ihrem Gepäcke fortzuschaffen. Deßhalb beschwor er mich, abzusteigen, unsere Thiere in einem Hause extra muros zu lassen und zu Fuß in die Stadt einzuziehen. Unglücklicherweise sah ich in meiner Eigenschaft als Franzose die Dinge ganz anders an, als der Sicilianer Scardillo. Einem ehrbaren Reisenden die von ihm gemietheten Pferde wegzunehmen, erschien mir in Friedenszeiten als eine so willkürliche Handlung, daß sich alle meine Gedanken von Liberalismus darüber empörten, und halb aus Trotz, halb aus Neugierde wollte ich den Ausgang dieses Abenteuers sehen. Ich begriff überdieß, daß das Schlimmste, was uns begegnen könne, die Zurücklassung unseres Gepäckes inmitten dieser zerlumpten Menge sey, und daß, wenn wir unsere Pferde verließen, die Soldaten dieselben ohne Zweifel auffinden und ein leichtes Spiel haben würden, sie in unserer Abwesenheit sich anzueignen. Ich rief demnach Giovanni ein barsches „Vorwärts", der Menge aber im Tone eines Großsprechers die Erklärung zu, daß man die Franzosen schlecht kenne, und daß ich begierig sei, den zu sehen, der den Zaum meines Pferdes zu berühren wage. Diese Anrede, die mit meiner stärksten Stimme und in meinem besten Italienisch ausgesprochen und mit den entsetzlichsten Schwüren, die ich irgend kannte, ausgeschmückt wurde, machte einen gewissen Eindruck auf die Menge, die nun ehrerbietig auf die Seite trat. Bei dieser Veranlassung, wie bei vielen andern, bemerkte

ich, daß die Heldenmiene, die selbst der friedlichste Franzose in fremdem Lande unter gewissen Umständen annehmen zu müssen glaubt, selten ihre Wirkung verfehlt. In Sicilien wie in Italien, im Orient wie in Deutschland scheint der französische Name Zauberkraft zu besitzen. Unsere Karavane langte majestätisch auf dem Platze von Lentini an, der sehr belebt war: Fisch-, Orangen- und Artischokenhändler stritten sich mit Soldaten und erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei. Wir stiegen vor einer Kneipe ab, die sich den Namen eines Hotels anmaßte, und alsbald beorderte ich Giovanni an einen Offizier, den ich auf dem Platze spatzieren gehen sah. Ich ließ ihm in hochmüthigen Worten sagen, ich glaube nicht, daß es in der Absicht der Behörde liege, mir meine Pferde zu nehmen; ich sey Franzose und demnach keineswegs geneigt, Erpressungen zu dulden, und wünsche mit einem Worte zu wissen, was ich von den Vorhersagungen der Einwohner zu halten habe. Der Offizier ließ mir antworten, daß allerdings die Thiere der Landleute in Anspruch genommen worden seyen, daß aber die Pferde eines Reisenden, wie meine Excellenz, nur diesem allein gehören. Ich freute mich meines Triumphes. Seine Stelle als Botschafter niederlegend, übernahm Giovanni das Amt eines Koches und trug uns ein Essen auf, welchem unsere beiden Begleiter, als Leute, die seit drei Wochen Hunger litten, alle Ehre anthaten. Ihr unersättlicher Appetit, die Lazzi Scardillo's, die Naivität der Padrona di casa, die in Ermangelung eines Tischtuches unsern Tisch mit einer Mantille bedeckte, mit der sie sich an Festtagen schmückte, machten, daß wir zwei Stunden lang bis zu Thränen lachen mußten.

Heute, da ich diese Zeilen schreibe, erinnere ich mich nicht ohne ein gewisses Gefühl der Wehmuth an die kleinsten Einzelnheiten dieses frohen Mahles. Wo sind jetzt die beiden so muntern Gäste, die uns der Zufall an jenem Abend gesandt hatte? Des folgenden Tages verließen wir sie. Sie gingen nach Syra-

cus, und wir sollten in Catania übernachten. Wir reisten nach Asien, sie kehrten nach Frankreich zurück. Wir sagten uns auf dem Marktplatze von Lentini Lebewohl; ich habe sie nie wieder gesehen und weiß auch ihre Namen nicht. Das Leben des Reisenden — und darin liegt einer seiner größten Reize — wird jeden Augenblick durch ähnliche Zufälle begeistert, deren Andenken später von einer nicht zu beschreibenden Wehmuth begleitet ist. Wie vieler Gefährten erinnert er sich, denen er Freundschaft versprach und von denen er nicht wieder reden hören wird! Wie viele Gesichter ziehen, in den Stunden des Träumens, in verwirrten Bildern an ihm vorbei, die er in fernen Ländern erblickte und die er nicht wieder sehen soll! Beinahe jeden Tag macht der Reisende eine neue Bekanntschaft und sagt ein letztes Lebewohl. Wenn sein Blick über eine Landschaft hinschweift, beschäftigt sich Etwas in ihm mit den Personen, die sie beleben; sein Herz ist immer eben so wach als seine Phantasie. Darum heißt Reisen Thätigkeit in sein Leben bringen und es verzehnfachen, heißt die Empfindungen, die sich im Leben an einem und demselben Orte, nur in langen Zwischenräumen finden, vervielfältigen.

Da wir mit dem Mittagessen fertig waren, meldete uns Scardillo mit sehr ernsthafter Miene, daß diesen Abend Theater in Lentini sey. Theater an einem abgelegenen Orte, wohin man nur nach mehrtägiger Reise auf Maulthieren gelangte; Pracht und Vergnügungen in einem Flecken, wo es keine Herberge und kein Linnen gab, das dünkte uns eine ziemlich beachtenswerthe Kunde. Wir gedachten jener improvisirten Vorstellungen, die fremde Schauspieler bisweilen in Frankreich zur größten Ergötzlichkeit der kleinen Provinzialstädte, in Ställen aufführen. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir beim Eintritte in das Theater von Lentini den kleinen Saal stark beleuchtet und beinahe reich decorirt fanden! In einer doppelten Reihe von Logen waren hundert Damen, beinahe sämmtlich reizend, in ihren ele-

ganten Anzügen zu schauen. Stutzer mit Schnurrbärten und gelben Handschuhen neigten sich artig hinter ihren Armstühlen zu ihnen herab. Wie in Paris waren Lorgnetten und Operngucker stark im Gebrauche; von allen Seiten wurden sie bei unserem Eintritte auf uns gerichtet, und wir setzten uns in der Nähe des Orchesters nieder, sehr beschämt über unsere Blousen und unsere beschlagenen Stiefel, an denen noch der Staub von acht Tagen hing. Man führte, ziemlich ordentlich, eine Oper von Donizetti, „Fausta" betitelt, auf, die jedoch, so viel ich weiß, nie in Paris gegeben wurde.

Des andern Tages kamen wir nach sechsstündigem Marsche durch ein ebenes, verlassenes und unin.eressantes Land, in Catania an. Es ist eine hübsche Stadt, die am Ufer des Meeres und am Fuß des Aetna in Form eines Amphitheaters erbaut ist. Ihre Straßen sind breit, mit großen Steinplatten gut gepflastert und nach der Schnur gezogen. Die regelmäßigen Façaden der Hotels verleihen ihr ein Ansehen von Reichthum und Eleganz. Ihre Plätze sind mit schönen Brunnen verziert. Nach Art des Monolithen von Luxor ziert ein kleinerer Obelisk, der auf dem Rücken eines ungeheuren Elephanten von Lava ruht, den Mittelpunkt der Piazza grande. Catania sieht alt und traurig aus, obgleich es ganz neu und ewig neu zu seyn bestimmt ist, da es der Aetna alle Jahrhunderte zerstört. Die Lava, von der diese neuen Bauten aufgeführt sind, verleiht ihnen das düstere, den Nachbarstädten von Vulcanen eigenthümliche Aussehen. Wir trafen um die heißeste Stunde des Tages in Catania ein. Die Sonne brannte knisternd in den schweigsamen Straßen; man sah nicht Einen Vorübergehenden, die Stadt schien ganz verlassen. Nur in gewissen Entfernungen hob bei dem schallenden Tone, den das Auftreten unserer Maulthiere auf den Pflastersteinen hervorrief, im vorspringenden Schatten eines Hauses ein halb nackter, von Schweiß triefender Bettler matt sein Haupt in die Höhe.

Es war die Stunde, zu der man in den südlichen Ländern nur heulenden Hunden und lachenden Franzosen begegnet.

Während wir diese schweigsamen Straßen durchpilgerten, hatte ich mich einer traurigen Erinnerung hingegeben. Ich dachte an Bellini, diesen melancholischen und glorreichen Sohn Catania's, und fragte mich, ob man sein Geschick beklagen oder beneiden müsse. Einige, seinem Herzen entströmte Töne haben sein so flüchtiges Daseyn unsterblich gemacht; seine, in einer himmlischen Sprache ausgedrückten Leiden haben von einem Ende der Welt bis zum andern ein gewisses rührendes und schmerzliches Mitgefühl erweckt; sein Gedächtniß wird jeden Tag gesegnet, und die Erinnerung an ihn lebt in allen Herzen; welch' schöneres Leben kann einem Künstler in seinen Träumen vorschweben? Ohne Zweifel hatte gerade während einer jener Stunden schrecklicher Ruhe ein Engel ihm jene liebliche Cavatine „Casta Diva" zugeflüstert, die man die ganze Geschichte dieser leidenden Seele nennen möchte, die immer in den Stunden der Wehmuth mit der unsrigen verschwistert zu seyn scheint.

Das, meiner Ansicht nach nicht sehr bemerkenswerthe Museum des Fürsten Biskaris weglassend, nenne ich das Kloster der Benedictiner als die Hauptsehenswürdigkeit von Catania. Dieses Kloster ist wie das von San Martino in der Nähe von Palermo, ein herrlicher Palast, mit marmornen Treppen und Vorsälen. Wenn den König beider Sicilien die Lust ankömmt, nach Catania zu gehen, so beherbergen ihn die Benedictiner. Die Gemächer des Superior sind eines Erbprinzen würdig. Zu größerer Bequemlichkeit hat sich der gute Pater in einem Schrank seines Schlafzimmers einen Altar anbringen lassen, den ich gesehen habe. Somit kann er die Messe zu den bestimmten Stunden und ohne zu große Anstrengung lesen. Was die Küche anbelangt, so ist sie königlich. Ich fand mich gerade um die Stunde des Mittagessens daselbst ein. Ein halb Dutzend Köche in weißen Westen

waren mit Maccaroni, gebackenen Fischen, Obstkuchlein und Früchten beschäftigt, die insgesammt das Mittagessen für den Freitag ausmachten. Es ist besser, in Sicilien Benedictiner zu seyn, als Erzbischof in Frankreich. In der Kirche, auf der Treppe, wie in den Gängen des Benedictinerklosters von Catania sieht man an allen Wänden ein hundert Male wiederholtes, und bald in Fresco, bald in Oel gemaltes, bisweilen auch geschnitztes Bild. Es verdankt einer Legende seinen Ursprung und stellt folgende Scene dar: ein Priester, der wie man versichert, der heilige Nikolaus ist, steht inmitten des Speisesaales von einem Gasthof, der nach den, die Schenktische bedeckenden Fischen, Gemüsen und Fleischvierteln zu schließen, gut mit Mundvorrath versehen ist. Neben dem Heiligen steht ein Tisch und auf diesem ein Teller, auf dem drei Eierschalen liegen. Im Hintergrunde des Gemäldes gewahrt man mehrere umgestürzte Fässer, aus denen eine Menge kleiner Kinder auf allen Vieren herauskriecht. Rechts endlich, bei einer halbgeöffneten Thüre, stehen Frauen, die beim Anblick der Kleinen von Freude außer sich zu kommen scheinen.

Nachstehendes nun ist die Legende:

Der heilige Nikolaus machte an einem schönen Abend in einem Gasthofe Halt und verlangte zu speisen. Man brachte ihm zuvörderst drei gesottene Eier und sodann ein Stück auf dem Roste gebratenes Fleisch. Die Eier waren vorzüglich, aber die zweite Platte hatte einen so sonderbaren Geschmack, daß der Heilige trotz seines Appetites beim ersten Bissen inne hielt. „Was ist das?“ sagte er, „das ist ja weder Ziegen-, noch Hammel-, noch Ochsen-, noch selbst Kameelfleisch, wovon ich schon in Asien gekostet habe.“ Dann setzte er, wie in Folge einer von oben gekommenen Offenbarung hinzu: „Sollte das etwa Menschenfleisch seyn, was ich Gott sey Dank noch in keinem Lande gegessen habe?“ Der Himmel, der den heiligen Nikolaus in diese Herberge geführt hatte, gab ihm den Gedanken ein, gewisse heilige Worte zu sprechen und alsbald

geschah ein großes Wunder. Ein unbestimmter Lärm, auf den das wohl zu erkennende Geschrei neugeborner Kinder folgte, erhob sich aus einer Menge von rings im Saale aufgestellten Tonnen. Dann sah man den Kopf eines Kindes über eines der Fässer hervorragen; es sprang auf den Fußboden, und Andere folgten ihm. Das ganze Haus schrie Wunder. Durch das Geschrei der Menge benachrichtigt, liefen arme Frauen herbei und erkannten in diesen, auf dem Fußboden umherirrenden kleinen Wesen ihre Nachkommenschaft. Der niederträchtige Gastwirth hatte diese armen Würmlein gestohlen, getödtet und zubereitet. Zum Glücke war die abscheuliche Operation erst den Tag zuvor vollzogen worden; die Fässer waren nicht angewandt und all' die kleinen Jungen wurden wieder aufgefunden. Einem von ihnen fehlte jedoch ein Ohr. Es war auf dem Roste gebraten und dem heiligen Nikolaus selbst in Form eines Beefsteak aufgetragen worden.

Dieß ist auch ohne Zweifel der Grund, weßhalb dieser große Heilige der Patron der Kinder genannt wird.

Nach dreitägiger Rast in Catania machten wir unsere Vorbereitungen, um den Plan auszuführen, den wir beim Anblicke des Aetna entworfen.

Der Aetna.

Die ersten Monate des Jahres 1843 waren, selbst wenn man diese Behauptung nur auf die Erscheinungen der Natur anwenden will, fruchtbar an Unfällen und Umwälzungen jeder Art. In den Meeren Indiens und Amerika's, im atlantischen wie im Mittelmeere haben fürchterliche Orkane unsere Fahrzeuge vernichtet. Ein Erdbeben hat beide Welten erschüttert. Feuersbrünste haben ganze Gegenden und ganze Bevölkerungen verzehrt. Hoch am Himmelszelt ist plötzlich ein drohender, unerwarteter Komet erschienen, vielleicht neue Unfälle prophezeiend und wie man sagte, einen fünfundvierzig Millionen französische Meilen langen Schweif nach sich schleppend. Vor Allem, und so zu sagen, das Signal zu diesen Umwälzungen gebend, war der Aetna, der seit mehreren Jahren stumm geblieben, aus seiner Erstarrung herausgetreten. Auf seine gewaltige Stimme hatten sich der Vesuv und der Stromboli entzündet. In der neuen Welt ging beinahe in demselben Augenblicke Pointe-à-Pitre unter, und England und Holland erzitterten in Folge der allgemeinen Bewegung. Mehrere Monate hindurch schien der sililianische Vulcan diese allgemeine Verwirrung zu überherrschen, und mit dem Schwirren der Stürme, mit dem Getöse der Erdbeben, mit dem Kniftern der Feuersbrünste, mit dem Krachen der einstürzenden Städte, mit dieser ganzen fürchterlichen Harmonie der in Zuckungen liegenden Natur

vermischte sich beständig sein lange forttönendes Geheul wie eine traurige Begleitung. In diesem Jahre noch, im Monat März, vergrub der Mongibello in vollem Ausbruch ganze Dörfer unter seiner Lava, Hunderte von Menschen kamen um, und jeden Tag veröffentlichten die Journale die entsetzlichen Berichte des Herrn Gemellaro, unseres alten Freundes, dessen Bekanntschaft der Leser in Bälde machen wird.

Gewaltiger Schrecken herrscht in Sicilien. Denn diese theilweisen Ausbrüche, die nur ein kleines Wüthen sind, prophezeien noch schrecklichere Unfälle, und mit diesen wohlbekannten Vorzeichen kann man einen noch entsetzlicheren Vergleich verbinden. Die großen Ausbrüche des Aetna sind einander seit sehr langer Zeit im Zwischenraume von etwa hundert Jahren nachgefolgt: 1329, 1444, 1536, 1669 und vor Allem 1766 sind Zeiten fürchterlichen Andenkens. Nun hatte der Mongibello seit dem Jahre 1766, wo Catania zum letzten Male durch die Lava verheert wurde, wie gewöhnlich, allmälig zu erlöschen geschienen, als er bei der Annäherung des verhängnißvollen Termines drei auf einander folgende Jahre hindurch sein dumpfes Rollen hören ließ, um Zeugniß von seiner ewigen Macht zu geben. Was geschehen wird, weiß nur Gott.

Wie dem auch seyn möge, Catania war vor zwei Jahren sehr ruhig, als an einem schönen Frühlingsabend unser kleiner Trupp, auf seinem Marsche nach dem Aetna, über die Piazza grande der Stadt zog. Es war um die Stunde der Promenade. Eine zahlreiche Menge trieb sich in den Straßen umher. Beim ersten Hauche der Abendluft hatte sich diese Stadt, die während der heißen Stunden des Tages todt gewesen, wie durch Zauber belebt. Die Frauen arbeiteten vor ihren Thüren. Die jungen Männer rauchten, und die jungen Mädchen zogen singend vorüber. Auf allen Seiten trugen Händler von Orangen und Eislimonade, wie in Neapel, ihren ambulanten Kram umher,

und priesen ihre Waare mit gewaltig verstärktem, betäubendem Geschrei den Fachini an, die sie mit der ganzen Kraft ihrer Lunge heruntersetzten. Inmitten dieser bunten und sich unablässig regenden Menge fuhren die glänzenden Equipagen des catanischen Adels an einander vorbei. Hübsche offene Kaleschen, herrlich glänzend, mit gutem Gespann versehen und mit jungen Damen von vollendeter Eleganz besetzt, hielten vor renommirten Kaffeehäusern, und da schlürften diese schönen Sicilianerinnen, ganz wie bei Tortoni, ohne aus ihrem Wagen zu steigen, Gefrorenes, wie man es in Paris nie bereitet, und zeigten in großer Anzahl reizende Gesichtchen, die selbst auf unsern Boulevards Seltenheiten gewesen wären.

Eine der Ecken des Platzes war von einer Menge Matrosen in braunen Regenmänteln besetzt. In dieser Gruppe herrschte eine so große Bewegung, und ein so durchdringendes Geschrei erhob sich aus ihr, daß ich an irgend ein außerordentliches Ereigniß glaubte. Ich näherte mich derselben und hörte nun so heftige Worte wechseln, sah so drohende Geberden, daß ich, obschon das Volk von Neapel und Sicilien aus Erfahrung kennend, mich darauf gefaßt machte, Zeuge eines allgemeinen Handgemenges zu werden. Plötzlich fiel mitten aus dem Haufen ein Schuß. Alles stürzte nach einer Seite hin, so daß nun viele große, mit Fischen bedeckte Tische unbesetzt blieben. Meine Unruhe ließ nach; der Schall, der mich einen Mord hatte befürchten lassen, war nichts Anderes als die Anzeige von der Herabsetzung des Fischpreises. Die Rothfische sanken um einen Sou. Das ist der sicilianische Brauch; wenn die Fischer, nachdem sie ein lautes Geschrei über den Preis und die Vortrefflichkeit ihrer Waare erhoben, die Stimme verloren haben und daran verzweifeln, sich den Liebhabern hörbar zu machen, so feuern sie einen Pistolenschuß ab und verkünden damit, daß ihr Tarif niedriger ist, als

der ihrer Nachbarn. Ich konnte sehen, daß dieses sonderbare Mittel vom vollständigsten Erfolge begleitet war. Die Boutique des Mannes mit der Pistole wurde in demselben Augenblicke überschwemmt. Es half nichts, daß die andern Verkäufer, keuchend, erschöpft und lästernd, so arg sie konnten, sich abmühten; und eben so wenig Erfolg hatte, daß sie gewaltige, straffe und glitzernde Fische, wie Keulen, den Käufern unter die Nase hielten und schimpften und zuschlugen. Nichts vermochte die Menge aufzuhalten, bis endlich einer, verzweifelnd, auf andere Art zu einem Erfolge zu gelangen, einen zweiten Pistolenschuß abfeuerte und dadurch anzeigte, daß er seine Fische zu einem noch billigeren Preise, als er durch den ersten Pistolenschuß festgesetzt worden sey, ablasse.

Auf unsern Thieren sitzend und ein wenig verlegen über unsere Blousen, von denen ein großer Theil an den Aloen der Landstraßen hängen geblieben war, rückten wir schüchtern durch diese Menge vor, der bisweilen unser, nichts weniger als glänzender Aufzug ein Lächeln entlockte. Signor Abbate, der Eigenthümer des herrlichen Gasthofes von Catania, hatte sich die Mühe genommen, unsern Zug zu organisiren. Er bestund aus einem Führer, einem Korb voll Lebensmittel und drei sogenannten Maulthieren, von denen aber zwei Pferde waren.

Der Cicerone führte den Zug an, und wir, mein Gefährte und ich, folgten im kurzen Trabe unserer Reitthiere. An den letzten Häusern von Catania wandten wir uns um, einen letzten Blick auf diese hübsche Stadt, auf diesen so regelmäßigen, so belebten Platz und auf das Meer zu werfen, das dieses Gemälde einrahmte. In demselben Augenblicke ging die Sonne unter, und auf allen Uhren schlug die siebente Stunde. Der Himmel war bedeckt, und der Thermometer zeigte zwanzig Grad Réaumur. Jenseits von Catania steigt die Straße nach dem Aetna allmälig sanft empor; sie ist mit schwarzer Asche bedeckt, aber geebnet, breit und zwei

Stunden lang, das heißt bis Nicoloſi, fahrbar. Auf ihren beiden Seiten laufen kleine, aus vulcaniſchen Steinen in halber Mannshöhe ausgeführte Mauern hin und trennen ſie von großen Gärten, deren Fruchtbarkeit wunderbar erſcheint, wenn man bedenkt, daß ihr ganzer Boden aus Lava beſteht.

In demſelben Verhältniſſe, in dem man emporſteigt, verliert dieſe reiche Vegetation von ihrer Kraft. Bald treten verkrüppelte Stauden an die Stelle der ſchönen Bäume in den Gärten Catania's, und endlich folgt auf jenen Gürtel von Laubwerk in allen Tinten und von Blumen in allen Schattirungen ein ſchwarzes Meer von verkalkter Aſche. Wie eine gewaltige Pyramide erhebt ſich vor den Augen des Wanderers der Aetna in all' ſeiner rauhen Nacktheit. Der Blick ſchweift traurig über dieſen düſtern Abhang hin, und wenn er ſich zum Himmel erhebt, ſucht er beſtürzt in den Wolken den kaum ſichtbaren Gipfel des Vulcans, den man zu beſteigen ſich anſchickt; um dieſe Abendſtunde war der Weg, den wir einſchlugen, beinahe ganz verlaſſen; nur hier und da begegneten wir einem alten Landmann, der auf ſeinem Eſel ſitzend, friedlich ſeinem Heimweſen zuſteuerte. Alle nahmen, wenn ſie uns vorüber ziehen ſahen, höflich ihre proſaiſche Mütze von weißer Baumwolle ab und grüßten uns mit den Worten: „Miei rispetti à loro signorie!“ Die Bewohner des Aetna (mögen mir einige Reiſende dieſe Bemerkung nicht übel nehmen!) ſchienen mir allen übrigen Sicilianern gleich zu ſeyn und weder in ihrem Geſichte noch in ihrem Gange, weder in ihrer Kleidung noch in ihrer Sprache Etwas zu haben, das ſie von ihren Landsleuten in den Niederungen auszeichnete. Der engliſche Reiſende Brydone, der Sicilien im Jahre 1770 beſuchte, iſt anderer Anſicht. „Wir haben,“ ſagt er, „unter den Bewohnern dieſes Berges einen Grad von Rohheit und wilder Lebensweiſe gefunden, wie ich ihn an keinem andern Orte bemerkte. Dieß erinnert mich an eine Beobachtung, die der Pater Della Torre, wie er mir ſagte,

im Königreich Neapel gemacht hatte; daß nämlich überall, wo die Luft stark mit Schwefel und entzündeten Ausdünstungen geschwängert ist, die Menschen in hohem Grade bösartig und lasterhaft sind." Es ist Thatsache, daß beinahe zu derselben Zeit unser Landsmann, der Baron Riedesel, schrieb: „Ich habe hier, wie an allen den Orten, die von Fremden selten besucht werden, und wo die Menschen nicht durch andere Menschen verdorben werden konnten, die menschliche Gattung in ihrem natürlichen Zustande und das, was man gute, wahre, freundliche und dienstwillige Leute nennt, gefunden; sie sind von schöner Gestalt, und die reine und heitere Bergluft macht sie aufgeräumt, munter und froh. Die Frauen sind sehr hübsch; sie haben eine blendend weiße Haut und ein sehr lebhaftes Auge. Die Männer sind von der Sonne verbrannt, aber groß, gesund, sehr zuvorkommend, offen und dienstfertig u. s. w."

Herr Simon seiner Seits stößt die von Herrn von Riedesel ausgesprochene Meinung um. Er spricht diesen Bergbewohnern eine gute Gesundheit ab. „Die Bewohner dieser traurigen Stätte," schrieb er vor wenigen Jahren, „sahen arm und krank aus, und nach Allem, was sie uns sagten, sind sie derselben Art von Fieber unterworfen wie die Leute in der Campagna di Roma." Was soll man nun von den Berichten der Reisenden und ihren ewigen Widersprüchen denken, als daß selbst die wahrheitsliebendsten genöthigt sind, die Bewohner eines Landes nach den wenigen Individuen, denen sie begegnen, und alle Dinge der Erde nach ihrer persönlichen Art und Weise zu sehen — zu beurtheilen?

Seit zwei Uhr hatten wir Catania verlassen. Die Nacht kam heran, der Himmel bedeckte sich immer mehr und mehr, und der Zustand der Atmosphäre machte uns für den folgenden Tag keine großen Versprechungen von einem schönen Sonnenaufgang. Einige Regentropfen begrüßten uns bei unserer Ankunft in Nicolosi, wo wir vor einer kleinen, neuerdings errichteten Herberge

abstiegen, die sehr sauber mit Steinmörtel angestrichen ist, jedoch wie wir später gewahrten, mehr durch die Malerei ihrer Mauern, als durch den Proviantvorrath ihrer Speisekammer sich auszeichnet.

Nicolosi ist ein sehr wehmüthiger, aus schwarzer Lava erbauter Flecken, der ein trauerartiges Ansehen hat und inmitten einer Aschenebene liegt. Die Häuser dieses Dorfes sind die letzten, die der Reisende antrifft; jenseits ist die Wüste. Der erste unter den Bewohnern von Nicolosi ist Herr Gemellaro, ein ausgezeichneter Geolog und allen Lesern von Reisebeschreibungen wohlbekannt. Die anziehenden Berichte von Alexander Dumas hatten mir das lebhafteste Verlangen, Herrn Gemellaro kennen zu lernen, eingeflößt, ohne mir jedoch zu sagen, auf welchen Anspruch hin und unter welchem Vorwande ich mich ihm vorstellen könne. Der Gastwirth zog mich aus der Verlegenheit, indem er mir ankündigte, daß es gebräuchlich sey, bevor man den Aetna besteige, sich zu dem Geologen zu begeben, um von ihm, bezüglich dieser Besteigung, die nöthigen Rathschläge und Mittheilungen zu empfangen. Er erbot sich, uns vorzustellen. Ich nahm dieß an, nachdem ich zuvor als Einleitung meine Karte an Herrn Gemellaro gesandt und bei ihm hatte anfragen lassen, ob es ihm gefällig wäre uns zu empfangen. Diese britische Handlungsweise schien meinen sicilianischen Führer und den Gelehrten selbst in großes Erstaunen zu versetzen; denn wir trafen ihn, uns entgegenkommend, auf halbem Wege. Er empfing uns sehr freundlich und führte uns in seine hübsche kleine Behausung.

Wir setzten uns um ein gutes Feuer, das bei der Nachtluft und der Nähe des Berges recht angenehm war. Dann begann, anfänglich in italienischer Sprache, die Unterhaltung; erst später willigte Herr Gemellaro, ein leichtes Bedenken überwindend, ein, unsere Sprache zu reden. Der sicilianische Geologe ist ein Mann von fünfzig Jahren, der einen rüstigen Gang, ein südliches Ge-

sicht und sehr schöne Zähne hat. Wir hatten ihn im Hauskleid überrascht; sein ganzer Anzug bestund in einem Oberkleid von klösterlicher Farbe und Façon, das durch einen einfachen Strick um den Leib zusammengehalten wurde. Er begann mit der Erklärung, daß wir die Jahreszeit und den Tag schlecht gewählt hätten. Der Schnee, sagte er uns, bedecke noch den größeren Theil des Berges und hülle das kleine Haus, das er unterhalb des Kegels habe erbauen lassen, völlig ein. Im Monat Juli oder August hätte, wenn wir auf unseren Maulthieren bis zur Casa Inglese gekommen, ein Marsch von anderthalb Stunden hingereicht, zum Krater emporzusteigen, während wir in den ersten Tagen des Mai mehr als sechs Stunden lang und beim schrecklichsten Wetter einen Abhang von gefrorenem und schlüpfrigem Schnee zu erklimmen hätten. Wir müßten uns mit unserem ganzen Muthe waffnen, uns mit unsern wärmsten Mänteln bedecken und uns auf außerordentliche Anstrengungen gefaßt machen.

Ueberdieß, wenn, wie er befürchte, der Himmel bedeckt bleibe, werden wir, auf dem Gipfel angekommen, dort nach so vielen Mühen durchaus Nichts sehen; für den Fall aber, daß sich im Gegentheil das Wetter des Morgens aufkläre, versprach er uns herrliche Wirkungen des Lichtes beim Sonnenaufgang. Diese Aufschlüsse waren nicht sehr ermuthigend, zumal wir an ihrer Richtigkeit nicht zweifeln durften.

Seit dreißig Jahren am Fuße des Aetna wohnend, hat Herr Gemellaro sein Leben damit verbracht, diesen Berg zu studiren. Er kennt alle seine Bäume und Steine; er hat alle seine Lavaarten analysirt, alle seine Abgründe untersucht, alle seine Ausbrüche mit Liebe beobachtet, all sein Geheul gehört und all sein Wüthen vorhergesagt. Als er noch jung war, bestieg er zu jeder Stunde und zu jeder Jahreszeit den Krater; älter und weniger beweglich geworden, hat er sein Zelt am Fuße des Berges aufgeschlagen und ertheilt jetzt da im Vorbeigehen den Reisenden,

denen er nicht folgen kann, die seiner Erfahrung entnommenen Rathschläge, gleich jenen alten, zwanzig Schiffbrüchen entkommenen Lootsen, die, nachdem sie in ihrer Jugend von allen Wogen hin- und hergeschlagen, von allen Winden umhergetrieben und an alle Klippen geworfen wurden, in ihren alten Tagen wie von einem unwiderstehlichen Magnet angezogen, zurückkehren, um am Ufer des Oceans sich niederzulassen und die jungen Matrosen zu lehren, an welchen Zeichen man einen Sturm voraussieht und wie man bei einem solchen sich zu benehmen hat. Um die Aehnlichkeit noch größer zu machen, gefällt sich Herr Gemellaro sehr darin, seine früheren Strapatzen und seine gefährlichen Ausflüge mitzutheilen; übrigens erzählt er sehr gut, und wir fanden ebenso viel Vergnügen als Nutzen darin, ihn anzuhören. Ich habe keinen Grund, gegen die Wahrhaftigkeit des Geologen von Nicolosi irgend einen Verdacht zu hegen, sondern setze vielmehr, trotz seiner doppelten Eigenschaft als Reisender und Gelehrter, gerne volles Vertrauen in ihn; gleichwohl waren diese, an Interesse immer reichen Berichte mit so außerordentlichen Umständen durchwoben, daß mein ungelehrter Kopf, der sie nicht fassen konnte, sich beinahe sträubte, deren Möglichkeit anzuerkennen. So sah sich Herr Gemellaro, als er sich an einem gewissen Tage bei einem Ausbruch dem Krater zu sehr genähert hatte, plötzlich vom Feuer umgeben, wie der Jäger in der Prairie. Er flüchtete sich auf eine kleine Anhöhe. Der feurige Strom fuhr fort zu brüllen; rings um ihn erhoben sich allmälig, flüssigem Erze ähnliche Wogen; in der Ferne bogen sich die Bäume, neigten sich unter ihrer Umschlingung und schmolzen in diesem feurigen Strom. Das Inselchen wurde kleiner, und ein dumpfes Brausen ließ sich hören. Die Hitze war schrecklich, und die Luft erstickend. Der unglückliche Gemellaro konnte kaum mehr athmen, seine Augen brannten, Alles war roth um ihn, und dieses weißglühende Meer stieg immer höher und höher. Von je-

dem Andern als dem Gelehrten wäre keine Spur übrig geblieben; er aber sprang, wie er mir sagte, kühn über die Lava und lief so schnell, daß er sich rettete. Ich erklärte ihm, daß die Sache über meinen Verstand gehe; er jedoch versicherte mir allen Ernstes, daß die Lava, obgleich flüssig, oft Consistenz genug besitze, um einen Mann zu tragen; daß dieß so gegangen sey, und daß er mir für die Wahrheit stehen könne. Die Lava hatte nur seine Schuhe verbrannt und seine Kleider leicht beschädigt; auch seine Haut war, wie sich zeigte, ein wenig vom Feuer gebräunt.

In seiner Vorliebe für den Aetna hat Herr Gemellaro — wer sollte es glauben? — einen Nebenbuhler. Seit sechs Jahren hat ein junger deutscher Gelehrter, der Baron von Walter-Schlafthausen (wenn ich seinen Namen richtig schreibe), seine Vaterstadt Frankfurt verlassen, um seinen Wohnsitz in Catania zu nehmen. Begeistert und wissensdurstig wie der sicilianische Geolog, aber jünger und rühriger und mit seinen eigenen Beobachtungen die seines Mitbruders verknüpfend, verbringt der deutsche Baron, gleich jenem, sein Leben damit, den Mongibello zu studiren. Kein Führer wagt, ihm auf seinen tollkühnen Forschungen zu folgen. Ganze Wochen treibt er sich auf dem Berge herum, wobei er die Casa Inglese oder die Ströme der noch heißen Lava zu seinem Lager wählt und nur in seltenen Zwischenräumen nach Nicolosi zurückkehrt.

„Er ist," sagte mir Gemellaro, „leidenschaftlicher eingenommen für den Aetna, als ich es je gewesen." Eine solche leidenschaftliche Vorliebe ist nicht ohne Gefahren, und der junge Baron ward zu verschiedenen Malen deren Opfer. Schnupfen, Seitenstechen, zahlloses Hinstürzen, Verstauchungen und verrenkte Schultern waren die kleinsten Unfälle, die ihn auf seinen fortwährenden Ausflügen trafen. Als er eines Tages von einem Lavastück auf ein anderes springen wollte, brach er ein Bein. Zum Glück war er nicht allein; seinem Führer gelang es, ihn mit

unerhörter Mühe in die Casa Inglese zu schaffen. Man war schon in der Jahreszeit vorgerückt, und es lag ein tiefer Schnee. Die Thüre der halbeingeschneiten Hütte wich erst nach vielen Anstrengungen. Der Verwundete litt fürchterlich, und vierzig lange Tage mußte er in dieser Hütte bleiben, inmitten des Eises, ferne von jeder Hülfe und nur von den Führern besucht, die ihm Lebensmittel und einige Medikamente brachten.

Sobald es sein Zustand gestattete, und der Weg fahrbar war, brachte man ihn nach Catania. Hier herrschte eine außerordentliche Hitze. Dieser so plötzliche Wechsel der Temperatur warf ihn nieder. Das Fieber trat hinzu, und das Uebel verschlimmerte sich; sechs Monate hindurch verzweifelte man an seinem Aufkommen. Gleichwohl genaß er, und nun sandten ihn die Aerzte fort, um die heimathliche Luft einzuathmen. Trotz seines langen Aufenthaltes in Sicilien übrigens war es dem jungen Baron nie vergönnt gewesen, auch nur Einen Ausbruch des Kraters zu beobachten. Gerade wenige Tage nach seiner Abreise nun begann der Aetna zu brummen und Feuer auszuwerfen. Das waren für Gemellaro unzweifelhafte Vorzeichen. Untröstlich über die Abwesenheit seines jungen Mitarbeiters sandte er ihm nach Frankfurt ein Einladungsschreiben.

Nach fünfundzwanzig Tagen kam der Brief an den Ufern des Mains an. Alsbald machte sich der unermüdliche Baron auf den Weg und legte denselben theils zu Pferd, theils zu Wagen, theils zu Schiffe so schnell zurück, daß er sich schon am fünfzehnten Tage mit Gemellaro über den Rand des Kraters hinabneigte. Der Ausbruch war herrlich. In Bewunderung dieses so lange ersehnten Schauspieles versunken, vergaß Herr von Walter-Schlaffhausen sowohl seine vergangenen Leiden als die Klugheit und da er Alles sehen, Alles beobachten wollte, lief er so stark, daß das Unvermeidliche geschah: er fiel von Neuem und brach sein anderes Bein. Nichts jedoch hat den jungen Gelehrten ab-

geschreckt; im Gegentheil scheinen die Hinderniſſe ſeinen Eifer erhöht zu haben; er befindet ſich immer in Catania und wird, wie mir ſein Mitbruder verſicherte, nächſtens ein höchſtintereſſantes Werk über den Aetna veröffentlichen, wenn nicht neue Unfälle dieſe Herausgabe unterbrechen, und wenn es dem Krater nicht einfällt, wie den Empedokles, ſo auch dieſen jungen Gelehrten, den er bis jetzt ſtückweiſe zu vernichten ſich begnügte, ganz zu verſchlingen.

Nach dieſen und vielen andern Berichten kündete uns Herr Gemellaro an, daß, wenn wir auf der Fortſetzung unſres Marſches beharrten, nunmehr die Stunde des Aufbruches herangekommen ſey. Er ertheilte uns ſeine letzten Unterweiſungen, gab uns einen von den ſechs jungen, von ihm unterrichteten und gemietheten Führern bei, verſah uns mit zwei dicken, wollenen Regenmänteln und wünſchte uns glückliche Reiſe. Wir beſtiegen unſere Maulthiere. Es war etwa eilf Uhr, und der Thermometer zeigte nur zehn Grade, die Nacht war düſter, der Fußpfad ſchwarz und ſchlüpfrig; wir gingen hinter einander, indem wir uns auf die Sicherheit unſerer Thiere und auf die Gewandtheit unſeres neuen Führers verließen. Nachdem wir den Monterosſo (ein Vulcan, der jetzt ausgebrannt iſt, durch deſſen breit ausgeſchweiften Gipfel jedoch jener fürchterliche Ausbruch, der im Jahre 1669 Catania theilweiſe zerſtörte, einen Ausweg fand) zu unſerer Linken gelaſſen, gelangten wir zu jener Partie des Aetna, die man die waldige Region nennt. Da vegetirten unglückliche Eichen, anfänglich dünn, ſpäter aber dicker geſäet, in einem ewigen Winter. Ihre Zweige ſchienen ausgetrocknet, und auch nicht Einer zeigte eine Knoſpe. Wir hatten nun die Blumen, die Wohlgerüche, die von der Sonne vergoldeten Felder, mit Einem Worte, Sicilien verlaſſen, und befanden uns jetzt in Sibirien.

Im Monat Auguſt zeigt ſich einiger Saft in dieſen entkräfteten Stämmen, und eilends erſcheinen einige Blätter, die bald vom

Winde mitgenommen oder vom Froste zerstört werden. Welch' ein Loos fällt diesen, aus unsern Himmelsstrichen stammenden Bäumen! Sie wachsen über einer der heißesten, der lieblichst duftenden Gegenden der Erde, aber nichts von dieser milden Natur dringt bis zu ihnen empor. Könnte man sie nicht mit jenen Bewohnern der Polargegenden vergleichen, mit jenen unglücklichen Wesen, die man Menschen nennt, die im Schnee geboren werden, im Eis leben und endlich sterben, ohne einmal warm gehabt, ohne den Duft einer Rose gerochen und ohne je in ihrem Gesichte das Wehen eines jener milden Lüftchen gefühlt zu haben, welche die Gluth der Liebe erwecken!

Je höher wir emporstiegen, desto kälter wurde es. Ein fürchterlicher Nordwind schüttelte die Stämme der alten Eichen, die in der Dunkelheit gewaltige, staffelförmig auf unserm Wege aufgestellte Gespenster zu seyn schienen. Allmälig verjagte der Nordwind die Wolken. Die Nacht hellte sich auf, und wir sahen über unsern Häuptern einen großen Himmel von dunklem Blau, strahlend von Sternen, aber ohne Mond. Eine Todesstille lag auf diesen Einöden. Man hörte nur das Heulen des Stoßwindes in den dürren Zweigen und das dumpfe Geräusch, welches das Auftreten unserer Saumthiere auf der Asche verursachte. Es lag etwas Unheimliches in dieser nächtlichen Wanderung, und wie um sich selbst zu beruhigen, begann der Führer mit langsamer Stimme eine Art Klagelied zu trillern. Weiter oben ließen zwei, ohne Zweifel verliebte, obwohl halberfrorne Frösche in der Nacht ihr melancholisches Geschrei um die Wette hören. Schon von der Kälte erstarrt, von dem Bedürfnisse des Schlafes träge gemacht und das Haupt in unsere Mäntel gehüllt, überließen wir uns halb im Schlafe der Bewegung unserer Thiere. Indessen rückten wir immer weiter vor, und der Führer sang noch immer.

Seit zwei Stunden etwa marschirten wir auf diese Weise, als plötzlich mein Saumthier stehen blieb. Mechanisch erhob ich

das Haupt und gewahrte nun vor mir eine kleine Hütte. Der Cicerone sagte mir, daß sie die Casa del Bosco heiße. Ich versah mich keines solchen Obdaches und war um so mehr erfreut über den Augenblick der Ruhe, den es uns verhieß. Wir traten, Menschen und Thiere, in die so ärmliche Hütte, die gewöhnlich als Stall und Zufluchtsort für die Leute dient, welche damit beschäftigt sind, den Schnee vom Mongibello nach den Kaffeehäusern Catania's zu bringen, wo ihn Abends zuvor die eleganten Sicilianerinnen sich hatten schmecken lassen. Der Maulthiertreiber legte einige dürre Zweige über einen Bund Weinreben, und bald flackerte, uns mit ihrem Rauche blendend, munter die Flamme nach dem Dache empor. Die Kälte, die wir erduldet, das Einsame und Traurige des Weges, diese ärmliche Hütte, die laute Stimme des Windes, der sie erschütterte, die Erstarrung, in die ich versunken war, Alles das hatte meine Gedanken völlig verwirrt; ich vermochte nicht zu glauben, daß ich mich noch auf dem lachenden Boden Siciliens befinde; was mich umgab, erinnerte mich viel eher an jene traurigen, im Schnee begrabenen dänischen Strohhütten, die mich meine Reisesucht vor einigen Jahren zu besuchen bestimmt hatte. Doch das Feuer belebte uns bald wieder. Der Korb mit Lebensmitteln, den der Führer vor uns aufthat, rief unsere Munterkeit von Neuem hervor. Eine Flasche San Placido (ein ausgezeichneter Wein, der in der Umgegend von Catania wächst, und den man den Reisenden nicht genug empfehlen kann) erwärmte vollends unser Herz. Nach Beendigung dieser Mahlzeit machten wir uns, die Cigarre im Munde, wieder auf den Weg.

Bei der Casa del Bosco hört die waldige Region auf, und man befindet sich für einige Zeit wieder im Strich der Lava. Der Weg, den wir nicht sahen, wurde immer steiler und abscheulicher. Trotz ihres Instinktes blieben die Saumthiere, da sie nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, jeden Augenblick stehen. Der

Wind, vor dem uns nichts schützte, war eisig. Er verdoppelte seine Wuth, beugte uns auf unsere Sättel nieder, schüttelte unsere Mäntel auseinander und schnitt uns in's Gesicht. Die augenblickliche Wärme, die wir in der Hütte verspürt, hatte uns empfindlicher als je gegen die Kälte gemacht, und zur Ermuthigung versicherte uns der Führer, daß der Nordwind, wenn er anhalte, unsere Besteigung des Berges unmöglich machen würde. Gleichwohl rückten wir immer vorwärts. Bald zeigte sich der Schnee in vereinzelten Streifen inmitten der Asche. Die Maulthiere begannen auszugleiten und zu stolpern; endlich stürzten sie alle vier zu gleicher Zeit. Wir mußten sie liegen lassen und unsern Marsch zu Fuße fortsetzen. Der Thermometer stund auf Null. Es war dieß seit unserm Abgang von Catania ein Unterschied von zwanzig Graden, und Füße und Ohren bezeugten mir, daß diese Veränderung sehr schmerzlich war. Es that mir wohl, mich wieder auf den Beinen zu befinden; ich hatte ernstliche Besorgnisse für meine Glieder gehabt, als ich mein Thier unter mir ausgleiten fühlte, und ich hoffte, daß die Bewegung mir das Selbstbewußtseyn, das mich zu verlassen angefangen, wieder geben würde. Dann sah ich, wie sich über meinem Haupte, auf dem Azur des Himmels eine große weiße Bergspitze abzeichnete, die, obwohl sehr erhaben, mir in keiner entmuthigenden Ferne zu liegen schien; indem ich mir in meiner Einfalt einbildete, dieß sey das Ziel unsers Ausfluges, marschirte ich eifrig darauf zu. So macht man sich auf den Weg, aber dieser erste Aufschwung hält nicht lange an.

Die Oberfläche des Schnee's war anfänglich ein wenig hart, und der Fuß konnte auf derselben ziemlich gut auftreten. Aber bald stunden wir vor großen, weißen, beinahe senkrechten und spiegelglatten Abhängen. Da wir unterlassen hatten, unser Schuhwerk mit großen Nägeln beschlagen zu lassen, so war es unmöglich, uns aufrecht zu erhalten und vorwärts fallend, rollten

wir rückwärts, wie die unglücklichen Katzen, welche die Kinder, in der Unschuld ihres Alters, auf die Dächer aussetzen, nachdem sie ihnen zuvor Nußschaalen an die Füße gebunden haben. Es gelang uns dadurch, daß wir unsern beschlagenen Stock in das Eis einschlugen, einen Anhaltspunkt zu gewinnen und so auf einer Art Leiter emporzusteigen. Eine Stunde lang scheint diese Art vorzurücken sehr bequem; aber wenn das Ziel uns zu fliehen scheint, und wenn wir, so oft wir — immer vorwärts schreitend — die Augen aufschlagen, die Entfernung nicht abnehmen sehen, da entschwindet uns der Muth.

Schon war das Eis nicht mehr blos an einzelnen Stellen vorhanden, sondern ein ununterbrochenes Meer. Vor uns erhob sich der Berg, so weit das Auge reichte, wie eine ungeheure weiße Masse. In dieser Region herrscht der Schnee unumschränkt und hüllt in sein ewiges Leichentuch diesen Koloß, den ein Feuer erfüllt, dessen Heerd vielleicht der Mittelpunkt der Erde ist. Um drei Uhr waren wir auf dem Gipfel der weißen Bergspitze angekommen, die wir anfangs erblickt.

Wir starben beinahe vor Ermattung. Die Kälte war so unerträglich geworden, und meine Fingerspitzen waren so sehr erstarrt, daß ich mich darauf gefaßt machte, mein Blut unter den Nägeln herausspritzen zu sehen. In diesem Momente nun sahen wir, die Augen aufschlagend, in noch ungeheurer Höhe die wahre Spitze des Aetna in den Wolken. Das Schwierigste war noch zu thun. Dieser Anblick ist hoffnungslos. Vor uns dehnte sich in sanfter Abdachung eine Ebene. In kurzer Entfernung traten die schwarzen Steine eines, wenige Zoll hohen, kreisförmigen Mauerwerkes auf dem weißen Teppiche des Schnee's hervor; das war der Philosophenthurm. Die Geschichte dieser kleinen Ruine ist sehr dunkel, und ihr Ursprung höchst ungewiß. Die Einen behaupten, sie habe dem Empedokles zur Wohnung gedient; Andere hingegen, die vielleicht der Wahrheit näher kommen und aus den in Catania aufbewahrten Bruch-

stücken die Ueberzeugung geschöpft, daß dieser Thurm von römischer Bauart ist, wollen wissen, daß er auf den Befehl des Kaisers Adrian, der, wie man sagt, auf der Rückkehr von seinen Reisen den Aetna bestieg, als Ruhepunkt aufgeführt worden sey.

Wie dem nun seyn möge, das Sonderbarste an diesen Ruinen dünkt mich ihre Existenz. Unter dem Kegel befindlich und dem Krater sehr nahe liegend, sind sie seit Jahrhunderten von allen Ausbrüchen verschont geblieben, während in derselben Richtung viel entferntere Punkte zu verschiedenen Malen unter der Lava begraben wurden.

Bei der Annäherung des Tages hatte sich der Wind ein wenig gelegt, der Himmel wurde immer heiterer, die Sterne schienen uns unendlich größer, glänzender und zahlreicher als gewöhnlich. Endlich erreichten wir die Casa Inglese; sie war völlig bedeckt, und außer der höchsten Kante des Daches nichts von ihr oberhalb des Schnee's sichtbar. Hier befinden sich zwei Häuser und drei Ställe.

Einige Monate später hätten uns unsere Saumthiere bis an diese Stelle getragen, und wir hätten hier ein Obdach, einen Heerd, um uns daran zu erwärmen, gefunden. Jetzt aber mußten wir uns, den Rücken dem Winde zugekehrt, die Beine schlotternd, das Gesicht erfroren, das Herz verzagend, auf das Dach setzen. Uns wieder zu beleben, bot uns der Führer unsern San Placido an; aber der war zu Eis und unser Brod zu Stein geworden. Ich besaß übrigens noch die Kraft, meinen kleinen Thermometer in die Luft zu halten; er sank plötzlich auf zehn Grade unter Null herab. Das war, seit unserm Abgange von Catania, genau ein Unterschied von dreißig Graden.

Dann gedachte ich, wie mir beifällt, der Schwimmschule zu Paris und erinnerte mich mit Erstaunen des hohen Genusses, den ich sonst darin gefunden, mich in kaltes Wasser zu stürzen. Ich

begriff nicht, wie es möglich war, zu warm zu haben, und ich gelobte bei mir selbst, mich nie wieder in meinem Leben zu einer solchen, über dem glücklichen Niveau des Meeres liegenden Höhe zu erheben.

Schon bleichte die Morgendämmerung die Finsterniß, und von Minute zu Minute wechselte das Schauspiel über unserm Haupte. Der Himmel, bis daher von einem an Schwarz streifenden Blau, nahm im Osten eine hellere Farbe an. Der ganze Horizont war mit einem gelblichen Grün überzogen, und diese allmälig blässer werdende Farbe verschmolz am Zenith in ein Perlgrau, das sich in die dunkler gewordenen Tinten des Ostens verlor. Bei den ersten Lichtstrahlen des jungen Tages sahen wir uns mit Erstaunen an. Unsere Gesichter waren entstellt, unsere Farbe bleiartig, unsere Augen mit Blut unterlaufen. Uebrigens zog einiger Muth in unsere Brust ein bei dieser Ankündigung des Sonnenaufganges, und auf die Versicherung unseres Führers, der uns eine Viertelstunde weiter oben heiße Asche verhieß, setzten wir uns wieder in Marsch. Wir hatten noch vor Erreichung des Gipfels vierhundert Meter zu ersteigen. Das war die schwierigste Partie des Weges; denn die in der That sehr steile Böschung des Aetna beginnt nach der Casa Inglese.

In dieser Höhe erhebt sich, den Rauch über das Eis emportreibend und dem Auge einen entsetzlichen Winkel von achtzig Graden darbietend, der auf einer Plattform aufgesetzte und vereinzelt inmitten einer kleinen Ebene dastehende Kegel ganz schwarz über den Schnee. Die Luft wurde immer dünner, das Blut stieg uns in den Kopf und wir waren, um Athem zu schöpfen, genöthigt, jeden Augenblick still zu stehen. Wie uns der Cicerone gesagt, verlor der Boden, als wir uns über der Schneeregion befanden, unter der Einwirkung der Sonne nach und nach seine Festigkeit und wurde bröckelig, was für uns eine neue Plage war.

Während wir keuchend, erschöpft, uns mit Händen und Knieen

helfend und uns gegenseitig ziehend, emporklemmten, jagte der Wind diese Asche auf und trieb sie uns in's Gesicht, wodurch uns Athem und Sehkraft genommen wurden. Aber bald schien uns der Boden feucht; dann erschien er uns lau, und endlich heiß; wir vergaßen sodann Alles, um uns bis an den Hals in die Asche zu versenken.

Die Stunde der Belohnung nahte, und schon fingen wir an, des Schauspiels zu genießen, das wir selbst um den Preis so vieler Anstrengungen sehen gewollt.

Die Nacht ging ihrem Ende zu, und der werdende Tag färbte den Himmel jede Stunde mit neuen Tinten. Die erste gelblichte Linie des Horizontes war durch verschiedene, nach einander orange- und rosenfarbige Linien verdrängt worden. Sodann erschien, die vorhergehenden Schattirungen schwächend, ein breiter Streif des lebhaftesten Hochroths. Schwarz und zackig hob sich der Schattenriß der Gebirge Calabriens scharf von diesem strahlenden Grunde los. Die Spitzen der höchsten Berge vergoldeten sich nach und nach und begannen zu flimmern. Das Meer, das wir bis in weitester Ferne hin sahen, schien bleich, gleichförmig und matt, wie ein See von geschmolzenem Zinn. Ueber ihm und unter unsern Füßen schwebten, einen sanften Wiederschein von den Farben des Himmels gebend, Gruppen von leichten Wolken. Anfänglich Kugeln von weißem, lilafarbigem und weichrosenrothem Flaum ähnlich, verwandelten sie sich bei der Erscheinung der hochrothen Tinte in wunderbare Vorhänge von carmoisinrothem Sammt, die an der Stelle mit goldenen Fransen besetzt und mit Rubinen gestickt waren, wo uns kleine Risse durch ihr leichtes Gewebe die Gluth des Horizontes erblicken ließen. Die Palette eines Malers wäre unfähig, die prächtigen und immer harmonischen Uebergänge wiederzugeben, welche dieses bewunderungswürdige Panorama in einen herrlichen Brand verwandelten. Inmitten dieses erhabenen Domes

erhob sich majestätisch das Gestirn der Welt. Wir sahen, etwa zehntausend Fuß unter uns, das Licht wie einen Blitz hervorspringen und plötzlich eine Feuerstraße auf das Meer hinwerfen. Die Sonne war ganz heraufgestiegen, und wir konnten nun unsern Blick voll auf dieses Gestirn heften, nach welchem nur der Adler unverwandten Auges schaut. Die Scheibe war nicht, wie gewöhnlich, unbeweglich, sondern man hätte sie für ein lebendiges Geschöpf halten mögen. Sie drehte sich langsam um sich selbst, wie ein Kunstfeuerwerk, wie ein feuriges Rad, das an gewissen Stellen heller strahlt, als an andern. Die Farbe anbelangend, so glich sie einem Mühlrad von Perlmutter, das lebhaft erleuchtet und mit jenen blauen Flecken bezeichnet war, wie sie bisweilen vor unserm geblendeten Auge zittern. Das war ein Schauspiel, das Keiner, der es je gesehen, vergessen wird, und es wäre thöricht, wenn wir suchen wollten, es zu beschreiben.

Während sich der Himmel so herrlich beleuchtete, änderte sich Nichts in unserer Nähe. Alles war hier düster und eisig. Der pfeifende Nordwind jagte zu unsern Füßen den Schnee von jener ungeheuren Abdachung, die sich so zu sagen in die Wolken verlor, auf, und es schien, als ob die Sonne über einer andern Welt als über der, auf der wir lebten, aufgegangen sey. Im Westen verlor sich der Blick in der tiefsten Finsterniß. Ganz Sicilien war noch in das dunkelste Schwarz eingehüllt; der Aetna bedeckte es mit seinem Schatten. Mehr als eine Stunde lang streiten die Sonne und der Aetna miteinander wie zwei feindliche Mächte. Die eine führt den Tag zurück, die andere verlängert die Nacht; doch das Gestirn des Himmels erhebt sich als Sieger, und bei der Erscheinung des Lichts scheint die Welt noch einmal aus dem Chaos hervorzugehen. Die Schatten des Berges wurden allmälig verdrängt; eine breite, gelblichte Schattirung trat an ihre Stelle und breitete sich rings um den Umkreis aus. Schon hatte sich das Meer aufgehellt, und wir entdeckten in seiner Uner-

meßlichkeit, in seinen tausend Umrissen jenen wunderbaren Golf, der bei Reggio anfängt und bei Syracus endet, nachdem er sich nach Messina gewunden und durch die Meerenge mit dem tyrrhenischen Meere sich vereinigt. Die sicilianischen Städte tauchten, eine nach der andern, aus der Nacht empor. Catania zeigte sich einem Kegelspiele gleich. Die Berge erschienen wie Maulwurfshaufen, und die Flüsse schlängelten sich wie Silberfäden hin. Der See von Lentini war ein Wassertropfen. In Nordwest verblieben der Himmel und die Erde noch lange in der Dunkelheit. Der Schatten des Aetna warf sich riesenhaft über diesen ganzen Theil der Insel. Die Umrisse dieses Schattens sind bisweilen, besonders nach einem kleinen Regen, so scharf, daß Herr Gemellaro mir versicherte, seinen eigenen Schatten — den Schattenriß seiner Person, aufrecht auf dem Schatten des Riesen stehend — gesehen zu haben. Es versteht sich von selbst, daß ich dem sicilianischen Gelehrten die ganze Verantwortlichkeit für seine Beobachtungen, die bestätigt zu finden mir nicht vergönnt war, überlasse. Bald endlich verbreitete sich das Licht, und das ganze Sicilien entfaltete sich vor unserm Blicke, wie eine ungeheure gelbe Karte. Noch einmal konnten wir mit dem Auge die Städte besuchen, die wir kürzlich verlassen, und die Krümmungen der Straßen verfolgen, die wir auf einer vierwöchentlichen Reise in diesem herrlichen Lande durchzogen.

Es gibt auf der Welt Punkte, die dem Himmel näher sind, als der, auf dem wir uns befanden; aber es gibt kein Panorama, das mit dem zu vergleichen wäre, in dessen Betrachtung sich unser Auge verlor. Berge, die höher sind, als der Aetna, wie der Montblanc in Europa und der Himalaya in Asien, haben in ihrer Nähe Höhen, die den Blick hemmen; während der Mongibello, allein dastehend in Sicilien, wie eine wunderbare Säule sich erhebt und das ganze Mittelmeer beherrscht. Wenn nicht die Unmacht unseres Auges im Wege gewesen wäre, so hätten wir

nicht blos die Bucht von Neapel, sondern auch die Küste von Afrika und die Gestade Griechenlands sehen müssen, die, wenn man den Berechnungen mehrerer Reisenden glauben darf, am Horizont heraufsteigen. Was mich anbelangt, so bekenne ich, daß der entfernteste Punkt, den ich unterscheiden konnte, die Insel Malta war. Wir wären nie müde geworden, dieses herrliche Schauspiel zu bewundern, aber eine Wolke kam, die uns in einen dichten Nebel hüllte; diese Zauberwelt verschwand, und wir sahen uns in einer wüsten und schweigsamen Einöde.

Mittelst einer letzten Anstrengung gelangten wir an den Rand des Kraters. Der Krater des Aetna ist gewiß sehr groß, sehr tief, und überdieß mit einer Kruste von Schwefelstoffen von einem ganz höllischen Gelb bedeckt; aber ich muß sagen, daß der Krater des Vesuv, als ich ihn sah, einen lebhafteren Eindruck auf mich machte. Der Trichter des sicilianischen Feuerspeiers ist viel steiler, und ich glaube nicht, daß es möglich ist, selbst wenn man das Leben wagt, an seinen Seitenwänden hinabzusteigen, was uns beim Besuch des italienischen Vulcanes ein Leichtes gewesen war; aber er ist für das Auge weniger schrecklich. Er läuft nicht, wie der des Vesuv, in einen Feuerschacht aus, dem ein dumpfes, bisweilen von fürchterlichem Geheule unterbrochenes Gesumse entströmt und aus welchem sich ein gewaltiger, unten feuriger und oben schwarzer Rauch erhebt. Im Krater des Aetna (wenigstens war es am Tage unserer Besteigung so) hört man keinen Lärm; der Rauch kömmt nicht aus einer Mündung, sondern entweicht durch kleine Spalten und scheint, statt sich in Form einer Säule zu erheben, nur mühsam aufzusteigen. Auf dem Gipfel angekommen, ballt er sich zusammen und bildet eine dicke Wolke, die schwerer als die Luft, einen Augenblick hinzittert, dann sich krümmt, sich senkt, und plötzlich, wie von ihrem eigenen Gewichte gezogen, lawinenartig sich am Kegel hinabstürzt, bis sie zu einer Atmosphäre gelangt, deren specifische Schwere

der ihrigen gleich ist, worauf sie sich wagerecht ausbreitet und sich wie ein langes schwarzes Fähnchen, das dem Winde gehorcht, abrollt.

Auf dem Gipfel des Aetna zeigte der Thermometer beständig Null. Wir litten fürchterlich. Die Luft war kaum einzuathmen, der Rauch schnürte uns die Kehle zusammen, unsere Lungen schlugen hörbar, uns ward übel, und ein unüberwindliches Bedürfniß zu schlafen drückte uns nieder. Ohne Kraft zum Kampfe, überließen wir uns träge dem Leiden, und wir fühlten, wie im Augenblicke, da das Bewußtseyn zu entschwinden drohte, unsere Schläfe heftig schlugen, und ein kalter Schweiß über unsere Wangen rann. Der Nebel war immer dichter geworden, und die einzige Entschädigung für unsere Leiden war, zu wissen, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach die erhabensten Personen der Welt waren.

Brydone, der früher angeführte Reisende, findet, was wohl zu bemerken ist, im Gegentheil, daß man auf dem Aetna leichter als an jedem andern Orte athme. „Man hat," schreibt er, „schon die Beobachtung gemacht, deren Wahrheit ich aus Erfahrung verbürgen kann, daß auf dem Gipfel der höchsten Berge, wo die Luft rein und sehr frisch ist, und wo der Körper nicht durch die Schwere des groben Staubes niedergedrückt wird, der Geist freier wirkt und alle Funktionen des Körpers und der Seele leichter von Statten gehen. Es ist, als ob wir die niederen und gewöhnlichen Gefühle hinter uns ließen u. s. w." Um wieder auf uns zurückzukommen, so beeilten wir uns jenen Krater zu verlassen, zu dem, der Versicherung unseres Führers zufolge, Empedokles gesagt hatte: „Si non te posso capire, capi me" und der Vulcan hatte den Philosophen verschlungen und nur seine Sandalen ausgeworfen, weil sie, wie derselbe Cicerone behauptete, von Kupfer waren.

Das Hinuntersteigen, obgleich mühsam, ist mit dem Auf-

steigen durchaus nicht zu vergleichen. Bei jenem wird man durch die Abdachung selbst fortgezogen; dann verspürt man, den bewohnbaren Regionen sich nähernd, am ganzen Körper ein unaussprechliches Wohlbehagen. Wir werden nicht müde, aus voller Brust Athem zu schöpfen; die Wärme überkömmt uns, das Blut beginnt von Neuem seinen Kreislauf, und die Freude zieht wieder in's Herz ein. Ueberdies waren wir glücklich durch das, was wir gesehen, und froh über die wohlgelungene, gänzliche Ausführung unseres Vorhabens. Nichts ist seltener als eine so vom Erfolg gekrönte Besteigung des Aetna. Die Mehrzahl der, diesen Ausflug versuchenden Reisenden wird auf der Hälfte des Weges schon muthlos, die aber, welche den Gipfel erreichen, haben sich meistens nutzlos bis zur Erschöpfung ermüdet; denn in neun unter zehn Fällen umgibt ein Wolkenturban die Spitze des Berges und entzieht den Neugierigen den Anblick des Himmels und des Gesichtskreises.*)

Nachdem wir die Casa Inglese hinter uns hatten, wandte sich der Führer nach Westen, indem er die beim Aufsteigen von uns verfolgte Straße ziemlich weit rechts ließ. Bald blieb er stehen und hieß uns die Augen zumachen; dann zog er uns, Beide unter dem Arme fassend, sanft fort, blieb von Neuem stehen und hieß uns nun schauen. Wir Beide stießen einen Schrei aus. Die Hochebene, auf der wir uns befanden, lief plötzlich in einen Abhang aus, und gerade unter unsern Füßen sahen wir einen unermeßlichen Abgrund. Ein Schwindel erfaßte mich, und ich war genöthigt, niederzusitzen. Es war eine unabsehbare Tiefe, ein unendlicher und schwarzer Abgrund; man hätte

*) Die Höhe des Aetna ist oft gemessen und der Gegenstand vieler Streitfragen unter den Gelehrten geworden. Das durchschnittliche Ergebniß der barometrischen Messungen zeigt eine Höhe von zehntausendfünfhundert Fuß an, und es wäre somit der Aetna sechstausendzweihundert Fuß höher als der Vesuv. Seine Grundfläche hat etwa siebzig Stunden im Umfange.

sagen können, es sey ein ausgetrockneter Ocean, eine ganze Welt im Chaos. Es ist dies ganz einfach ein ausgebrannter Krater, der jedoch weit entsetzlicher ist als der auf dem Gipfel befindliche.

Vom Führer unterstützt, rückten wir ein großes Stück Lava vom Platze; es rollte, über die rauhen Stellen weghüpfend und bisweilen über ungeheure Kluften springend, mit einem donnerartigen Geräusch in den Abgrund; endlich zerbrach es in zwei kleinere Stücke, die sich an Schnelligkeit und unglaublichen Sprüngen überbietend, immer kleiner wurden und noch ehe sie die Hälfte dieser Tiefen erreicht, sich in Staub auflösten. Wir setzten unsern Marsch fort, und durch das Beispiel des Lavastückes ermuthigt, fanden wir eine große Freude daran, uns über die langen Schneeabhänge, die uns bald in die Lavaregion führten, hinabgleiten zu lassen. Von da gewahrten wir die hundert kleinen Vulcane, die den Mongibello umgeben. Diese feuerspeienden Berge, die alle ihre Proben abgelegt haben, und deren Höhe an jedem andern Orte sehr beträchtlich wäre, gleichen, vom Aetna gesehen, mit ihrem kleinen schwarzen Krater umgestürzten und am Fuße des Berges liegen gebliebenen Hüten. Bald zeigte sich, die Wiederkehr der Vegetation anzeigend, ein wenig dorniger Ginster auf unserem Wege; verkrüppelte Stauden folgten nach, und endlich traten wir in die Casa del Bosco ein, wo Maulthiere und Maulthiertreiber unter einander schliefen.

In meinem ganzen Leben ward mir kein Genuß, gleich dem, den ich damals empfand, als ich wieder auf einem Sattel saß. Es war ein abgenähter, durchlöcherter, ausgezackter, schlecht ausgestopfter Sattel, den man seinem alterthümlichen Aussehen und seiner morgenländischen Form nach für ein kostbares Ueberbleibsel der maurischen Invasion halten konnte. Mich dünkte er sanft und weich wie ein Divan. Darum schloß ich auch allmälig die Augen, mein Körper neigte sich nach vorn, und schon ganz eingeschlafen, wollte ich eben die Mähne meines Saumthieres um-

armen, als mich das boshafte Thier mit einem so ungestümen und so heftigen Stoße, daß mir jede Lust zum Schlafen verging, wieder in die senkrechte Position brachte.

Trotz meines Beispieles und meiner Vorstellungen konnte der Führer, der nie in seinem Leben so müde gewesen zu seyn bekannte, sich eben so wenig des Schlafes erwehren. Ich sah, wie er plötzlich, nicht nach vorn, sondern auf die Seite sich neigte, und zwar so sehr, daß er zuerst mit dem Kopfe unter Lavastücke fiel. Wir hoben ihn ganz zerschlagen auf.

In Nicolosi erwartete uns Herr Gemellaro. Nachdem er uns mit vielen Worten zur glücklichen Ausführung unserer Reise gratulirt, führte er uns in sein Arbeitszimmer. Da lag auf einem Tische ein Verzeichniß aufgeschlagen, in welchem die Namen derer stunden, die uns auf den Aetna vorangegangen. Die Liste derselben war sehr lang, und unsere Eigenliebe, als Reisende, fühlte sich dadurch ein wenig verletzt; die letzten Unterschriften jedoch setzten uns vor Allem in Erstaunen. Es waren die von zwei französischen, wenn ich mich nicht irre, aus der Normandie gekommenen Damen. Wenige Tage vor uns hatten sie die Besteigung des Mongibello versucht, und ich sage es in aller Demuth (müßte sich auch die Theilnahme, die man unsern Strapatzen geschenkt, dadurch vermindern!) die eine von ihnen, eine junge, und wie ich bei einer Begegnung auf Malta zu ersehen Gelegenheit hatte, sehr hübsche Dame von zwanzig Jahren war bis an den Rand des Kraters gekommen. Bis daher hatte ich geglaubt, daß nur unsere Nachbarinnen jenseits des Kanals solcher Wagestücke fähig seyen.

Mit wahrhaft liebenswürdiger Gefälligkeit zeigte und erläuterte uns Herr Gemellaro seine mineralogischen Reichthümer. Er bot uns sogar Muster aus seiner Sammlung an. Das war es jedoch just nicht, wornach wir im Augenblick das lebhafteste Verlangen hegten. Die Mineralien von Eisen- oder Kupfererzen, die

Marmor-, Lava- oder Schwefelstücke, die Glimmer und die Kiesel ließen uns kalt und gleichgültig; Angesichts dieser kostbaren Steine erging es uns wie dem Hahn in der Fabel: das kleinste Hirsekörnchen wäre uns willkommener gewesen.

Seit unserer letzten Mahlzeit waren wir etwa tausend Fuß im Schnee hinauf- und herabgestiegen. Dieser prosaische Grund kürzte unsern Besuch ab. Die Herberge von Nicolosi bot uns eines jener Frühstücke, wie sie der Reisende, selbst im Innern Siciliens, nicht immer findet — ein leichtes Mahl, aus einem Dutzend hartgesottener Eier und einigen Pfunden schlecht gegohrenen Brodes bestehend. Nachdem wir sodann unsern Marsch vermittelst unserer Saumthiere wieder fortgesetzt, kamen wir, niedergebeugt durch eine Hitze von dreißig Graden, in Via grande an. Dort harrte unser ein, von Signor Abbate gemietheter Wagen. In wenigen Stunden brachte er uns nach Jardini, auf der Straße von Messina.

Jardini ist ein hübsches, kleines, am Fuße der wundervollen Ruinen von Taormina, an der Küste liegendes Dorf. Wie durch ein Wunder fanden wir hier eine beinahe behagliche Locanda und eine sehr zuvorkommende Wirthin, die uns in ein Zimmer führte, dessen Weiße und Reinlichkeit in diesem Lande zu den Naturseltenheiten gehörten. Nachdem ich dieser guten Frau verboten, mich — welcher Art auch der Vorwand seyn möge — zu wecken, warf ich mich auf ein Bett, fest entschlossen, wenigstens achtundvierzig Stunden ohne Unterbrechung zu schlafen; aber kaum hatte ich die Augen zugemacht, als ich plötzlich erwachte. Neben mir ließ sich durch eine dünne Bretterwand eine frische, reizende Frauenstimme hören. Sie trillerte eine Arie. Die Neugierde siegte über die Müdigkeit. Ich erhob mich sachte und öffnete mein Fenster. Es ging auf das Meer; ein mildes Lüftchen wehte mir in's Gesicht. Ich schob den Kopf behutsam vor und drückte meine Augen an einen halbgeöffneten Fensterladen. Ich

hatte mich nicht getäuscht; das benachbarte Fenster stund offen, und ich gewahrte einen Frauenarm. Der Ellenbogen war auf die Brustlehne gestützt, und in der Hand ruhte ohne Zweifel das Haupt der mir verborgenen Unbekannten. Ein nankinfarbiger Stoff bedeckte diesen Arm, zeichnete seine zierliche Form ab und verschwand am Handgelenke unter einer Battistmanschette. Meine Neugierde steigerte sich immer mehr; ich neigte mich nach vorn, aber bei dieser Bewegung stieß ich an den Laden, seine Angeln knarrten; alsbald senkte sich der Arm, und die Lockenhaare verschwanden. Ich zog mich hastig zurück, da ich sehen wollte, ohne gesehen zu werden. Einige Secunden später konnte ich, nachdem ich von Neuem mit denselben Vorsichtsmaßregeln vorgerückt war, ein reizendes Tableau betrachten.

Eingerahmt von den grünen Fensterläden, das Gesicht in den Strahlen der untergehenden Sonne gebadet, das Auge am Horizonte hinschweifend, lehnte hier eine junge Frau in nachdenkender Stellung. Wenn man nur ihre blauen Augen, ihre blonden Locken und ihren durchsichtigen Teint sah, errieth man in ihr sofort eine Tochter Albions. In dieser Stellung erinnerte sie mich an die melancholische Mina von T. Johannot. Unter ihr erstarben murmelnd die Wogen; vor ihren Augen breitete sich, umstrahlt von dem Feuer der Sonne, das gewaltige Meer aus, und in der milden Luft schwammen jene warmen Düfte, jene Wolken von Goldstaub, die Pracht der südlichen Himmelsstriche, wovon nur die Gemälde von Leopold Robert einen Begriff zu geben vermögen. Ich fragte mich, welches Ereigniß diese hübsche Engländerin in die kleine Herberge von Jardini habe führen können, und erstaunte über den Zufall, der mich selbst an diese Stätte geführt, um in einem Augenblicke ihrer geheimsten Träume und ohne daß sie es ahnte, diese junge Frau, die ich nie zuvor gesehen und die ich ohne Zweifel nie wieder sehen sollte, zu überraschen, als eine Barke vor uns vorbeifuhr. In ihr befand sich

ein Fischer, der mit seiner starken Stimme jene berühmte Canzone Ninetta sang, deren Refrain alle Reisende, die Italien durchwandert, kennen. Nie habe ich diese Canzone, die mir gleichsam eine liebe Freundin ist, mit mehr Vergnügen gehört. Ich habe sie an allen Gestaden des Mittelmeeres, von den Küsten der Provence bis zu den unfruchtbaren Sandufern Griechenlands und dem goldenen Gestade Asiens singen hören, und nie stellt sich ihr harmonischer Rythmus wieder in meinem Gedächtnisse ein, ohne auch Gedanken an eine Zeit, die nicht mehr ist, und Erinnerungen, die ich entschwunden glaubte, darin zu erwecken. Die letzten Strophen insbesondere erschienen mir so lieblich:

La notta tutte dormeno
E io che buo dormire
Pensanno à Nenna mia
In me sent' ascevoli.
Li quarti d'ora sonano
A uno, a doje e tre
Jo te voglio bene assaje,
E tu non pienz' a me.*)

Die Barke entfernte sich und der Wind trug die letzten Worte von dem Liede des Schiffers fort. Meine Nachbarin war

*) Verstehen wir dieses Patois recht, so heißt obiger Gesang, in einen deutschen Vers gebracht, etwa so:

Längst hab' ich, theures Kind, die Nacht,
Wo Alles ruht, schlaflos durchwacht,
An Dich, Nanette, nur gedacht,
In des entflammten Herzens Grunde.
Die Uhr schlägt Stunde mir um Stunde
Und selbst die Viertel zähle ich,
Ich liebe Dich so inniglich,
Und Du, mein Kind, denkst nicht an mich!

noch immer in derselben Stellung. Aber beinahe alsbald hörte ich eine Männerstimme in englischer Sprache rufen: „Come, my dear, the dinner will be cold.“ Die schöne Insulanerin zog sich zurück. Ich habe sie nie wieder gesehen. So endete dieses Abenteuer. Dieser Roman hatte nur eine Vorrede; das Fenster schloß sich, und ich blieb allein, um hinter den Höhen von Taormina jene schöne Sonne verschwinden zu sehen, deren erste Strahlen ich, auf dem Gipfel des Aetna stehend, am Morgen so glänzend über die Bergspitzen Calabriens hervorkommen gesehen hatte.

Ostküste von Sicilien.

Eine Nacht des Schlafes gab unsern Gliedern ihre gewöhnliche Biegsamkeit wieder, und des folgenden Tages gingen wir, unsere Ausflüge fortsetzend, nach Taormina hinauf. Taormina, das alte Tauromenium, ist, wie ein Elsternest, auf dem Gipfel eines der höchsten Berge dieser Küste erbaut, die sich amphitheatralisch hinter Giardini emporthürmt, das Meer beherrscht, und auf der einen Seite dem Aetna, auf der andern aber den Bergen Calabriens gegenüberliegt. Nichts auf der Welt ist malerischer und zugleich von originellerem und großartigerem Charakter, als diese Kette von blauen, ausgeschnittenen Bergen, die an ihrem Fuße mit Grün und Blumen bedeckt sind, in den höheren Regionen hingegen Massen von phantastischen und gewaltigen Felsen emporstrecken, auf denen, zum Glücke der Maler und Poeten, alte befestigte Schlösser aus dem Mittelalter hängen, die in aller Stille einstürzen. Ueber dieser Landschaft, beinahe im Himmel, sieht man das rauchende Haupt des Aetna sich abzeichnen, und eine ewig glänzende Sonne ergießt ihre Lichtfluthen über dieses seltsame Panorama. Der Weg, der von Giardini nach Taormina führt, ist eine wahre steinerne Treppe; aber wie wollte man sich über Aufsteigungen, so schwierig sie auch seyn mögen, in einem Lande beklagen, wo man mit jedem Schritte neue Gesichtskreise entdeckt, die man sein ganzes Leben beschauen möchte! Wenn wir vor Müdigkeit nicht mehr weiter können,

wird der nächste beste Stein für uns zum Stuhle, von dem wir ein Schauspiel betrachten, das nie zu theuer erkauft werden kann. Tauromenium, von Zankle gegründet, empfing die Ueberbleibsel der Bevölkerung von Naxos, einer benachbarten, von Dionys dem Tyrannen, geplünderten Stadt, und wurde zwei oder drei Jahrhunderte vor Christi Geburt einer der Hauptplätze der Insel. Durch die Einnahme dieser Stadt im Jahre 132 machte Rupilius dem Sklavenkriege ein Ende; im Jahre 968 zerstörten sie die Sarazenen; heutzutage sind sogar ihre Ruinen verschwunden, und nichts ist von ihr übrig als ein Theater, das jedoch in Wahrheit eines der schönsten der Welt ist. Die so merkwürdigen Naumachien der Villa Adriana halten keinen Vergleich mit dem Theater von Taormina aus. Abgesehen von seinem baukünstlerischen Werthe und seinen Ehrfurcht gebietenden Dimensionen hat der Circus von Taormina Vorzüge der Lage für sich, die sich an keiner andern Stelle der Erdkugel vorfinden, und mit denen Adrian, obgleich Herr der Welt, seine Villa nicht begaben konnte. Man denke sich, welche Fülle von Majestät und bezauberndem Wesen ein Theater haben muß, welches das ganze jonische Meer und jene Ostküste von Sicilien beherrscht, welche die Natur deshalb geschaffen zu haben scheint, um ein Seitenstück zu Griechenland zu bilden. Ich bin keineswegs gemeint, ein Denkmal zu beschreiben, das alle Welt kennt, und das jeder Maler auf seiner Leinwand dargestellt hat; aber ich kann nicht umhin, hier einer Betrachtung Raum zu geben, die ich sehr oft in Sicilien, in Griechenland und insbesondere in Taormina gemacht habe. Wenn man die Denkmale des Alterthums, die Ueberbleibsel der griechischen und sogar der römischen Civilisation betrachtet, so fragt man sich mit Erstaunen, was denn das Wort Fortschritt bedeute, und worauf man sich stütze, um die Ueberlegenheit der neueren Zeiten über die entschwundenen darzuthun. Im Gebiete der Kunst, denke ich, sind wir den Griechen nicht überlegen und

sind nicht die Künste der höchste Ausdruck der Civilisation? Sehen wir, was in Pompeji und Herculanum vorgeht. Pompeji war eine sehr kleine Stadt, wie Compiègne zum Beispiel, und Gott weiß, welches Museum man bilden könnte, wenn man die Merkwürdigkeiten vereinigte, welche diese beiden, von mir ohne lange Wahl angeführten Städte in ihrem Schooße bergen. Pompeji ist zerstört worden und seit dem Jahre 79 begraben geblieben. Seit einigen Jahren hat man nur ein Drittheil davon entdeckt; und die in einer Ecke dieser kleinen Stadt veranstalteten Nachgrabungen haben Meisterwerke geliefert, in die sich unsere Hauptstädte theilen, um die sie sich streiten. An diesen, durch den Zufall aufgefundenen Trümmern, an diesen zerstreuten Bruchstücken begeistern sich heutzutage unsere Künstler, Bildhauer, Bildstecher oder Goldarbeiter. Wir können sie sogar noch nicht einmal ganz nachahmen; unsere Väter kannten gewisse Verfahrungsarten, die verloren gegangen sind, und die unsere gesammte Kunst nicht wieder in's Leben zu rufen vermag. Raphael selbst, wenn man der Behauptung von mehr als einem Gelehrten glauben darf, hat die Malerei der Alten copirt, sey es, daß er, wie man sagt, durch einen, nur ihm bekannten Gang in die Thermen des Titus gedrungen, oder, daß es auf eine ganz andere Weise zugegangen sey, und die herrlichen Arabesken seiner Logen, so vollkommen sie auch seyn mögen, waren fünfzehn Jahrhunderte vor ihm erfunden. Was unsere Baukunst anbelangt, so besitzen wir gesunden Verstand genug, um nicht davon zu sprechen, und wir haben — diese Gerechtigkeit muß man uns widerfahren lassen — insgesammt den guten Geschmack, uns vor den Ueberbleibseln aus dem Jahrhundert des Perikles mit Ehrerbietung und Bewunderung zu verneigen.

Wir bekennen ferner, daß im Gebiete der Dichtkunst Homer, Virgil, Sophokles, Euripides, Pindar und Horaz unsere Meister

und unsere ewigen Vorbilder sind; daß rings um uns herum die Geschichtschreiber wie Tacitus, Sallust, Xenophon und Cäsar, die Redner wie Demosthenes und Cicero, die Philosophen wie Sokrates, Plato und Aristoteles selten sind. In wissenschaftlicher Beziehung jedoch sind wir anspruchsvoller und übergehen gerne die Männer, denen wir den größeren Theil unserer Kenntnisse verdanken. Die Akademie der Medicin vergißt den Hippokrates, und das „Institut" den Archimed. Vor sechs Jahren erfand ein Gelehrter zu Paris, dessen Namen ich jedoch nicht nennen werde, ein sehr complicirtes chirurgisches Werkzeug. Er gab ein Werk heraus, um dessen Vollkommenheit und Wichtigkeit darzuthun. Das Instrument wurde von der Fakultät angenommen und dem Gelehrten im Namen der Menschheit gedankt. Zwei Monate später stieß ein, bei den Nachgrabungen zu Pompeji beschäftigter Galeerensklave mit seiner Hacke auf ein Stück gewundenes Eisen; das war das Instrument des französischen Gelehrten, dessen Erfindungsurkunde schon unter Titus ausgestellt worden war. Ich für meinen Theil bin wohl überzeugt, daß man Nichts erfindet; man vergißt und findet wieder auf. Die Ingenieure unserer Zeit haben Wunder zu vollbringen geglaubt, als sie auf dem Platze Louis XV. den Obelisken von Luxor aufstellten. Sie haben ferner geglaubt, das von ihnen befolgte Verfahren durch anspruchsvolle Zeichnungen verewigen zu müssen. In früherer Zeit war das eine einfache Sache. Die Aegypter, die Römer und die Griechen errichteten auf allen ihren Plätzen Obelisken; sie schafften sie aus ungeheurer Entfernung her und machten nicht viel Lärmen davon. Der Name ihrer Baumeister ging wegen einer solchen Arbeit nicht auf die Nachwelt über. Im Pentelikon schafften die Athener ungeheure Marmorblöcke, aus welchen sie jene gewaltigen Säulen, jene riesenhaften Gruppen meiselten, die noch heute unsere Bewunderung erregen, mit Leichtigkeit von der Stelle. Die mechanische Kunst, so weit sie auch getrieben seyn mag, hat die athenische

Methode nicht wieder aufgefunden. In den Brüchen des Pentelikon wendet man heutzutage Minen und Pulver an, um Marmorblöcke zu sprengen, die man nicht mehr abzulösen versteht, um Blöcke zu zerschlagen, welche die Alten ganz fortgeschafft hätten, die jedoch allen unsern Anstrengungen Trotz bieten würden. Wenn wir vom Ernsteren zum Leichteren übergehen, si parva licet componere magnis, so finden wir auf der letzten Sprosse, unter den Nachahmern, die sich für Erfinder hielten, Herrn Zang, den Wiener Pastetenbäcker in der Rue Richelieu. Er hatte geglaubt, sich dadurch, daß er seine kleinen Brode mit seinem Zeichen versah, unsterblich zu machen; in einem Backofen zu Pompeji hat man ein kleines Brod entdeckt, das ich im Museum zu Neapel gesehen habe, und das den Namen seines Verfertigers trägt. Er nannte sich Marius oder Publicola und ohne Zweifel war er der Pastetenbäcker des Sallust, dessen Haus sich in der Nähe seiner Bude befand.

Diese Abschweifung, die man vielleicht zu lang gefunden, die ich aber, wenn ich meiner Neigung folgte, mit einer geheimen Vorliebe noch bedeutend verlängern würde, hat das Theater von Taormina in mir hervorgerufen. In Beziehung auf das Theater nämlich insbesondere ist mir in Wahrheit die Ueberlegenheit des Alterthums über die Neuzeit von jeher am Lebhaftesten in's Auge gesprungen. Was wollen in der That neben einem griechischen oder römischen Circus unsere Schauspielsäle besagen? Statt des erbärmlichen Flittergoldes und Goldpapieres, womit wir die Wände tapezieren, zog eine zierliche und ernste Architektur den Blick auf sich; statt lächerlich schmaler Bänke harrten weiche Ruhebetten der Zuschauer. Dank dem glücklichen Klima des Südens bedeckte man dort keinen Circus; statt einer befleckten Decke hatte man den Azur des Firmaments und statt, wie wir es thun, irgend eine dicke und verderbte Atmosphäre einzuathmen, sog man die

freie, reine Luft ein. Die Sonne diente dort zum Kronleuchter, und man hatte weder den Glanz der Zuglampen, noch die ungesunden Dünste, noch die Verpuffungen des Gases zu befürchten. Die Zeit der großen Hitze hindurch war der Circus mit einer Leinwand bedeckt, die, während sie die Luft durchdringen ließ, die Strahlen der Sonne brach. Bisweilen sogar besprengte man dieses Zelt, damit es eine angenehmere Frische verbreite, mit wohlriechendem Wasser. Statt der, in Oel gemalten Dekorationen, statt der bretternen Coulissen und der Wälder von Pappe hatte man, in Taormina zum Beispiel, vor sich: zur Rechten den Aetna, der nach einem ambrafarbigen Himmel seinen Rauch, in Form eines Federbusches, emporsandte; gegenüber das blaueste Meer der Erde und rechts die Berge von Calabrien und ihre zackigen Spitzen. Die Theater der Alten, obgleich ungeheuer groß und unbedeckt, waren viel klangvoller als unsere kleinen Schauspielhäuser, wo unsere Sänger genöthigt sind, ihrer Stimme Gewalt anzuthun, um sich hörbar zu machen. In Taormina kann man sich leicht hiervon überzeugen; am Ende dieses verfallenen Circus, der zehnmal größer war, als die Oper von Paris, hört man deutlich das Geräusch, welches das Zerreißen eines Papierbogens auf der Bühne verursacht. Aber wenn wir die Gesetze der Akustik und noch viele andere Sachen, die unsere Vorfahren wußten, vergessen haben, so trösten wir uns mit dem Gedanken, daß sich diese Dinge eines Tages wieder finden werden; haben wir ja doch nunmehr den Dampf, der die Entdeckungen verbreitet und die Buchdruckerkunst, die sie verewigt. Der Mensch unserer Tage hat den Raum überwältigt und beherrscht die Zeit.

Den Dampf wendet man, Gott sey Dank! in Sicilien noch nicht an, und so mußten wir, in Ermangelung einer Eisenbahn, die Strecke von Giardini nach Messina in einer Art Pataesche zurücklegen. Diesen Weg sollte man zu Fuße machen, und selbst dann müßte man jeden Augenblick stille stehen. Ich kenne —

den Weg von Sorrente nach Portici vielleicht ausgenommen — Nichts in der Welt, was eine Vorstellung von dieser Straße zu geben vermöchte, die, über den Wogen hängend, allen Krümmungen dieses wunderbaren Gestades folgt. Bei jeder Wendung zeigt sich dem Auge ein neues Gemälde: bald sehen wir ein kleines, in voller Blüthe stehendes Thal mit seinem Hause, das sich im Schatten der Mandelbäume verbirgt; bald einen, durch die Zeit gegilbten Thurm, der sich trotzig auf einem steilen Berge erhebt; links unfruchtbare und gewaltige Berge, mit blühenden Citronenbäumen bedeckte Hügel, und zur Rechten immer das murmelnde Meer, über uns aber fortwährend den blauen Himmel und die strahlende Sonne. Wir kamen des Abends in Messina an.

Messina und Palermo sind zwei Nebenbuhlerinnen, zwischen die sich die Bewunderung der Reisenden theilt. Die Einen ziehen die aristokratische Physiognomie, den Lärm und die Lebhaftigkeit des edeln Messina dem ungezwungenen Wesen und der poetischen Schönheit des glücklichen Palermo vor. Was mich anbelangt, so ist mein Urtheil nicht zweifelhaft. Für Palermo bewahrte ich eine gewisse Liebe, Messina aber mißfiel mir gleich Anfangs schon darum, weil es eine Nebenbuhlerin des ersteren ist. Als ich zum ersten Male seine Straßen durchwandelte, ärgerte ich mich über diejenigen, welche diese Hotels mit anspruchsvollen Façaden den hübschen Häusern, diese, mit Waarenpäcken überfüllten Quais, den schattigen Spaziergängen der Marina, so gewaltige Lebhaftigkeit so tiefer Stille, so viel Prosa einer solchen Fülle von Poesie vorziehen konnten. Messina scheint seinen Beinamen dadurch verdienen zu wollen, daß es sich ein Ansehen von Großartigkeit gibt, das zu seiner Kleinheit schlecht paßt. Im Jahre 1783 durch ein Erdbeben beinahe gänzlich zerstört, ist es mit Reichthum, aber ohne Geschmack, wieder aufgebaut worden. Statt den eigenthümlichen Charakter der südlichen Städte beizubehalten, hat es ohne besonderes Glück versucht, eine geschraubte

— des Jahrhunderts von Louis XIV. würdige — Physiognomie anzunehmen. Bisweilen sogar trifft man, auf den Quais zum Beispiel, die gekünstelte Bauart Ludwigs XV.; gewissen neueren Straßen merkt man den französischen Geschmack unter Ludwig XVI. an; sie erinnern an das Quai d'Orsay. Nichts berührt unangenehmer, als diese falsche Größe in einem solchen Lande. Bei der Ankunft zu Messina fühlt sich der Reisende unangenehm überrascht, als ob er nach einem schönen Traume, der ihn nach den Gefilden Italiens versetzt, plötzlich auf dem Rücken eines Maulthieres in die Rue de l'Orangerie zu Versailles einzöge. Nachdem man diese schweigsamen Ebenen Siciliens durchwandelt, nachdem man auf den so großartigen Ruinen von Agrigent geträumt, nachdem man den ungeheuren Berg, der inmitten der Insel seine gewaltige Stimme hören läßt, bestiegen, nachdem man so imposanten Schauspielen beigewohnt und vor seinen Augen so wunderbare Panorama's sich abrollen gesehen, hat man Mitleid mit den Anstrengungen, welche die Menschen machen, um ihre Werke zu der Höhe der Natur zu erheben. Habt Ihr, nachdem Ihr den Tag in dem Museum des Vatikans zu Rom, inmitten der herrlichsten Ueberbleibsel der alten Kunst, zugebracht, habt Ihr da auf dem spanischen Platze in einem Auslegekasten eine kleine, schön geputzte und reich vergoldete Standuhr gesehen, über der sich zwei ineinander verschlungene, aufgebunsene und Gesichter schneidende Liebesgötter befinden? Von der Art war der Eindruck, den Messina auf mich hervorbrachte. Man darf übrigens nicht zu streng seyn, denn wenn die Häuser nach meiner Ansicht zu sehr nach der Schnur gerichtet und die Denkmale kleinlich in ihrer Anmaßung sind, so ist dagegen die Lage der Stadt reizend. Erbaut am nordöstlichen Ende Sicilien's, auf einem, von drei Seiten durch die Wogen bespülten Vorgebirge, beherrscht Messina zwei Meere, liegt Italien gegenüber und lehnt sich an den Aetna, der den Hintergrund des Gemäldes bildet. Durch die berühmte Meer-

enge, — diesen schönen blauen, ewig vor der edeln Stadt hinfließenden Strom — geht der ganze Handel des Mittelmeers. Vom Morgen bis zum Abend sieht man vor Messina's Hafen eine Menge von Schiffen mit weißen Segeln, die wie Albatros über das Wasser hinschießen, und man hört Dampfschiffe aus allen Ländern lärmen, deren Rauch nur einige Wolken in der Luft zurückläßt. Auf der andern Seite der Meerenge steigt weiß und gebirgig die Küste von Calabrien anmuthig empor, auf allen ihren Bergspitzen Gruppen von schimmernden Häusern zeigend. Eine Erdzunge, die in Form einer Sichel vorspringt, schließt zum Nutzen Messina's einen schmalen Streif vom Meere ein, der einen herrlichen Hafen bildet. Obgleich sehr herunter gekommen von seiner alten Macht, hat Messina noch immer den bedeutendsten Handel unter allen Städten Siciliens, und Nichts wird ihm eine Bedeutung rauben können, die durch eine ganz außerordentliche Lage gesichert ist. Durch eine Colonie von Cumä gegründet und anfänglich Zankle heißend, bekam Messina seinen Namen von einer Colonie Messenier, die sich hier nach dem zweiten messenischen Kriege niederließen. Seine Geschichte ist eine lange Reihenfolge von Wechselfällen; es ging nach einander von der Tyrannei des Anaxilaos, des Königs von Rhegium an die der Mamertiner, der Carthager und der Römer über. In der neueren Zeit wurde es von Charles d'Anjou und später von den Spaniern belagert und endlich durch den Herzog von Vivonne und Duquesne bombardirt. Im Jahre 1743 durch eine entsetzliche Pest verheert, vierzig Jahre später durch ein Erdbeben zerstört, hat es sich immer wieder erhoben und scheint mit ewiger Jugend, mit unerschöpflichem Reichthum begabt. Der Reisende, der sich auch noch so wenig um die commerzielle Lage der Städte bekümmert, die er durchwandert, findet doch sein Vergnügen an der beständigen Lebhaftigkeit, die Messina seiner geographischen Lage verdankt. In Folge des beträchtlichen Zusammenflusses von Fremden, die sich

beim Antritt langer Reisen und bei der Rückkehr von solchen hier aufhalten, ist Messina eine sehr comfortable Stadt geworden, wo man sich so gut wie in Neapel oder Paris die ausgesuchtesten und feinsten Genüsse des eleganten Lebens verschaffen kann; es gibt sogar vielleicht in Paris keinen so prächtigen Gasthof, als das Hotel la Vittoria. Man treibt hier den Luxus so weit, daß man die Betten mit Matratzen versieht, die mit reichen seidenen Stoffen bedeckt sind; die Küche ist ausgezeichnet, und die mit Recht berühmten Fische der Meerenge findet man hier zum größern Ergötzen der Feinschmecker in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit. Nach den Tagen der Entbehrung fanden wir ein so großes Entzücken an den Genüssen des Hotels la Vittoria, daß wir, ich muß es gestehen, der guten Stadt Messina die anspruchsvolle Bauart ihrer Denkmale von ganzem Herzen verziehen.

Den Tag nach unserer Ankunft trafen wir, als wir zum Frühstück in den Saal des Gasthofes hinabgingen, an der Tafel zwei Individuen, deren Bekanntschaft wir bald gemacht hatten. Das eine war ein junger Mann, braun gelockt und blaß, von vornehmer Haltung und mit trübsinnigem Gesichte. Das andere hingegen war einer jener wohlbeleibten und lustigen Brüder, mit starkem Barte, die mit einer Heiterkeit und Sorglosigkeit, die Nichts zu mindern vermag, durch das Leben zu gehen scheinen. Als ich diese beiden Reisenden, die einander fremd waren, sprechen hörte, hielt ich sie für Landsleute; ich täuschte mich jedoch. Der blasse junge Mann war Belgier, wie ich bald erzählen werde; was aber den zweiten anbelangt, so konnte ich nie erfahren, was sein Vaterland sei. Er war eine der außerordentlichsten Persönlichkeiten, die ich je getroffen. Er gab sich für einen Engländer aus und hatte den Accent eines Pariser, das Profil eines Griechen, den Anzug eines Türken, und bald das Phlegma des Deutschen, oder die Lebhaftigkeit des Spaniers, bald die Steife eines Russen oder die Indolenz eines Italieners. Er sprach alle

europäischen und orientalischen Sprachen gleich gut und hatte alle Ecken der Welt besucht. Seit fünfzehn Jahren hatte er sich, wie er mir sagte, nirgends aufgehalten; er war eine Art ewiger Jude. Er reiste, nur von einem Bedienten begleitet, der ein sonderbares Gesicht und einen kleinen Reisesack hatte, in welchem sich Alles das befand, dessen er auf seinen langen Wanderungen irgend bedurfte. Er ging unablässig seines Weges, je nachdem Wind, Wetter und Umstände es gestatteten. So hatte er Amerika, Afrika und Asien in allen Richtungen durchzogen. Gerade jetzt kehrte er, wie er mir sagte, von Marokko zurück, wo er sechs Monate verbracht, um die nöthigen Vorbereitungen für eine demnächst beabsichtigte Reise nach Timbuktu zu treffen. Die Leichtigkeit, mit welcher er das Arabische sprach und schrieb, hatte den Kaiser Abderraman entzückt, und er hatte die nöthigen Fermans zur Ausführung einer, nur selten von einem Europäer versuchten Reise erhalten. Diese gedachte er erst im Winter zu machen, und die sechs Monate, über die er noch verfügen konnte, wollte er zu einem kleinen Ausflug nach Bagdad benützen, das er zwar schon kannte, das er jedoch wieder zu sehen wünschte. Obwohl ich glaubte, daß dieser sonderbare Weltbürger meine Jugend mißbrauche, fand ich doch großes Vergnügen an seiner Unterhaltung, da sie die geistreichste von der Welt war. Was den blassen jungen Mann betraf, so hörte er diesem Unbekannten mit ungeheucheltem Erstaunen zu. Nach dem Frühstück machte uns unser angeblicher Engländer den Vorschlag, in einem gewissen griechischen Kaffeehause orientalischen Kaffee zu trinken. Dieses griechische Kaffeehaus, das am Hafen liegt, und das alle Reisende kennen, die in Messina verweilten, wird in der That von Athenern gehalten; man trifft da gewöhnlich einen ziemlich merkwürdigen Zusammenfluß von Seeleuten aus allen Ländern. An diesem Tage gerade waren viele Gäste da, und man sah hier alle Trachten, von dem Beduinen aus Tunis mit seinem Burnus bis zum dänischen Matrosen mit seiner wollenen Mütze.

„Sie glauben vielleicht," sagte der Unbekannte zu mir, „ich habe nur geprahlt, als ich Ihnen sagte, daß ich dreißig Sprachen könne. Gut, da wir jetzt nichts Besseres zu thun haben, so will ich Ihnen eine kleine Unterhaltung bereiten."

Alsbald bat er den Wirth auf griechisch, ihm eine Portion Kaffee auf eine Weise bereiten zu lassen, die er ihm ausführlich beschrieb. Der Padrone erkannte in ihm einen Landsmann und schickte sich geschäftig an, ihn zu bedienen. Sobald er sich entfernt hatte, grüßte unser neuer Gefährte auf orientalische Weise zwei alte Beduinen, die in einer Ecke rauchten, und lud sie in arabischer Sprache ein, den Kaffee mit uns zu trinken. Die Beduinen erhoben matt das Haupt, unterhielten sich einen Augenblick mit ihm in ihrem weichen Idiom und nahmen die Einladung an. Die Deutschen, die neben uns an einem Tische saßen, beobachteten diesen Auftritt neugierig. Der vorgebliche Engländer redete sie lebhaft in ihrer Sprache an und machte ihnen denselben Vorschlag. Immer gespannter, traten die Deutschen auf uns zu und erklärten, daß sie ihn für einen ächten Sachsen hielten. In ihrer Gesellschaft befand sich ein Russe; unser Unbekannter redete mit ihm ganz anspruchslos in seiner Sprache, und der Russe behauptete, daß er einen Moskowiten vor sich habe. Engländer und Spanier stellten sich ein; von den Ersteren wurde er für einen Sohn Großbritanniens, von den Letzteren für einen Kastilianer gehalten. Das Italienische anbelangend, so sprach er es wie ein ächter Römer, und uns antwortete er, wie schon gesagt, auf französisch mit scharfem Pariser Accent. Als der kleine Grieche, der Herr der Schenke, mit seinem türkischen Kaffee hereinkam und ihn mit Jedermann zugleich und in allen Sprachen reden hörte, ließ er beinahe seine große Platte fallen. Unser Erstaunen war nicht geringer. „Er muß von königlichem Geblüte seyn," sagte der Padrone ganz leise zu mir, „ein Mensch wie wir, kann nicht so gelehrt sein, und überdieß ist er unfehlbar aus der Levante,

denn noch nie hat ein Europäer die orientalischen Sprachen so geredet, wie er. Aber sehen wir noch . . ." Und der Padrone, der eine letzte Probe versuchen wollte, rief aus vollem Halse: „Dimitri! Dimitri!" Ein Kellner kam herein, der, wie wir bedeutet wurden, aus der Moldau gebürtig war. Man forderte unsern Unbekannten heraus, mit ihm in seiner Sprache zu reden, und siehe, er sprach auch moldauisch. Ich für meine Person kehrte eilends in den Gasthof zurück, um den Namen dieses Mannes zu erfahren. Ich fragte alle Kellner. Man hielt ihn für einen Engländer, und in der Fremdenliste hatte er sich als: Comte Brick eingeschrieben. Weiter habe ich nie über ihn erfahren können. Wir verbrachten den ganzen Tag miteinander, ohne daß mir irgend ein näherer Aufschluß geworden wäre. Seine Unterhaltung war sehr belehrend, immer lebhaft, immer ansprechend. Er erzählte mir die zahllosen Abenteuer seiner unendlichen Reisen und insbesondere eine merkwürdige Unterredung, die er vor einigen Jahren mit dem Cardinal Mezzofanti, dem berühmtesten aller Polyglotten, gehabt hatte. In der Gesellschaft dieses Mannes konnte man viel lernen, und ich wünschte deßhalb sehr, ihn noch für einige Zeit zum Gefährten zu haben. Es wurde ausgemacht, daß er des folgenden Tages mit uns nach Syracus und von da nach Malta reisen solle. Das war, um nach Bagdad zu kommen, sein Weg; aber am andern Tage, bei der Ankunft des Dampfschiffes war der Graf Brick nicht zu finden. Wie mir der Eigenthümer des Gasthofes sagte, war er in der Nacht in einem Kahn nach Calabrien abgegangen — begleitet von seinem Diener und seinem kleinen Reisesack. Gott weiß, was aus ihm geworden ist, ich habe nie wieder von ihm reden hören.

Zur Entschädigung trafen wir auf dem Mongibello den blassen jungen Mann, den wir Tags zuvor gesehen, wieder. Er begab sich, wie wir, nach Malta. Den ganzen Abend hindurch erregte dieser junge Mann meine Neugierde in hohem Grade.

Sein Ideengang war außerordentlich poetisch, und er drückte sich in einer Sprache voll Leben und Farbe aus. Ich machte in Betreff seiner tausend Vermuthungen, die ich jedoch insgesammt alsbald wieder verwarf. War das ein Diplomat, ein Militär, oder ein Wanderer gleich mir? Nach einer angenehmen Nacht, die wir, um wachend zu träumen, auf der Kampanie verbracht, hatten wir uns tausend Dinge gesagt, verständigten wir uns herrlich über die ernsten Fragen des Lebens; aber hinsichtlich unserer persönlichen Verhältnisse kannten wir uns noch durchaus nicht. Erst am folgenden Tage erfuhr ich den Namen meines liebenswürdigen Gesellschafters; es war Albert Grisar, der Verfasser von la folle und l'Eau merveilleuse.

Als man mich am andern Tage weckte, sah ich erstaunt und die Augen reibend, um mich. Der Mongibello lag unbeweglich inmitten eines großen, stillen und kreisförmigen Sees, der von einer gelblichten, sumpfigen und durch die Sonne verbrannten Landschaft umgeben war. Auf welcher Seite befand sich das Meer? Wie waren wir in dieses ungeheure Bassin eingedrungen? Ich vermochte weder das Eine noch das Andere zu errathen. Vor uns lag eine kleine weiße und zusammengedrängte Stadt; das war Syracus. Wir befanden uns in jenem berühmten Hafen, den Cicero für den schönsten der Welt erklärt.

Von Syracus werde ich wenig sprechen. Um eine Stadt gehörig zu beschreiben, die eine der mächtigsten der Erde war, muß man sie studirt haben; ich aber konnte nur einen Tag darauf verwenden, die verwüsteten Felder, wo die Stadt des Dionys lag, zu durchwandeln. Ueberdieß haben mich — soll ich es bekennen? — die Ueberreste von Syracus keineswegs begeistert. Ich habe sie ohne Vergnügen gesehen und ohne Bedauern verlassen. In demselben Maße, in welchem die Ruinen von Agrigent einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, ließen mich diese kalt und gleichgültig. Es gibt Empfindungen, über die man sich keine Rechen-

schaft geben kann, und ich weiß heute noch nicht, ob ich die Langeweile dieses Tages, der mir kein Ende nehmen zu wollen schien, der ärgerlichen Stimmung meines Geistes, oder dem geringen Interesse dieser Ruinen zuschreiben soll. Diese Ruinen sind in der That — möge es mir kein Reisender verübeln! — nur von sehr mittelmäßigem Interesse. Man denke sich eine große, mit welkem Grase bedeckte Steppe, aus der man da und dort eine, dem abgeschälten Stamme eines Baumes ähnliche Säule sich emporheben sieht. Ein Cicerone bemächtigt sich Euer, und läßt sich durchaus nicht davon abbringen, diesen traurigen Ueberresten einer entschwundenen Zeit Namen zu geben, die durch Nichts begründet sind. Er zeigt Euch mit Emphase die halb vergrabenen Ruinen mehrerer Theater, die eingestürzten Giebel einiger Tempel, heutzutage noch mit Gebeinen angefüllte Katakomben und ein Grabmal, das man für das des Archimedes erklärt, und das, wie man versichert, von Cicero aufgefunden wurde. Wenn der Führer seine Rede beendigt hat, so bestürmen Euch Kinder und führen Euch, gutwillig oder gezwungen, zu dem Ohre des Dionys. Es ist etwas Eigenthümliches um dieses Ohr des Dionys; es ist eine ungeheure Grotte, welche die Höhe einer Kathedrale hat und in Form eines Ohres in einen Berg gegraben ist, der auf der einen Seite dem Auge einen gewaltigen und senkrechten Abhang darbietet. Man versichert, daß der Tyrann aus dieser Grotte ein Gefängniß gemacht habe, dessen Hauptvorzug, abgesehen von seinem Umfange, darin bestanden, daß man von einem kleinen, ganz oben im Gewölbe ausgehöhlten Verstecke aus alle Gespräche der Gefangenen hören konnte. Dieser kleine Versteck existirt noch, und diejenigen, welche an gefährlichen Luftfahrten Vergnügen finden, können sich ohne irgend einen Nutzen das Vergnügen des Tyrannen von Syracus verschaffen. Ein alter, schwacher, gebrechlicher und halb zerbrochener Lehnstuhl wird zur Bewerkstelligung dieser Expedition gebraucht. Ich war thöricht genug, mein Leben auf

diesem gefährlichen Pegasus zu wagen; es geschah dieß, um mich in meiner Eigenschaft als Franzose über zwei Toskaner lustig zu machen, die sich über diese neue Art zu reisen entsetzten. Ich hatte kaum die Erde verlassen, als ich meine Prahlerei bereute. Als ich mich längs dieser senkrechten Mauer emporgehoben fühlte, als ich mich hundert Fuß über dem Boden in den Lüften schweben sah, als ich begriff, daß mein ganzes Schicksal an einem elenden Stricke hing, der mir jetzt entsetzlich abgenutzt erschien, da erfaßte mich der Schwindel, ich erblaßte und glaubte mich verloren. Ich kam beinahe ohnmächtig vor dem kleinen Loche an, welches das Ziel meiner Luftreise war. Nun mußte ich mich an den Seitenwänden festhalten, um von dem Lehnstuhle in den Versteck zu kommen, und in dem Zustande, in dem ich mich befand, war das nichts Leichtes. Für so viel Schrecken und Mühe wurde ich durchaus nicht entschädigt; meine Gefährten sprachen in der Höhle mit lauter Stimme, und gleichwohl hörte ich nur ein sehr undeutliches Gesumme. Ich blieb der Ueberzeugung, daß Dionys von seinem Verstecke aus nur sehr wenig Geheimnisse habe belauschen können; allerdings ließ mir die Aussicht auf diesen Rückweg nicht die volle Freiheit des Geistes, und der Armstuhl, der vor meinen Augen wie die Unruhe in einer Uhr sich schwang, erschreckte mich so sehr, daß ich einen Augenblick im Sinne hatte, den Rest meines Lebens in dem Observatorium des Tyrannen zuzubringen. Ich faßte übrigens einen herzhaften Entschluß und kam gesund und wohlbehalten auf dem festen Boden an, wo ich sodann schwur, in Zukunft keine solche lächerliche Expeditionen mehr zu unternehmen.

Man kann nicht nach Syracus kommen, ohne auch den Fluß Anapus zu besuchen, einen kleinen Bach von zwölf bis fünfzehn Fuß Breite, an dessen Ufer man die Papierstaude findet. Syracus, der heißeste Punkt in Sicilien, ist der einzige Ort in Europa, an welchem diese ägyptische Pflanze wächst. Nachdem

wir etwa eine Stunde in einem Kahn diesen Bach hinaufgefahren, der in einem düsteren Moorgrund ruhig hinfließt, fanden wir Büsche von Papierstauden in Menge. Der Papyrus ist eine große, zehn oder bisweilen zwölf Fuß hohe Binse, von der Dicke eines starken Rohrs. Das Gewebe ihrer Fasern ist zellenartig und mit einem doppelten Häutchen bedeckt, wovon das eine weiß und sehr dünn, das andere aber grün und dicker ist. Den Gipfel dieser Schilfpflanze bildet ein großer krautartiger Büschel, ähnlich einem Kindskopfe mit fliegenden Haaren. Diese Binse kommt aus einer Zwiebel, gleich der der Tuberose hervor. Da, wo der Stengel aus der Zwiebel hervorkömmt, ist er, wie alle Zwiebelpflanzen, mit einem leichten, faserigen und gelblichten Häutchen bedeckt. Aus diesem Häutchen nun machten sich die Alten, vor der Erfindung des Pergaments Papier. Sie nachahmend, verfertigen noch heute gewisse Gewerbsleute von Syracus eine Sorte Papier, die sie ziemlich theuer an die Reisenden verkaufen. Sie gehen dabei auf die allereinfachste Weise zu Werke. Nachdem sie auf einem Tische eine zwei Zoll dicke Lage solcher Häutchen ausgebreitet, klopfen sie dieselbe mit einer hölzernen Schaufel. Dieses Verfahren entfernt das Wasser, schlägt die Fasern platt und gibt diesem Papiere, das während des Trocknens weiß und hart wird, eine gewisse Festigkeit.

Bei Einbruch der Nacht rief uns die Glocke des Mongibello an Bord, und wir gingen nach Malta ab. Diese Ueberfahrten auf einer ruhigen See, in milden und heiteren Nächten, waren für uns, weit entfernt ermüdend zu seyn, im Gegentheil Stunden der Ruhe und meistens auch der lieblichsten Plaudereien. Im Salon der zierlichen Packetboote, die den Dienst zwischen den Küsten von Italien und Sicilien versehen, vereinigt der Zufall beinahe immer eine muntere und gewählte Gesellschaft. Tausend Umstände führen die Reisenden einander näher, und eine liebenswürdige Vertraulichkeit herrscht bald in dem Salon der Kam-

panie, wo man des Abends munter Thee trinkt in Gesellschaft schöner Pilgerinnen, wie man es etwa in Baden oder Cauterets thun könnte. Diese kleine Reise von Syracus nach Malta hat eine zugleich traurige und anmuthige Erinnerung in mir zurückgelassen. Ich hatte auf dem Mongibello einen jungen Marineoffizier wieder gefunden, den ich schon zu Neapel, wo er den Winter verbracht, kennen gelernt hatte. Dieser junge Mann mit seinem interessanten Gesichte und einer zarten Gesundheit hatte mir gleich am ersten Tage gefallen, und ich hatte schon mehr als einmal bedauert, ihn nicht näher zu kennen. Ich war deßhalb sehr erfreut, ihn in Sicilien wieder zu finden. Er schien mir unverändert; auf seinem blassen und krankhaften Gesichte las man, und an seinem Geiste bemerkte ich mit Traurigkeit jene rührende Wehmuth, die nur zu oft das Vorgefühl eines nahen Endes einflößt. Wir verbrachten die Nacht damit, auf dem Verdeck zu plaudern beim eintönigen Rauschen der Räder des Dampfschiffes, das in dieser schönen Sternennacht rasch dahin glitt und so viele Personen fortführte, die einander unbekannt, und nur für einen Augenblick durch den Zufall vereinigt waren, der sie am folgenden Tage wieder trennen sollte. In dieser Stunde der Ruhe und Innigkeit vertraute mir der Offizier eine Erinnerung aus seiner frühen Jugend, die einen lebhaften Eindruck auf mich machte, und die ich, ach! jetzt erzählen kann, ohne eine Indiscretion zu begehen. Ein ganz einfacher Umstand führte diese vertrauliche Mittheilung herbei. Nachdem wir von tausend Dingen gesprochen, versanken wir beide in Stillschweigen und wir betrachteten, ohne ein Wort zu sagen, aufmerksam das Kielwasser des Fahrzeuges. Eine Woge, die sich brach, bedeckte uns mit Schaum, und ich nahm mein Schnupftuch, um mir das Gesicht abzutrocknen.

„Welchen Wohlgeruch haben Sie denn auf Ihrem Schnupftuche?“ fragte mich der Offizier, und begann an meinem Tuche

zu riechen. „Haben Sie schon die Bemerkung gemacht," fuhr er fort, „daß die Wohlgerüche Erinnerungen erwecken? Dieser Irisgeruch hat mich zehn Jahre zurück versetzt und das Andenken an eine Episode meiner Jugend in mir erweckt, über die viele Ereignisse hingegangen sind." Er hielt einen Augenblick inne und fuhr sodann, ohne eine Frage abzuwarten, welche die Bescheidenheit auf meinen Lippen zurück hielt, fort:

„Ich zählte damals zwanzig Jahre, war reich an Hoffnungen und arm an Geld; das war die schönste Zeit meines Lebens. Ich diente als Midshipman auf einer hübschen Fregatte, die an den Küsten von Nordamerika kreuzte. An einem kalten Winterabend gingen wir an der Mündung eines Flusses, dessen Namen ich nicht mehr weiß, vor Anker. Aus einem mir gleichfalls unbekannten Grunde wollte der Kommandant versuchen, in den Fluß einzudringen. Der Winter war sehr kalt, und es stund somit zu befürchten, daß das Eis das Fortkommen der Fregatte unmöglich mache. Man mußte sich darüber Gewißheit verschaffen. Der Kommandant, dem ich besonders empfohlen war, ließ ein Boot ausrüsten und befahl mir, ihn behufs der Vornahme einer Rekognoscirung auf demselben zu begleiten. Von zwölf Rudern in Bewegung gesetzt, schwamm die Barke kräftig dahin, so viel als möglich am Ufer sich haltend. Die Landschaft war mit Schnee bedeckt, und die Tannen neigten ihre, wie mit Salz bestreuten Zweige wehmüthig nach der Erde herab. Die Nacht kam heran und hüllte die eisige Landschaft in einen düsteren Schleier. Tiefe Stille lag auf diesen Einöden; man hörte nichts als den regelmäßigen Schlag der Ruder. Seit zwei Stunden folgten wir dem Landeise, das sich am Ufer hinzog, als wir von Weitem auf dem Schnee einen schwarzen Punkt gewahrten. Man ruderte auf diese Stelle zu, und bald erkannten wir einen Mann von riesenhafter Gestalt. Dieser einsame Spaziergänger beobachtete das Boot sorgfältig. Der Kommandant befahl anzulegen und auf

den Eingebornen zutretend, sagte er ihm, wer wir seyen und weßhalb wir hier erschienen. Der Yankee hieß uns auf englisch willkommen und lud uns ein, in seinem, wie er sagte, in der Nähe liegenden Hause uns zu wärmen. Die Einladung wurde angenommen. Unsern Kahn und unsere Leute zurücklassend, folgten wir schweigend dem amerikanischen Farmer, der auch seiner Seits gastfreundlich, aber kalt wie seine Landsleute, kein Wort mehr sprach. Bald gelangten wir zu einer jener hübschen Cottages, wie sie nur die Engländer aufzuführen verstehen. Einige, leicht im Schnee gebahnte Fußpfade liefen an dieser verlassenen Wohnung aus. Der Yankee klopfte, und man führte uns in einen Salon, wo wir höchlich überrascht von dem Schauspiele, das sich uns darbot, stehen blieben. Dieses Zimmer war lebhaft beleuchtet und elegant meublirt. In dem Kamin knisterte eines jener hellflackernden Feuer, wie sie unsere Väter liebten. Neben dem Heerde saßen zwei junge Damen, während eine dritte vor dem runden, den Mittelpunkt des Zimmers bildenden Tische stund und den Thee bereitete. Man grüßte sich gegenseitig etwas verlegen; wir setzten uns, und das Gespräch begann. Während ich mit großer Mühe Alles, was ich vom Englischen wußte, in meinem Gedächtnisse zusammensuchte, betrachtete ich eifrig die drei reizenden Damen, die uns das Schicksal zu Wirthinnen gab. Reizend ist in der That das einzige Wort, das sie zu schildern vermöchte. Es waren drei von jenen Töchtern Amerika's, den Abkömmlingen indianischen und sächsischen Blutes, die geschmeidig wie die Kreolinnen und anmuthig wie unsere Träumerinnen des Nordens sind, deren meistens blaue Augen funkeln wie die einer Spanierin und sich verschleiern wie die einer Engländerin, die sanft und stolz, melancholisch und leidenschaftlich sind, und die ein Goldherz mit einem Feuerkörper vereinigen.

Nach englischem Brauche waren sie, obgleich Niemanden erwartend, überaus sorgfältig gekleidet. Parfümirte Haare, rau-

schende, seidene Kleider, kleine, reizende, ausgeschweifte und anbetungswürdige Füße, das war viel mehr als es bedurfte, um einem Midshipman von zwanzig Jahren den Kopf zu verdrehen. In dem Salon befand sich auch noch, was ich bis daher zu sagen vergessen, ein Greis mit Silberhaaren; es war der Vater dieser jungen Damen. Was mich betrifft, so war ich sehr geneigt, mich der Vertraulichkeit hinzugeben und der Etikette Hohn zu sprechen; aber der Kommandant, ernst wie ein Diplomat (alle Seeleute halten sich für Diplomaten) verschanzte sich hinter eine gewaltige Kälte, die Amerikanern gegenüber, welche die kältesten Leute von der Welt sind, völlig am Platze war. Ich folgte seinem Beispiele. Nach Verlauf einer Viertelstunde erhob sich eine der jungen Damen und lud uns ein, den Thee zu trinken. Obgleich ich sehnsüchtig wünschte, ihr zu sagen, daß ich in ihr, was auch wirklich der Fall war, die anbetungswürdigste aller Frauen, die ich je gesehen, finde, stund ich doch ernsthaft auf, legte meine Mütze nieder und schritt mit einer Kälte, die mir britisch genug schien, auf den Tisch zu. Ich schlürfte eine Tasse herrlichen Thee's, als plötzlich meine Augen auf einen Spiegel fielen, der das Bild der beiden, am Kamine gebliebenen jungen Mädchen zurückwarf. Bis zur Ausgelassenheit kokettirend und lachend, hatten sie meine Mütze mit Goldtressen aufgesetzt und besahen sich, leise lachend und ihre weißen Zähne zeigend, im Spiegel. Ich wandte mich mit einem Sprunge, munter wie ein Kind, nach ihnen um, und von diesem Augenblicke an war es aus mit der Diplomatie; ich war jung und fing nun an, mit ihnen herzlich zu lachen. Es war ein köstlicher Abend; nach Verfluß von zwei Stunden waren wir alle Freunde. Obschon ich die jungen Amerikanerinnen gleich göttlich fand, so fühlte ich mich doch, wie von Rechtswegen am Mächtigsten zu einer von ihnen hingezogen. Es war dieß die jüngere, dieselbe, die meine Mütze anprobirt hatte. Ihr Auge hielt wie ein unwiderstehlicher

Magnet das meinige gefesselt; von Zeit zu Zeit glitt ihr feuchter Blick durch ihre langen Wimpern, und wenn er dem meinen begegnete, so erfolgte daraus ein so heftiger Zusammenstoß, daß das junge Mädchen verwirrt erröthete und seine Augenlieder senkte, um sie sofort noch einmal aufzuschlagen; ihre Wangen wurden glühend, und endlich bildete sich zwischen uns ein Austausch jener magnetischen Strahlen, die von der Stirne bis zum Herzen dringen. Während dieser Zeit wartete das Boot noch immer; der Kommandant bekam Mitleid mit seinen Leuten, er stund auf und erklärte traurig, daß er am folgenden Tage unter Segel gehen werde, da der Fluß unbefahrbar sey. Seit einem Augenblick hatte sich ein lebhaftes Gespräch zwischen den jungen Mädchen gebildet; sie schienen ihren Vater dringend um Etwas zu bitten, das er ihnen zu bewilligen Anstand nahm. Plötzlich faßte die jüngste — die, welche ich bereits anbetete — einen Entschluß, wandte sich an den Kommandanten und erklärte ihm, daß sie noch nie ein Kriegsfahrzeug gesehen, und daß er sich ihnen sehr gefällig erweisen würde, wenn er seine Abfahrt um einen Tag verzögern wollte, um ihnen seine Fregatte zu zeigen. Der Kommandant war zu galant, um eine abschlägige Antwort zu geben. Es ward ausgemacht, daß ich die Damen am andern Morgen mit dem Boote abholen sollte. Vor unserem Abgange bemächtigte ich mich heimlich der Hand Flora's (dieß war der Name des jungen Mädchens), und mir kam vor, als ob die Hand spreche, wie zuvor die Augen. Eine halbe Stunde später fuhr das Boot rasch den Fluß hinab, und erstaunt, so viel in einer Stunde erlebt zu haben, fragte ich mich, ob ich geträumt habe oder ob ich wirklich diese junge Dame liebe, von deren Daseyn ich beim Sonnenuntergang noch nicht das Mindeste wußte.

Ich lag des folgenden Tages in tiefem Schlafe, als der Führer des Kahnes mit der Meldung, daß die Barke ausgerüstet sey, zu mir kam. Gähnend und müde stieg ich auf das Verdeck.

Die Kälte hatte die Nacht hindurch zugenommen. Das in einen dichten Nebel eingehüllte Schiff war mit Glatteis bedeckt. Ich fuhr ab, mit der Ueberzeugung, daß die Damen bei einem solchen Wetter keines Falls kommen würden. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich, angekommen an der Stelle, wo wir uns Abends zuvor ausgeschifft, von ferne die drei jungen Damen kommen sah, in Begleitung des Riesen, der uns als Lootse gedient hatte! Sie waren in Pelzmäntel, Boa's und sonstiges Pelzwerk eingehüllt, dabei aber dennoch elegant gekleidet. Ihre Gesichtchen waren geröthet von Kälte und Vergnügen, und ihre kleinen Füße liefen so leicht über den Schnee hin, daß sie kaum eine Spur darauf zurückließen. Eine von ihnen jedoch ging, gestützt auf den Arm des großen Farmer, ihres Gemahls, langsamer und schien krank. Flora machte eine scherzhafte Bemerkung darüber, daß ich, als Offizier, nicht so pünktlich eingetroffen sey, wie sie und ihre Schwestern. Man gelangte zu dem Boot. Die junge leidende Frau erbleichte bei jedem Schritt; im Augenblick, da sie das Fahrzeug besteigen wollte, verlor sie den Muth. „Ich leide," sagte sie zu ihren Schwestern, „und ich verlasse Euch deßhalb. William wird mich nach Hause bringen und mit seiner Barke wieder zu Euch stoßen." Ich zeigte mich, wie es sich geziemte, sehr betrübt über dieses plötzliche Unwohlseyn; dann reichte ich den beiden Schwestern die Hand, die sich mit der ganzen Ungezwungenheit der Amerikanerinnen einschifften. Die Kälte war fürchterlich. Sobald sich das Boot in Bewegung setzte, wurde die Luft so schneidend, daß ich an allen Gliedern zu zittern begann. „Wie kalt Sie haben!" sagte Flora mit ihrer sanften Stimme; „welche Mühe wir Ihnen verursachen! Kommen Sie näher zu mir; da ... nehmen Sie den Zipfel meines Pelzes ... so ... Fanny, schließ Dich näher an uns an ... Ist es so nicht besser?" Wir befanden uns in der That vortrefflich. Als unsere Köpfe bei einander waren, hatte Flora, ebenso rasch als an-

muthig, ihren Atlasmantel über uns ausgebreitet und, nun ebenfalls ihr Gesichtchen unter diesen Dom haltend, sich so zu sagen, an meiner Brust verborgen; dann bemächtigte sie sich sanft meiner Hände und suchte sie in den ihrigen zu erwärmen. Dieß gelang ihr auch vollkommen, und bald vergaß ich, daß ich mich auf einem, inmitten des Nebels auf einem Flusse der Neuen Welt dahingleitenden Boote befand.

An Bord hatte man Alles zum Empfang der hübschen Besucherinnen vorbereitet. Ein gutes Feuer brannte im Ofen des Kommandanten; das Frühstück war aufgetragen. Fanny erhielt ihren Platz neben dem Kapitän, und ich setzte mich an der Seite Flora's nieder. Der Champagner ist, wie Sie wissen, tückisch, besonders wenn man sehr gefroren hat. Zwei Gläser brachten uns dahin, das neue Datum unserer Bekanntschaft zu vergessen. Bei dem Nachtisch erhob Fanny nach englischem Brauche langsam das Glas, betrachtete ihre Schwester und sagte mit lauter Stimme:

„Theure Flora, ich trinke auf Deine Liebe!"

Ich wurde roth wie ein Gimpel und wagte nicht die Augen nach meiner Nachbarin zu erheben, die ohne dadurch befremdet zu werden, ruhig ihrer Schwester antwortete: „Ich danke Dir, liebe Fanny, und ich hoffe eines Tages auf die deinige zu trinken." Dieser amerikanische Brauch verwirrte alle meine französischen Begriffe. Nach dem Frühstück besichtigte man die Fregatte. Flora stützte sich mit liebenswürdiger Zärtlichkeit und mit einem Vertrauen, wie man es nur in den Vereinigten Staaten findet, auf meinen Arm. Wir besuchten die Batterien und die Kajüten. Was soll ich lange Worte machen, um Ihnen zu sagen, daß, als wir zwei Stunden später uns wieder auf das Verdeck begaben, das Gesicht Flora's, durch seine zarte Röthe hindurch, von jener Glorie strahlte, die nur das Glück auf die Wangen zaubert! William kam an; der Begleiter der jungen Mädchen fand sich ein wenig

spät ein. Der Tag verstrich unter einer jener endlosen Plaudereien, deren Reiz nur die, welche geliebt haben, kennen. Des Abends mußte man scheiden. Im Boot nahm man dieselben Plätze, wie am Morgen, ein. William folgte in seiner Barke.

Nach einem Augenblicke des Stillschweigens legte Flora ihre beiden kleinen Händchen kreuzweise auf meine Schulter und sagte mir in dem lieblichsten Tone ihrer Stimme:

„Haben Sie einen Ring, um ihn mir zu geben?"

„Einen Ring?" versetzte ich, erstaunt und ganz leise; „ich habe keinen."

„Was machen?" entgegnete sie. „In meiner Heimath ist es der Brauch, daß jeder Liebhaber seiner Braut einen Ring gibt.. Und in wie viel Tagen werden Sie wieder kommen?"

„In wie viel Tagen?" wiederholte ich; „nun, das weiß ich nicht."

„Oh, sagen Sie es mir. Ich muß es wissen, damit ich hierher komme, um Sie zu erwarten und Ihr Schiff von Weitem anfahren zu sehen."

Hieraus wußte ich nicht klar zu werden.

„Liebe Flora," antwortete ich mit Zuversicht, „im Monat September werde ich wieder kommen." Man befand sich damals im Februar. Sie zerschmolz in Thränen; dann sprach sie, mir ihre Hand reichend, ernsthaft:

„Im Monat September will ich Sie erwarten und sodann Ihre Frau werden." Ich küßte Ihre Hand ehrerbietig; sie zog ihren Handschuh aus, und ich behielt diesen kleinen Handschuh von schwedischem Leder.

Denselben Abend ging die Fregatte unter Segel, und ich bin nie wieder nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Die Entfernung, neue Reisen, die verschiedenen Phasen meines, an Abenteuern reichen Lebens, ließen mich die kleine amerikanische Hütte vergessen, wo ich vielleicht in der That erwartet worden bin.

Nur in längeren Zwischenräumen, wenn ich in meinen Papieren wühle, habe ich geseufzt beim Auffinden dieses kleinen Handschuhes, der lange Zeit ein eigenthümliches Parfüm, jenen Irisgeruch beibehalten hat, der mir aus Ihrem Schnupftuche entgegenduftet, und der mir nach zehn Jahren diese Erinnerung aus früher Jugend zurückruft."

Diese Geschichte hatte mich traurig gestimmt. Ich entfernte mich von dem jungen Offizier und dachte eine volle Stunde hindurch, während ich meine Cigarre rauchte, an die arme Flora und an den sonderbaren Zufall, der mich in Sicilien diesen kleinen amerikanischen Roman kennen lernen ließ. Man wird mir diese Abschweifung verzeihen. Ich wollte diese einfache Geschichte nicht in Vergessenheit gerathen lassen, zumal ich vielleicht heutzutage ihr einziger Vertrauter bin; bei meiner Heimkehr nach Frankreich nämlich erfuhr ich, daß der junge Marineoffizier kurze Zeit nach seiner Rückkehr von Sicilien zu Neapel gestorben sey.

Bei Sonnenaufgang sahen wir am Horizont einen weißen Punkt leuchten. Es war Malta.

Malta.

Vom Meere und in der Entfernung gesehen, gleicht Malta einem breiten, nicht sehr hohen, länglichen Piedestal von weißem Marmor, das inmitten der Wogen aufgestellt ist und irgend einer riesenhaften Statue harrt. Wenn man näher kommt, sieht man, wie dieser gewaltige Stein eine Gestalt annimmt, ohne Etwas von seiner Trockenheit und Geradheit zu verlieren, und endlich erscheint eine weiße Stadt, ohne Dächer, ohne Fenster, wie in diesen glänzenden Block eingehauen. Die Sonne brennt auf diese funkelnden Mauern, deren Kanten mit auffallender Schärfe aus dem dunkeln Azur des Himmels hervortreten. Wenn man noch nie die Länder des Orients gesehen, so glaubt man sich nach einer jener Städte versetzt, von denen man so oft träumt, und man sucht auf den Wällen nach dem schlanken Schattenriß einer Palme, dieser obligaten Beigabe jeder orientalischen Landschaft; aber nicht Ein Baum zeigt sich, nicht eine dem Frühling angehörende Schattirung belebt dieses trockene und wie ein Musterriß regelmäßige Gemälde. Zwischen dem Azur des Himmels und dem Blau des Meeres sieht man nur von Weiße glänzende Häuser und bisweilen große schwarze Linien, die vortretenden Schatten einiger Wände von Mauerwerk. Wenn man, nachdem man unter furchtbaren Batterien hingefahren, endlich in den Hafen gelangt, der als das innere Bassin dieser großen Veste erscheint, befindet man sich unvermuthet unter dem Feuer von zwölf Dreideckern,

die hier ernst vor Anker liegen. Eine große Ueberraschung steht Euch bevor. Kaum habt Ihr, beim Anblicke Eurer Umgebung, einen ersten, ernsthaften, unerwarteten und unangenehmen Eindruck unter diesem schönen Himmel empfunden, als die Dekoration wechselt, wie beim Pfeifen eines Maschinisten; die Citadelle, die Kriegsgeräthe verschwinden, und Ihr werdet zu einem Schifferstechen eingeladen. In der That verlassen beim Anblick des, den Fremden bringenden Dampfbootes Hunderte von Barken, zierlich geformt, mit glänzenden Farben bemalt, von Ruderern mit weißen Westen und rothen Gürteln geführt, die Quais von allen Seiten, fordern sich im Wettlaufe heraus und gelangen, über die Wogen hinfliegend, zu dem Dämpfer. Bald entsteht ein Lärm, von dem Nichts eine Vorstellung zu geben vermag. Diese Schiffer mit dem sonnverbrannten Gesichte, mit den arabischen Augen und den scharfen Zähnen stoßen die sonderbarsten Schreie aus, streiten sich in einer lebhaften Sprache voll Kehltönen, drängen sich, trotz reichlich fallender Püffe von allen Seiten herzu, nehmen Euch, britischer Ordnung und Ernsthaftigkeit zum Trotze, wider Euren Willen nebst Eurem Gepäcke fort und setzen Euch an's Land. Die Quais sind eng, und um in die Stadt zu gelangen, die sich über Eurem Haupte emporthürmt, müßt Ihr unter einer Menge gepflasterter und gewölbter Pförtchen hinziehen, Zugbrücken überschreiten und bei einer brennenden Sonnenhitze große steinerne Stufen emporsteigen, wo Ihr bei jedem Schritte einer langen, magern, blonden und steifen englischen Schildwache in ihrer rothen Uniform, oder auch wohl einem schönen Hochländer mit nackten Beinen begegnet, der das Gewehr im Arm und den Claymore zur Seite ernsthaft auf- und abgeht. Noch einmal befindet Ihr Euch auf der düstern und unheimlichen Veste; auf der Plattform aber angelangt, sehet Ihr Euch von Neuem in einer Straße voll Leben, Bewegung und Freude. Es gibt Nichts, das so originell wäre als das Schauspiel, das sich

Euch darbietet. In Allem, was Euch umgibt, gewahrt Ihr die seltsamste Mischung von englischem Luxus und italienischem Elende, von britischem Phlegma und südlicher Lebhaftigkeit. Die Straße ist breit, gerade, regelmäßig; die Häuser haben alle die gleiche Höhe und dieselbe Farbe; hübsche Buden öffnen sich da und dort, und der Weg wimmelt von Menschen. In dieser Menge stößt die Malteserin mit ihrer schwarzen anmuthigen Mantille, ihren glühenden Augen, ihren Rabenhaaren und ihren andalusischen Füßchen die Engländerin mit der steifen Taille, den niedergeschlagenen Augen, dem röthlichen Haare und den Storchenbeinen. Halbnackte, sicilianische Matrosen, englische Offiziere von jeder Waffengattung in Uniform, Morgenländer in orientalischer Tracht, geschäftige Kaufleute, glänzende Gefährte, die einher rollen, hübsche Pferde aus der Barbarei, die im Galopp ihre langen Mähnen schütteln, Stutzer, die sich breit machen, und Arme, die sich verbergen, Alles vermischt, drängt und verwirrt sich rings um Euch. Diese Menge redet alle Sprachen. Neben dem Zischen des Engländers hört man die gellende Stimme eines Franzosen, und ein Araber aus Tunis spricht ernsthaft an der Seite eines Italieners mit lebhaftem Geberdenspiele. Die Buden sind voll von Waaren aus allen Ländern; Schneider aus London, Parfümeure aus Paris, griechische Cafetiers und Tabulettkrämer aus Smyrna leben in der Hauptstraße in gutem Einverständnisse. Schöne Gasthöfe von prachtvollem Aeußern und herrlicher Einrichtung zeigen auf allen Seiten dem Auge des Reisenden wetteifernd ihre Schilde. Das Leben in Malta ist angenehm, billig und ungezwungen anständig. Eine große Anzahl von jungen und reichen englischen Offizieren entschädigt sich hier für ihre Sequestration durch alle Genüsse des Luxus und pflanzt Gewohnheiten des Wohllebens fort, welche die Ritter vor ihnen auf die Insel gebracht hatten. Zahllose Reisende, die von allen Ecken der Welt ankommen und genöthigt sind, auf der Insel zu verweilen — sey es, um Fahrzeuge abzuwarten, oder um ihre

Quarantäne zu erstehen — bringen ein großes Leben in die Gasthöfe und einen starken Verkehr in jene kleinen Entschädigungen, welche die Entbehrungen und die lange Weile einer längeren Ueberfahrt vergessen lassen können. Man würde einen trefflichen Lehrkursus der Erdbeschreibung und des Handels durchmachen, wenn man sorgfältig den oft sehr interessanten Gesprächen folgen würde, die an den Fremdentafeln zu Malta geführt werden.

Die Stadt hat man bald besucht, denn sie ist nicht groß und hat nichts Merkwürdiges aufzuweisen. Was man hier suchen muß, das sind weniger Denkmale als vielmehr Erinnerungen. Die Residenz der Großmeister, die nun dem Gouverneur zum Sitze dient, ist eine schwerfällige, viereckige und eben so solide als unelegante Steinmasse. Wenn man das Arsenal besucht, so geschieht es blos, um seinem Gewissen Genüge zu thun, und weil man auf Malta ist. Alle Arsenale gleichen sich, und die einzige Eigenthümlichkeit des hiesigen bilden zehn bis zwanzig Ritterrüstungen, die gewiß in jeder Beziehung unter den minder merkwürdigen Panoplien stehen, die sich in dem Musée d'Artillerie zu Paris befinden, an das wir nur selten denken. Die Kirche des heiligen Johannes, die berühmter ist und von allen Reisenden als ein merkwürdiges Denkmal angeführt wird, ist meiner Ansicht nach nur darum bemerkenswerth, weil sie die einzige Kirche ist, und vor Allem, weil sie die Gräber der Häupter jener tapfern Genossenschaft, die Malta unsterblich gemacht hat, enthält. Die so berühmten Festungswerke der Stadt haben, wie ich mir denke, Reiz für die Leute vom Fach; ich für meinen Theil jedoch sehe in ihnen nur lange, starr nach der Meßschnur gerichtete, regelmäßig mit Schießscharten durchbrochene und mit Kanonen gut besetzte Mauern. Der zu künstlerischen Nachforschungen geneigte Reisende hat in allem diesem nichts zu suchen, und abgesehen von der Erinnerung, ist die Stadt La Valetta in seinen Augen nur

eine Veste, der allgemeine Versammlungsort der Dampfschiffe des Mittelmeeres.

Das Land auf Malta ist dadurch merkwürdig, daß es ganz künstlich ist. Wenn man zum ersten Male zur Stadt hinausgeht, bleibt man einen Augenblick erstaunt stehen; so sehr ist das, was man erblickt, fremd und so wenig gleicht es einer Landschaft. Vor uns breitet sich ein unermeßliches Kreidefeld, ohne Schatten und ohne Vegetation aus. Nicht Ein Baum, nicht Ein grüner Busch zeigt sich in dieser weißen und verlassenen Ebene, die das Meer umgibt. Zahllose kleine Mauern, die man für gerade, unermeßliche und in Ordnung gestellte Ruinen halten könnte, sind das einzige Hinderniß, das den Blick beschränkt. Um die Aehnlichkeit noch vollständiger zu machen, sieht man bei jedem Windstoße Staubwolken sich erheben, die sich vereinigen, um den Wanderer bei dem unerträglichen Glanze der Sonne, deren Strahlen dieser schimmernde Boden hundertfach zurückwirft, zu blenden. Diese, anscheinend so unfruchtbare Erde ist jedoch weit entfernt, unergiebig zu seyn; durch ihre Thätigkeit haben die Bewohner dieses verödeten Felsens die Natur mit Gewalt zur Lügnerin gemacht. An gewissen Stellen, die heutzutage die fruchtbarsten auf der Insel sind, wie La Floriane und der Garten des Gouverneurs, fehlte die Pflanzenerde gänzlich; da sind die Malteser fortgegangen, um von Sicilien einen Boden zu entlehnen; sie haben ihn von den Umgebungen von Syracus herübergebracht und über der glatten Oberfläche ihres Felsens eine Lage ergiebiger Erde ausgebreitet. Dieses Verfahren, das sich mit Erfolg von einigen reichen Grundeigenthümern und bei Lustgärten anwenden ließ, war für die armen Landleute zu kostspielig; in Ermanglung von Geld und Schiffen, um die Erde herüberzubringen, dachten sie nach, und sofort werden wir sagen, wie es ihnen gelang und noch alle Tage gelingt, ein ganz und gar künstliches Terrain zu schaffen. Nachdem sie auf dem Boden den Plan zu dem Felde, das sie sich

schaffen wollen, ausgesteckt, nehmen sie den Felsen stückweise oder vielmehr Stein für Stein mit Eisenhacken weg, indem sie zugleich Sorge tragen, die Erdtheilchen zu sammeln, welche die Ritzen und Zwischenräume ausfüllen. Wenn der Boden auf diese Weise ausgegraben ist, so breiten sie diese mit Felsenstaub vermischte Erde lagenweise bis zur Höhe von anderthalb Fuß aus; hierauf begießen sie dieses Terrain und lassen es ein Jahr hindurch der Luft und der Sonne ausgesetzt. Mit den ausgegrabenen viereckigen Steinen führen sie jene zwei Meter hohen Mauern auf, mit denen die ganze Insel bedeckt ist, und die diese künstlichen Felder gegen die Gewalt der Winde beschützen, während sie dieselben zugleich vor den häufigen Ueberschwemmungen sicher stellen. Nach Verlauf eines Jahres bearbeiten sie ihr Land mit einem kleinen, der Urzeiten würdigen Pflug, der bisweilen von zwei Ochsen, meistens aber von zwei Eseln gezogen wird. Wenn man Herrn Miège hierin Glauben schenken darf, so werden eilf Aren von der ersten Qualität dieser Erde in Malta zu eilfhundert Franken verkauft und zu fünfunddreißig Franken per Jahr verpachtet. In den reichsten Gegenden der Normandie würde dieselbe Qualität etwa vierhundert Franken kosten und höchstens zu zehn bis zwölf Franken verpachtet werden. Man baut hier mit Erfolg Baumwolle, Getraide, Gemüse, vor Allem aber Melonen, die auf Malta ausgezeichnet sind. Die Insel ernährt etwa die Hälfte der Bevölkerung, die sich auf nicht weniger als einmalhundertvierzehntausend Einwohner beläuft, die, mit Ausnahme von dreihundertsechzig Juden und einigen Türken, sämmtlich der römischkatholischen Kirche angehören. Die Engländer, die ich nicht zähle, stehen auf Malta im Verhältniß von eins zu fünfundzwanzig. Die Insel, obgleich auf den ersten Anblick ganz weiß erscheinend, ist gleichwohl nicht völlig von Bäumen entblößt. Feigen, Citronen und Granatbäume erheben sich da und dort, halb verborgen hinter den Mauern der Ländereien; auch die berühmten Bäume darf man

nicht vergessen, die jene Blutorangen tragen, welche man Orangen von Malta nennt, und von denen man behauptet, daß sie die Frucht des, auf den Orangenbaum gepfropften Granatbaumes seyen, und eben so wenig dürfen die kleinen Stauden übergangen werden, die jene überaus köstlichen kleinen Orangen tragen, welche Mandarinen heißen. Uebrigens reichen die Orangenbäume ebensowenig als die Erde für die Bedürfnisse der Bevölkerung hin, und nur in Folge eines sonderbaren Irrthums bilden wir uns ein, bisweilen in Frankreich Orangen von Malta zu speisen. Weit entfernt, Früchte zur Ausfuhr zu haben, müssen die Bewohner der Insel ihre Vorräthe in Sicilien holen, dessen Felder Malta seit Jahrhunderten die ihm fehlenden Lebensmittel liefern. Zwischen diesen beiden Inseln, von denen die eine so lachend, die andere so öde ist, hat die Schifffahrt so zu sagen eine mit Grün und Blumen bedeckte Schiffbrücke errichtet. Es ist ein hübscher Anblick um jene Speronari, die jeden Morgen in den Hafen einlaufen, angefüllt mit sicilianischen Rosen, mit Früchten von Catania und mit Schneeklumpen vom Aetna, welche die Cafetiers, zur Freude der schönen Malteserinnen, des Abends in parfümirtes Gefrornes umwandeln. Ohne Sicilien wäre das Leben der Malteser ein elendes, voll Entbehrungen, und sie würden es wahrscheinlich nicht wagen, ihre arme Insel, so wie es sie thun, die Blume der Welt (Fiore del mondo) zu nennen. Diese zärtliche und anmaßende Benennung bestätigt eine oft gemachte Bemerkung: so schwierig es zu erklären ist, eben so gewiß ist, daß ein Land desto mehr von seinen Bewohnern geliebt wird, je ärmer es ist. Zu Unterstützung dieser Behauptung könnte ich, wenn es nöthig wäre, hundert Beispiele anführen, die mir die schroffsten Regionen der Gebirge Schottlands, der Schweiz, der Provinzen Auvergne und Limousin, die unfruchtbarsten Inseln Griechenlands, die wüstesten Strecken der Bulgarei darbieten würden; aber es ist unnöthig, so weit zu gehen,

denn kein Ort der Welt flößt seinen Bewohnern diese unerklärliche Anhänglichkeit in höherem Grade ein, als Malta.

Durch Charakter und Gesichtsbildung Europa und Afrika zugleich angehörend, glühend und stolz wie Araber, gewerbsam und eigennützig wie Europäer, sind die Malteser der Mehrzahl nach genöthigt auszuwandern, um zu leben, und während ihrer Jugend Länder zu bewohnen, die besser bedacht sind, als das ihrige, und in welchen sie ihren kaufmännischen Geist und ihre natürliche Thätigkeit leichter mit Erfolg anwenden können; aber es gibt keine Reise, die weit genug, und keine Abwesenheit, die lange genug wäre, um sie den Felsen, auf dem sie Gott geboren werden ließ, vergessen zu machen; sie bewahren immer die Hoffnung, wieder dahin zurückzukehren, und an den milden Gestaden, an die sie oft ihre gezwungene Verbannung wirft, denken sie mit Liebe an das kleine, ausgetrocknete Feld ihres Vaters, an seine elende Hütte, und sie kehren zurück, um ihr Leben im Schatten der zwei ärmlichen Orangenbäume zu beschließen, die ihre Kindheit beschützten. Weshalb schließt sich das Elend enger an, als der Reichthum? Weshalb liebt man die Orte, an denen man gelitten hat, mehr als die, an denen man glücklich gelebt? Warum ziehen wir oft ein Wesen, das unser Leben vernichtet, einem andern vor, das Alles gethan, um es zu verschönern? Wer weiß es? Das ist einer jener tausend Widersprüche des menschlichen Herzens; suchen wir nicht nach seinen Ursachen und gehen wir nicht weiter als ein gewisser Jäger in einem der Scott'schen Romane. „Warum liebst Du mich?" fragt ihn sein Herr. „Ich habe Dir doch nur Uebles gethan." — „Das ist wahr," antwortete er, „aber Sie kennen das kleine, weiße Pferdchen; es ist so bösartig wie ein rother Esel. Vor zwei Jahren hat es mir mit einem Fußtritt das Bein entzweigeschlagen und vorigen Monat hat es mir ein Stück von der Schulter weggebissen, und gleichwohl liebe ich es viel mehr als alle andern Pferde. Aus

demselben Grunde nun, mein Herr, liebe ich Sie." Fügen wir hinzu, daß es in Frankreich wie in der Türkei erwiesen ist, daß die Soldaten, die beim Regiment am Heimweh sterben, immer den ärmsten Gegenden und meistens unglücklichen Familien angehören, in deren Kreise sie ohne Zweifel mehr als einmal am Brode Mangel gelitten. Die Reisen lehren die Malteser, ohne ihnen die Liebe zur Heimath zu rauben, Handel und Gewerbe. Die Bewegung in ihren Häfen ist ohne Unterlaß bedeutend; Einfuhr und Ausfuhr kann man, ein Jahr in das andere gerechnet, auf dreiundfünfzig Millionen schätzen, wovon zweiunddreißig Millionen auf die Einfuhr kommen. England erscheint in dieser Zahl mit fünf, die Vereinigten Staaten mit vier, die beiden Sicilien mit drei, Oesterreich mit zwei Millionen und Frankreich endlich nur mit zweimalhunderttausend Franken. In den Rest theilen sich Aegypten, die Barbarei, die jonischen Inseln, Rußland, Spanien und Sardinien. Was die maltesische Industrie anbelangt, so besteht sie hauptsächlich in der Bearbeitung von Baumwolle und in der Verfertigung einer ungeheuren Quantität Cigarren, welche die ganze Levante versieht. Von diesen Cigarren, die ausgezeichnet gemacht, sehr erträglich und jedenfalls viel besser sind als die, welche unsere Regie in der Regel liefert, kostet das Dutzend etwa zwölf Centimes. England erhebt auf Malta an Steuern und Auflagen etwa hunderttausend Pfund Sterling, die in den Verwaltungskosten völlig aufgehen. Dagegen hat es mehrere, den Eingebornen nützliche Anstalten gegründet, für deren Unterhalt es sorgt. Ein Lyceum ist eröffnet, in welchem die Kinder den Elementarunterricht unentgeldlich empfangen. Die lange vernachläßigte Universität hat vor einigen Jahren eine neue Organisation erhalten; ein botanischer Garten fördert das Studium der Naturgeschichte. Diese Anstalten haben übrigens, um die Wahrheit zu sagen, noch keinen großen Erfolg gehabt; die Erziehung, die in

den Städten sehr vernachläßigt wird, ist es noch in höherem Grade auf dem Lande. Von einmalhundertvierzehntausend Einwohnern können kaum fünfundzwanzigtausend lesen und schreiben; das ist wenig, obgleich in Frankreich in den meisten Provinzen das Verhältniß der Nichtgeschulten viel größer ist.

Während der zehn Tage, die ich auf Malta in Erwartung des Dampfschiffes verbrachte, das mich nach Griechenland bringen sollte, machte ich auf hübschen, kleinen arabischen Pferden, die man in der Stadt billig miethet, häufige Ausflüge nach allen Seiten. Wir waren da fünf oder sechs junge Leute voll Feuer und Munterkeit, unter denen sich namentlich auch ein wackerer Künstler befand, der zugleich der liebenswürdigste Reisegenosse ist; ich rede hier von Albert Grisar, den wir, wie schon gesagt, in Messina getroffen hatten. Von jenen ausgelassenen Spatzierritten und jenen Stunden der Jugend, die ich so munter mit Freunden von nur Einem Tage verbracht, die ich nicht wieder gesehen, und die mich ohne Zweifel vergessen haben, ist mir eine liebliche Erinnerung geblieben. Des Morgens, bei Tagesanbruch, ritten wir gestreckten Galopps durch die Stadt und bald flogen wir als wahre Hitzköpfe auf den staubigen Straßen dieses unfruchtbaren Landes dahin. Eine schöne Sonne flammte bald über unserm Haupte, der Wind wehte uns in's Gesicht; unsere Pferde schäumten, die kleinen Mauern der Felder schienen an uns vorbeizufliegen, und wenn unsere unglücklichen Thiere ermüdet waren, hielten wir, die Stirne vom Schweiße triefend, das Herz gewaltig pochend und über unsere Ausgelassenheit selbst lachend, an. Bisweilen begegneten wir auch, wenn wir langsamen Schrittes nach der Stadt zurückkehrten, anderen Reitpartien. Das waren junge englische Offiziere und elegante Amazonen, die, auf lebhaften Pferden sitzend, hinauszogen, um die heißen Stunden des Tages in dem Schatten der Orangenbäume irgend einer Villa der Nachbarschaft zu verbringen. Die englischen Offiziere, minder strenge Beobachter der

Ordonnanz, wie die unsrigen, hüten sich wohl, unter diesem glühenden Himmel in den Mußestunden ihre Uniform zu tragen. Nach maltesischer Mode waren sie, wie wir Alle, vom Kopf bis zu den Füßen, in weiße Leinwand gekleidet und mit einem großen Strohhut versehen. Die jungen Damen selbst hatten, statt jener schwerfälligen Reitkleider, wie man sie in Regent'spark trägt, ein langes Kleid von Zwillich an. Diese Gleichförmigkeit der Anzüge, dieser Mangel an jeder Auszeichnung und vor Allem die Entfernung vom Vaterlande machten diese Begegnungen heiter und beinahe vertraulich. Ohne sich etwas zu sagen, überbot man sich, wenn man die gleiche Richtung verfolgte, an Eile; einer sandte dem andern immer mehr Staub nach; man setzte über Hecken und Mauern. Unsere Eigenliebe als Jäger kam mit in's Spiel, und so entstunden Kirchthurmrennen, bei denen man Gefahr lief, den Hals zu brechen. Bei der Rückkehr frühstückten wir munter im Hotel Clarence, wo eine liebenswürdige Wirthin, unsere Landsmännin, Madame Goubeau, mehrere französische Journale, unter andern die Revue des deux mondes und die Revue de Paris, zu unserer Verfügung stellte. Während die Sonne draußen brannte, verbrachten wir den Tag in der Kühle, in wohlverschlossenen und gut gelüfteten Zimmern, wo wir nach morgenländischer Weise auf Teppichen lagen, gute Cigarren rauchend, bald plaudernd, bald Grisar zuhörend, der uns einige seiner lieblichen Melodien vortrug. Obgleich die Temperatur auf Malta weniger glühend ist, als in Griechenland, so ist sie doch heiß und nur in geringem Grade veränderlich. Im Sommer zeigt der Thermometer beinahe immer fünfundzwanzig, nie jedoch über achtundzwanzig Grad Réaumur. Regen und sogar Wolken sind Naturseltenheiten; stets hat man einen fleckenlosen Himmel über sich. Darum öffnen sich auch die, nach der Weise des Orients gebauten Häuser meistens nur auf einen innern Hof, der oft mit Blumen angefüllt, in jedem

Stockwerk mit einer Gallerie umgeben und wie durch ein Stück vom Himmel bedeckt ist. Im Winter sinkt der Thermometer nie über acht Grad unter Null. Ein Reif ist etwas Unbekanntes und würde als eine Landescalamität angesehen. Gleichwohl erzählt man, daß gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts an einem schönen Morgen ein Landmann sich in aller Eile bei dem Großmeister eingefunden habe, mit der Meldung, daß er auf seinem Felde das gesehen, was die Kinder ein Eislicht nennen. Der Großmeister ließ sofort sein Pferd satteln und machte sich mit allen Rittern, die gerade anwesend waren, auf den Weg; doch kamen sie, wie sehr sie sich auch beeilten, zu spät, denn das Eis war bereits geschmolzen. Des Abends, wenn an den Mauern des Hofes die breite Goldfarbe, welche die Sonne darauf hinwarf, sich röthete, gingen wir an die Meeresküste, um den ersten Hauch des kühlen Windes einzuathmen. Weiße Segel zeigten sich in der Ferne auf den Fluthen; wir folgten ihrem Laufe mit Theilnahme, wir sahen sie mit Neugierde näher kommen und größer werden, wir stunden dabei, wenn sie in den Hafen einliefen, und wir hörten den so eigenthümlichen, so harmonischen Gesang der sicilianischen Matrosen. Nach dem Mittagessen und den Abendcigarren vereinigte man sich in der Floriane, einem langen und schmalen Garten, der mit Pfeffer, Johannisbrod und japanesischen Mispelbäumen besetzt ist. Eine Stunde nach Sonnenuntergang, wenn in diesem schönen Klima der ganze östliche Theil des Himmels mit einem Vorhang von purpurrothem, goldbefranstem Sammt behangen ist, wenn sich die den Tag über glühende Luft durch den Abendwind abgekühlt hat, ist die Floriane eine interessante Promenade. Da sieht man, unter dem Atlas der Mantillen, auf allen Seiten schwarze Augen blitzen, die uns das Bischen Vernunft, das uns die Lauigkeit der Atmosphäre gelassen, schnell rauben. Um den Vorübergehenden, der sie bewundert, zu betrachten, drehen die Malteserinnen nie den Kopf, sondern lassen nur

die Sterne in ihrer Augenhöhle rollen; und zwar drückt dieser Blick, nicht etwa wie in Griechenland und Smyrna, ein wollüstiges Schmachten aus, sondern es spiegelt sich in ihm die feurige Leidenschaft, die afrikanische Gluth. Ihr kräftiger Gang, ihre Taille, deren Umrisse die gedrängten Falten der Mantille ahnen lassen, reden dieselbe Sprache. Gewiß ist das menschliche Leben, wenige Beziehungen abgerechnet, in jedem Lande dasselbe. Es gibt keine Ecke in der bewohnten Welt, die so schlecht vom Himmel bedacht wäre, daß sie nicht ihre Sandallee und ihre in's Gesünste gesetzten Bäume hätte, unter deren Schatten sich an den schönen Sommerabenden die jungen Leute einfinden, um sich, während sie an einander vorbeigehen, und ohne etwas zu sagen, ihre Wünsche und Leiden anzuvertrauen. Diese Augensprache, welche die Jugend aus Instinkt redet, und die, wie man sagt, das Alter vergißt, ist in der ganzen Welt dieselbe. Gegen acht Uhr Abends im Sommer spricht man sie von Peking bis Rom; in der Rosenstraße zu Smyrna, auf dem Kleinfelde zu Constantinopel, auf dem Prado von Madrid, auf dem Glacis zu Wien, in Paris in den elisäischen Feldern, zu Neapel auf der Chiaja, und auf der Marina zu Palermo; aber gewiß ist sie an keinem Orte auf dieser Erde so ausdrucksvoll, so herausfordernd, als in der Floriane. Die Handlungsweise der Malteserinnen in ihren vier Wänden straft, wie man sagt, die Hoffnung nicht Lügen, die ihr ermuthigendes Wesen im Vorübergehen zu erwecken vermag. Die Sitten in der Stadt sind wollüstig und die leichten Intriguen stoßen auf kein anderes Hinderniß, als die morgenländische Eifersucht der Ehemänner. Es ist traurig zu sagen, aber es muß eben so wohl gesagt als geglaubt werden, daß die Gewohnheiten der Ritter nicht wenig zur Erhaltung der verliebten Sitten beigetragen haben, zu denen sich die Einwohner schon durch die Milde des Klimas und die bezaubernde Schönheit der Frauen hingezogen fühlten.

In den ersten Zeiten ergriffen sie, um ihre Ausschweifungen

zu verhehlen, umständliche und merkwürdige Vorsichtsmaßregeln, am Ende jedoch, wenn man den Geschichtsschreibern jener Zeit glauben darf, thaten sie sich keinen großen Zwang mehr an. In einem sehr unterhaltenden Briefe erzählt der englische Reisende Brydone, daß er, als er sich im Jahre 1770 zu Malta befunden, den 5. Juni ein Geschwader habe abgehen sehen, das zur Bekämpfung der Ungläubigen nach Tunis bestimmt gewesen sey. „Die Mauern," schreibt er, „waren voll von Leuten, das Meer bedeckt mit Fahrzeugen, der Hafen ertönte von Kanonenschüssen; in jeder Galeere befanden sich etwa dreißig Ritter, die während der ganzen Fahrt den Damen ihres Herzens zuwinkten, welche auf den Basteien ihre Abfahrt beweinten." Gegen das Zeugniß Brydone's kann man allerdings Verdacht hegen; aber wie man sieht, ist seine Bemerkung hier nicht gesucht, sie entschlüpft ihm und schließt sich ganz natürlich seiner Beschreibung an, und er scheint weder darauf, daß er seinem Leser etwas Neues sage, Anspruch zu machen, noch irgend einen Widerspruch zu befürchten. Heutzutage denkt in der That Niemand daran (wie es gewisse gute Seelen vor einigen Jahren gerne gethan hätten) für die Tugend der Ritter des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts einzustehen, und Walter Scott hat die schönsten Seiten seines schönsten Werkes dazu verwendet, uns einen Templer aus dem Mittelalter zu schildern, der, wenn er nicht sehr musterhaft ist, wenigstens sehr ähnlich erscheint. Wenn junge und kräftige Leute, von ritterlicher Abkunft, so hoch gestellt, solche Länder bewohnend und ein solches Leben führend, die reinen Tugenden des Priesterthums geübt hätten, so wären sie verdienstvoller als Engel gewesen; trotz ihrer Fehler haben sie unermeßliche Dienste geleistet und mit dem Schwert Hiebe ausgetheilt, die in der ganzen Welt wiederhallten. Friede und Ehre ihrem Andenken! Wie dem auch seyn möge, wir werden darthun, daß in Malta verliebte Nebenbuhlerschaften und Klagen unter den Balconen eine

dumpfe und geheime Abneigung hervorriefen, die stets zwischen den Rittern und den Einwohnern bestund, und deren erste Ursache, wie wir beweisen werden, von den ersten Tagen der Niederlassung des Ordens auf der Insel sich herschreibt. Die Engländer haben übrigens diese Entfremdung geerbt, und sie spricht sich heutzutage in ganz anderer Weise aus, als je. Sey es, daß die britische Steifheit diesen Kindern des Südens zuwider ist, — dieß ist recht wohl begreiflich, — oder aber, daß die Malteser, als Feinde jeder Unterwürfigkeit von Unabhängigkeit träumen und von Natur Alles das, was ihre Nationalität antastet, verabscheuen, — und dieß ist noch leichter begreiflich, — jedenfalls ist es Thatsache, daß keine Verschmelzung zwischen der englischen Bevölkerung auf Malta und den Eingebornen zu Stande kommt, und die Militensium amor, mit der sich England rühmt, in Wirklichkeit nur in einer Inschrift besteht, die ebenso viele Lügen als Linien enthält.

Wenn die Nacht eingebrochen, gingen wir in's italienische Theater, um zum hundertsten Male irgend ein Meisterwerk von Bellini oder Rossini zu hören, und oft, gegen ein Uhr Morgens, fuhren wir im Hafen in einer, von zwei Ruderern geführten Gondel über die eingeschlummerten Wogen hin, beim Sternenlicht die Melodien trillernd, die wir so eben vernommen, und den Glocken lauschend, welche die ganze Nacht hindurch in der Stadt tönen. So ist das ganz südliche Leben beschaffen, das man in Malta führen kann, und man vermöchte dort nicht anders zu leben; denn die englische Gesellschaft, ein wenig kalt und nur im Verlaufe der Zeit angenehm, würde dem Reisenden, dessen Aufenthalt auf Malta gewöhnlich von kurzer Dauer ist, mehr Verpflichtungen auferlegen, als Annehmlichkeiten bieten.

Wir müssen uns übrigens nicht schlimmer hinstellen, als wir waren. Man würde sich irren, wenn man glaubte, daß keine ernsthafte Betrachtung unser lautes Lachen unterbrochen und daß

es zum Studium keinen Raum gegeben habe in diesem so belebten, so freudigen, und möchte ich gerne sagen, so poetischen Leben, denn ein schöner Himmel und eine blühende Jugend verleihen selbst der Trägheit etwas Poetisches. Auf Malta kann man weder einen Schritt thun, noch etwas betrachten, ohne Erinnerungen hervorzurufen, und — alle falsche Bescheidenheit bei Seite gesetzt! — wir gehörten nicht zu denen, die den Echo's der Vergangenheit ihr Ohr verschließen. Eines Tages unter Anderem verbrachten wir, wie ich mich erinnere, lange Stunden damit, daß wir, in einem Kreise sitzend, uns gegenseitig Vorträge über die Geschichte von Malta hielten. Als vorsichtige Reisende hatten wir längst schon, bevor wir Frankreich verließen, den Stoff studirt und, stark in unsern neuen Erinnerungen disputirten wir bis zum Abend auf die liebenswürdigste Weise. Dieß geschah im Boschetto. Des Morgens waren wir zu Pferde nach diesem Schlosse der alten Ritter gekommen. Boschetto ist ein altes Herrenhaus von schwerfälligen, soliden, viereckigen Steinen, am Ende der Insel auf Felsen erbaut. Diesen lachenden Namen, den es auf den ersten Anblick nicht besonders zu verdienen scheint, verdankt es einem kleinen, eine Meile langen Thale, das, den Felsen durchschneidend, ziemlich gut mit fruchtbarer Erde versehen und mit recht hübschen Orangebäumen besetzt ist. Es war die Villa der Ritter. In den ungeheuren Sälen des heutzutage verlassenen und stillen Gebäudes erholten sie sich wohlgemuth von ihren Arbeiten, wenn man nachstehender, nicht sehr erbaulicher Inschrift glauben darf, die man noch heute über einem Thore liest: „Hoc curae cedant loco.“ Aus welcher Zeit stammt diese, mit großen, schwarzen Buchstaben geschriebene Inschrift! Ich weiß es nicht; aber ich wäre versucht, sie für nicht älter als die Regentschaft zu halten, und sie erinnert mich unwillkürlich an die berühmten Worte: „Das Wichtigere auf morgen.“ In dem Garten des Boschetto zog man Hirsche von Corsika und irische Damhirsche auf, die

man auf der Insel jagte, und das kleine, am Ende des Thales versteckte Haus war, wie man sagt, die Falknerei der Ritter. Nachdem wir das zu berüchtigte Boskett und die nackten Säle des alten Schlosses durchwandelt, begaben wir uns auf die Terrasse. Von da schweift der Blick über die ganze Insel und wir sahen diese bleiche Landschaft besser als je in ihrer Gesammtheit. Zu unserer Linken trat in der Ferne eine Kreideninsel, noch unfruchtbarer als Malta, über die Fluthen hervor; das war Gozzo, von dem man sagt, daß es die Insel Calypso sey, die, wenn man Fenelon glauben darf, ein ewiger Frühling umgab. Vor uns gruppirten sich die armen Häuser von Cita vecchia (der alten Stadt) um die Kirche. Angesichts dieser ärmlichen Insel, die einer gewaltigen Arena gleicht, bemerkte einer von uns mit Recht, daß die Menschen ihre bedeutendsten, ihre berühmtesten Niederlassungen an den Orten errichtet, die von Gott vergessen worden zu seyn und so zu sagen verflucht schienen. Im Alterthum erhob sich Roma, diese Königin der Welt, inmitten eines verpesteten Sumpfes; Athen, diese Heimath der Künste verbarg sich in einem engen, ungesunden Thale, am Fuße unfruchtbarer Berge. Paris, um von der neueren Zeit zu reden, hat sich über einen Sumpf von üblem Rufe ausgedehnt, und Peter der Große hat Petersburg in einem Pfuhl gegründet. Allerdings übrigens hatte der Himmel diesen enterbten Orten geheime Vorzüge der Lage beschieden, welche für die Härte der Natur hundertfach entschädigen.

Malta, das man, sowohl was seinen vergangenen Ruhm, als was seine zukünftige Bedeutung anbelangt, mit Beobachtung jedes Verhältnisses, neben den berühmtesten Namen nennen kann, dieses Malta liefert uns das treffendste Beispiel dieser himmlischen Entschädigungen. Diese Insel ist in der That nur eine Klippe, und diese Klippe, die bereits die wichtigste, die kostbarste militärische Position des Erdballs ist, wird in einer vielleicht nahen Zukunft der Hauptplatz für den Welthandel, der Vermittlungspunkt für

die Verbindungen Amerika's mit Indien werden. Seine Wichtigkeit ist zu allen Zeiten anerkannt worden, und um sich davon zu überzeugen, darf man nur seine Geschichte zu Rathe ziehen. Wenn man den Gedanken nach den fernsten Zeiten, bis zu denen unsere Traditionen reichen, hinlenkt, sieht man, wie sich nach einander alle Völker um diesen Felsen, dieses natürliche Bollwerk des Mittelmeeres, streiten.

Fünfzehnhundertundneunzehn Jahre vor Christi Geburt gründeten hier die Phönizier, um aus den Vortheilen Nutzen zu ziehen, welche die Lage dieser Insel ihrem Handel bot, eine Colonie, und dieses Volk von Seeleuten verband sich leicht mit einer Bevölkerung, die dem Meere ihr Leben verdankte. Die Bewohner der Insel nahmen ihre Gesetze an und folgten ihnen 780 Jahre hindurch. Die Griechen, die, immer von einem gewissen poetischen Instinkt getrieben, ihre Colonien nach den herrlichsten Ländern der Erde verpflanzt und so eben eines ihrer mächtigsten Reiche zu Syracus gegründet hatten, stützten sich auf das Recht der Nachbarschaft und nahmen den Phöniziern die Insel weg. Unter ihrer Herrschaft bekam sie von dem köstlichen Honig, den man daselbst sammelte, den Namen Melita (*Μελιττα*, Biene.) In ihren Kriegen mit den Römern waren die Carthager gezwungen, sich Malta's zu bemächtigen; sie entrissen es den Griechen; die Römer verjagten die Carthager, und auch ihrer Seits vertrieben, kehrten sie erst im Jahre 216 vor Christi Geburt definitiv auf die Insel zurück. Ihre Herrschaft dauerte mehr als sechs Jahrhunderte. Im Jahre 58 christlicher Zeitrechnung predigte der Apostel Paulus, von einem Sturm an Malta's Felsen geworfen, den Bewohnern das Evangelium, und wenn man hierin mehreren Geschichtsschreibern glauben darf, so bekehrte er sie. Das scheint uns mindestens sehr bestreitbar. Wie soll man in der That glauben, daß die Römer, die erst gegen das Jahr 325 die christliche Religion anerkannten, ihren Unterthanen auf Malta die Freiheit

gelassen, einen von ihnen verworfenen Glauben anzunehmen! und wäre das auch möglich gewesen, wie soll man zugeben, daß die Altäre unter der Tyrannei der Vandalen, der Gothen und der Araber, die den Römern nachfolgten, stehen geblieben! Die Katakomben übrigens, die sich noch heutzutage in Cita vecchia befinden, könnten zu dem Gedanken führen, daß unter allen diesen Herrschaften Christen insgeheim ihre Religion ausgeübt. Die Frage ist, wie man sieht, schwierig, ganze Bände haben sie nicht aufgeklärt und da wir nicht darauf Anspruch machen, sie auf wenigen Seiten zu lösen, so wollen wir uns fernerer Erörterungen enthalten. Malta wurde, nachdem es nach einander unter das Joch der Vandalen und Gothen gekommen, von Belisar erobert und fiel im Jahre 833 in die Gewalt der Sarrazenen.

Zweihundertundzwanzig Jahre später verjagten die zwölf Söhne von Tankred, Herren von Hauteville bei ihrer Rückkehr vom heiligen Lande die Griechen und die Araber aus dem südlichen Italien und Sicilien, und Malta, das man Sicilien beigab, wurde mit der Krone Roger's, des jüngsten unter ihnen, vereinigt. Im Jahre 1194 nimmt Heinrich VI. den Normannen Malta und Sicilien, und die Schlacht von Benevent (1226) überliefert Karl von Anjou, nebst dem Königreiche Neapel diese Insel als Eroberung. Am 30. März 1283 macht die sicilianische Vesper der französischen Herrschaft in Sicilien ein Ende und Peter von Aragonien unterwirft es nebst Malta für zweihundertundsechsundvierzig Jahre der Krone Spanien. Bis zu dieser Zeit hing, wie man sieht, das Schicksal Malta's von dem Sicilliens ab; erst im Jahre 1526 trennten sich die beiden Inseln und begann für Malta jene Zeit der Unabhängigkeit und des Ruhmes, die den Namen dieses Felsen zu einem der denkwürdigsten auf Erden gemacht. Im Jahre 1526 ließen sich die Ritter hier nieder.

Einer der folgereichsten Tage des Mittelalters war unstreitig der, an dem ein armer Kaufmann, geboren auf der Insel

Martigue, an der Küste der Provence, Gerard Thom, oder Tenque, oder Tunk, den Orden der Hospitaliter gründete. Diese Stiftung entsprach den Bedürfnissen der Zeit ausgezeichnet, oder, noch besser, sie war deren unvermeidliches Ergebniß. Zwei mächtige und entgegengesetzte Leidenschaften, welche die Geschichte der geistlichen Orden wunderbar enthüllt, theilten sich in das Mittelalter. In jenen Tagen der Ueberreizung und Gährung, in denen man Alles auf die Spitze trieb, traten häufige und starke Reaktionen ein. Auf das Bedürfniß der Thätigkeit folgte das der Ruhe; die Strenge trat an die Stelle der Ausgelassenheit, und von schrankenlosem Luxus ging man zur strengsten Demuth über. Diese starken, unablässig und gerade durch ihre Kraft, zu Ueberschreitung aller Gränzen angetriebenen Seelen wurden von den Schlachtfeldern zum Kloster, von der Aufregung des Turniers zur Kasteiung der Buße, vom großen Fehler zur strengen Sühne hingezogen. Was geschah darum, als Gerard Tunk auf den Gedanken kam, eine Art Kloster in der Nähe des Schlachtfeldes zu errichten? Viele Ritter fanden sich, die, müde des glänzenden Lebens, dort ein Leben der Dunkelheit, der Stille, und, wie so manche glaubten, der Sühne führen wollten. Dann, als diese Zeit der Liebthätigkeit abgelaufen war, als diese Männer durch ihre Aufopferung viel gut gemacht zu haben glaubten, fühlten sie, wie in ihnen die Erinnerung an ihre gewaltigen Schwertstreiche wieder erwachte, und wie die Liebe zu den Kämpfen, die sie von sich stießen, ohne sie erlöschen zu können, in ihrem Herzen von Neuem auflohderte. Sie fühlten sich unwohl in der Behaglichkeit und erschienen sich beinahe lächerlich unter der Kutte. Gewaltsam hingerissen von ihren Wünschen und gleichwohl zurückgehalten durch ihre Gelübde, nahmen sie mit freudiger Hast den Mittelweg, die Ausgleichung an, die ihnen einer ihrer Brüder vorschlug. Raymond du Puy, ein alter Soldat unter Gottfried bekam den Einfall, die gottesdienstlichen Uebungen mit den Pflichten des

Ritterthums zu vereinigen; dieser Gedanke war ein Lichtstrahl. Die Diener der armen Herren Kranken, wie man sich damals ausdrückte, verbargen einen Degen unter ihrem Rosenkranz und unter dem Vorwand, die ihrer Obhut anvertrauten Verwundeten zu vertheidigen, bedeckten sie ihre gastliche Hand mit einem Panzerhandschuh. Diese Modification, welche die Strenge des klösterlichen Lebens minderte, ohne ihm etwas von dem Verdienste der Selbstverläugnung zu rauben, während sie ihm im Gegentheile einen ritterlicheren, einen poetischeren Charakter verlieh, führte dem Orden eine unermeßliche Menge von Anhängern zu. Die von Gerard Tunk gegründete Stiftung war bald nicht mehr die einzige; auf allen Seiten bildeten sich neue, von denen die eine strengere, die andere mildere Gesetze hatte. Es gab deren mit Einem Worte für alle Grade der Gluth. Diese Orden leisteten den Kreuzzügen nützliche Dienste. Jeder derselben war ein Kern von tapfern, an ein gefährliches Klima gewöhnten Rittern, um den sich die neuen Streiter schaarten, welche die Länder Europa's nach dem heiligen Lande sandten. Die ganze christliche Welt kam ihnen zu Hülfe und unterstützte sie, während sie, in das Herz des Orients verwiesen, der gemeinschaftlichen Sache dienten, ohne daß man sie zu fürchten hatte. Aber nach der Einnahme von Jerusalem zogen sie sich nach Rhodus und, als auch dieses genommen war, nach Malta zurück; das Abendland sah mit Schrecken, wie sie immer näher kamen. In der Nähe erregte ihre Macht Argwohn, und man begann, nicht ohne Furcht, sie zu überwachen.

Es war, wie gesagt, im Jahre 1526, als sie sich nach Malta flüchteten. Nach der Einnahme von Rhodus hatte sich der Großmeister Villiers de l'Isle Adam nach Syracus zurückgezogen und suchte nach einer Stätte, wo er seinen flüchtigen Orden einführen könnte. Nach langem Schwanken entschloß man sich, Karl V. um die Ueberlassung von Malta zu bitten, indem man ihm vor-

stellte, daß diese, seinem unermeßlichen Reiche nutzlose Insel für ihn insofern von großem Nutzen werden könne, als die Ritter die Seeräuber der Barbareskenstaaten, deren Kühnheit seine Flotten beunruhigte, unterdrücken und die oft bedrohten Küsten von Sicilien gegen jeden Ueberfall vertheidigen würden. Der Pabst Clemens VII. unterstützte dieses Ansuchen, dem nach vierjährigen Unterhandlungen entsprochen wurde, mit Wärme. Die Insel wurde als ein Adellehen, frei von jeder Abgabe, mit den Rechten des Eigenthums, der Herrschaft, und der Gewalt über Leben und Tod u. s. w. übergeben. Um jedoch einen Schatten von Oberlehensherrlichkeit zu bewahren, war man darauf bedacht, den Rittern einige Lasten aufzulegen, die zwar, von unserem Gesichtspunkte aus betrachtet, sehr unbedeutend sind, die aber nach den Begriffen jener Zeit ihr moralisches Gewicht hatten. So, und dieß war eine der Hauptlasten, verpflichteten sie sich, dem Vicekönig von Sicilien als Huldigung jedes Jahr einen Falken zuzustellen. Als die Ritter auf Malta ankamen, herrschte bei ihnen eine allgemeine, schwere Enttäuschung; sie hatten nicht erwartet, ein so unfruchtbares, so verwüstetes Eiland zu finden und Angesichts dieser traurigen Kreideebenen gedachten sie verzweiflungsvoll der blühenden Felder der Insel Rhodus, die eine irdische Beigabe des Paradieses von Mahomet zu seyn scheint. Die Malteser, die man nicht befragt hatte und die man, ohne ihre Wünsche zu kennen, der völligen Feudalherrschaft der Ritter überlieferte, unterwarfen sich mit größtem Widerstreben, und von jenem Tage an begann zwischen den Herren und den Vasallen eine geheime und gegenseitige Abneigung, deren Wirkungen man in der Geschichte bis auf den letzten Tag verfolgen kann. Der Orden ließ sich übrigens auf Malta nieder und erlebte daselbst zweihundertundsiebenundsechzig Jahre, während deren die Gewalt durch achtundzwanzig Großmeister ausgeübt wurde, von denen zwölf Franzosen waren, nämlich:

Villiers de l'Ile Adam.	Claude de La Sangle.
Didier de Saint Jaille.	Jean de La Valette.
Jean de La Cassière.	Jean de Lascaris.
Hugues de Verdale.	Annet de Clermont.
Alof de Vignacourt.	Adrien de Vignacourt.
Antoine de Paule.	Emmanuel de Rohan.

Es wäre ein schöner und dramatischer Stoff, wenn Jemand die Geschichte dieser beiden Jahrhunderte beschreiben wollte, während deren so großartige Ereignisse auf einem so kleinen Schauplatze sich zutrugen. Diese Geschichte besitzen wir nur in Form von Umrissen und Memoiren; denn mit dem besten Willen von der Welt kann man keine Hochachtung vor den weitschweifigen Berichten und den unklaren Erzählungen Vertot's hegen. Gewiß, wer eine Freude daran hat, schöne Kämpfe zu erzählen, wer sich ergriffen fühlt bei der Erinnerung an jene fürchterlichen Schwertstreiche, die im Namen der alten Devise, „Gott will es," so freudig ausgetheilt wurden, vermöchte keine anziehendere Epoche in der Vergangenheit aufzufinden. Die Belagerung Malta's durch Soliman allein ist ein ganzes Gedicht, dem es nur an einem Homer fehlt, um in viel höherem Grade als die Belagerung Troja's, poetisch zu seyn. Nie erhob sich der menschliche Muth höher, nie führte die Erbitterung des Kampfes zu entsetzlicheren Auftritten, als sie in diesem, ohne Waffenstillstand drei Monate hindurch währenden Sturme vorkamen. Türken und Christen kämpften Leib gegen Leib auf der Insel Malta, wie die Gladiatoren in einer Arena. Auf beiden Seiten war die Wuth gleich groß. Die Muselmannen schlitzten zum Spott ihren Gefangenen die Brust kreuzweise auf und traten ihr Herz mit Füßen, während es noch schlug. Die Christen hieben zur Wiedervergeltung den Gefangenen die Köpfe ab und schossen dieselben als Kugeln aus ihren Kanonen. Der Großmeister hatte allen seinen Rittern

seine unbezähmbare Kraft mitgetheilt. Nie hat ein Mann seinen Ruhm besser verdient als Jean de la Valette.

Der Bericht über die letzten Tage der Herrschaft der Ritter auf Malta würde allein schon die merkwürdigste Episode dieser interessanten Geschichte liefern. Diese Epoche, obgleich uns so nahe liegend, wird am meisten widersprochen und ist am wenigsten gekannt. Eine Menge widersprechender Schriften, die gerade von solchen über diesen Gegenstand herausgegeben wurden, die alles Interesse dabei hatten, ihrem Zeugniß Geltung zu verschaffen, hat die öffentliche Meinung irre geleitet statt sie aufzuklären, und von den Geschichtsschreibern, die in der Darstellung unserer Revolution die Katastrophe entwickeln mußten, welche der Herrschaft der Ritter ein Ende setzte, lieferte jeder eine abweichende Erzählung. Uns nun dünkt, daß man nur mit der größten Vorsicht die Gerüchte von Verrath aufnehmen darf, die damals im Umlaufe waren; die Abschaffung des Ordens auf Malta war eine natürliche, unvermeidliche Folge der Verhältnisse. — Ein Dekret der constituirenden Versammlung hatte jeden Franzosen, der zu einem Orden gehöre, welcher Beweise des Adels fordere, seiner bürgerlichen Rechte für verlustig erklärt, und auf dieses Dekret folgte bald eine Ordonnanz, welche diesen Orden, der durch Aufrechterhaltung der Sicherheit der Meere dem Handel bei jeder Gelegenheit überaus nützlich gewesen war, aller Güter beraubte, die er in Frankreich besaß. Die französische Republik weigerte sich somit, den Malteserorden anzuerkennen; seiner Seits weigerte sich der Großmeister, Emmanuel de Rohan, in einer öffentlichen Proclamation, die französische Republik anzuerkennen. Er verschloß den französischen Fahrzeugen die Häfen der Insel und trat in die Coalition, deren Begründer Pitt gewesen war. Nachdem der Krieg auf diese Weise erklärt war, mußten die in Frankreich sich aufhaltenden Ritter dieses Land in aller Eile verlassen; sie flüchteten sich nach Malta, wo sie eine Gastfreundschaft fanden,

die um so edelmüthiger erscheint, als der Orden damals sehr arm war. Die Opfer, die der Großmeister zu Gunsten der französischen Emigranten bringen zu müssen glaubte, mißfielen den Rittern von Arragonien, Castilien und Portugal, und sie verhehlten weder ihre Unzufriedenheit noch ihr Murren. Auf der andern Seite wußten die neuangekommenen, an ein elegantes und geselliges Leben gewöhnten Ritter nicht, was sie auf dieser armen Insel treiben sollten. Anfänglich hatten sie den Gedanken, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen und ihre Kraft und ihre Zeit nach Art der alten tapfern Ritter aufzuwenden; aber ach, es waren nicht mehr die Tage der ritterlichen Unternehmungen, und diese muthigen Versuche, denen Europa früher lauten Beifall zollte, wären nunmehr mit dem von Cervantes angesonnenen Gelächter aufgenommen worden. Was also thun? Ihre zwanzig Jahre machten ihnen heiß, wie Madame de Sévigné an einer Stelle sich ausdrückt, der Dämon der Jugend riß ihre Unthätigkeit mit sich fort, und da sie auch das Klima antrieb, so gaben sie sich, in Ermanglung von Etwas Besserem und trotz ihrer Regeln, den verbotenen Freuden hin. Nun trat ein Augenblick ein, wo Malta nicht mehr, wie früher, ein der heroischen Zeiten würdiges Schauspiel bot, sondern ein anziehendes und charaktervolles Bild, eine vollständige Skizze der eleganten und höfischen Sitten der Aristokratie jener Zeit. Man denke sich auf einer kleinen Insel eine Versammlung der jüngeren Söhne aus den besten Häusern Europa's, eine ganze Bevölkerung von, aus allen Ländern herbeigekommenen hohen Herren, mit einer verschiedenen Haltung, einem besondern Nationalcharakter, und Alle mit jenem vornehmen Wesen begabt, welches damals das unterscheidende Zeichen des Adels bildete. Malta war in diesem Augenblick eine Akademie der Höflichkeit. Ohne gewisse Empfindlichkeiten, die der Lage einen Reiz verliehen, zu vernichten, vermischte der häufige

Verkehr und die Vertraulichkeit die großen Nationalvorurtheile, und milderte die allzu unvereinbaren Schattirungen. Jeder lieh seinem Nachbar und entlehnte von ihm. Der Deutsche nahm dem Franzosen von seinem lieblichen Feuer und gab ihm Etwas von seiner Ruhe; der Castilianer ahmte seine vollendete Anmuth nach und lehrte ihn seine imponirende Gravität.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß diese Lektionen nicht immer ungestraft ertheilt wurden und diese so fein gebildeten Männer fanden, trotz all' ihrer Vorsicht, jeden Augenblick Gelegenheit, das Rappier zur Hand zu nehmen. Den Anhängern eines Ordens nun, der theilweise auf die Gesetze der alten Ritterschaft gegründet war, zu deren ersten Grundsätzen es gehörte, im Zweikampf ein Gottesurtheil zu sehen, konnte das Duell nicht unbedingt verboten werden. Man hatte nur verlangt, daß die Zweikämpfe in der Stadt und in einer gewissen, la Via stretta genannten Straße Statt finden sollten. Da konnten die Kämpfenden den Stahl ungestraft kreuzen, und sie thaten es gerne, mit der ganzen Anmuth der Feinheiten einer andern Zeit, die, wenn man will, närrisch, aber gewiß lieblich und ganz französisch war. Eine weitere Beschränkung war, daß der Kampf auf den Befehl einer Frau, eines Priesters oder eines Ritters aufhören müsse; dem Gebot einer Frau unterwarfen sie sich aus Galanterie, dem eines Priesters aus Ehrfurcht, dem eines Ritters aus Gehorsam. Unglücklicherweise gaben diese bei jeder Veranlassung ausgetheilten Schwertstreiche und dieser ganz nutzlos vergeudete Muth dem Orden die Herrlichkeit der früheren Tage nicht wieder. Er hatte seinen alten ritterlichen Glanz verloren. In diesen Edelleuten, die zwar voll Lebhaftigkeit, aber durch die Sitten der Zeit zur Unthätigkeit verdammt waren, und deren Beruf, wenn man so sagen darf, ein wahrer Anachronismus war, wollte und konnte man nur völlig unnütze Menschen sehen. Da überdieß nicht mehr, wie früher, die Kühnheit

ihrer Heldenthaten ihre kleinen Sünden überdeckte, trat ihr ziemlich unregelmäßiges Leben an den Tag, und ihre Ausgelassenheit wurde in einer, jeder aristokratischen Institution feindseligen Zeit noch übertrieben. Zu allen diesen Zeichen von Schwäche, zu allen diesen Elementen der Auflösung gesellten sich noch Geldverlegenheiten. Der Orden hatte die beträchtlichen Besitzungen, die ihm in Frankreich angehörten, verloren; Buonaparte hatte ihn seiner Einkünfte in Italien beraubt, und die Ausgaben stiegen immer, während die Einnahmen ausblieben. Die Länder, die gegen uns kämpften, waren selbst zu sehr erschöpft, um die Ritter zu unterstützen. Sie kamen bald in einen großen Mißkredit; die Anlehen mehrten sich, und die zur unerläßlichen Nothwendigkeit gewordenen Erpressungen steigerten die Unzufriedenheit der schon auf die Obergewalt der Ritter eifersüchtigen Malteser auf den höchsten Punkt. Dieß war die Lage des Ordens, als Buonaparte, wie Alexander von der Eroberung Indiens träumend, auf den Gedanken kam, daß er, bevor er nach Aegypten ziehe, sich Malta's versichern müsse. Ende Mai 1798 von Toulon abgegangen, zeigten sich die fünfhundert französischen Segel am 9. Juni Angesichts der Insel. Vielleicht Wenige ausgenommen, glaubten die Ritter keineswegs an einen ernstlichen Angriff, und selbst der Entschluß Buonaparte's schien noch nicht ganz fest zu stehen. Er verließ am Morgen das Admiralschiff l'Orient, ging an Bord einer Fregatte und umfuhr, alle Angriffspunkte sorgfältig in's Auge fassend, rings die Insel. Im Verlaufe des Tages ließ er den Großmeister für seine Flotte friedlich um Erlaubniß zum Einlaufen in den Hafen bitten, um daselbst seine Wasservorräthe zu erneuen. Der Großmeister, Ferdinand von Hompesch, beging die Ungeschicklichkeit, dieß abzuschlagen; von nun an war Alles aus. Um die Insel anzugreifen, fehlte es Buonaparte'n nur an einem Vorwand; eifrig ergriff er den, so man ihm bot, und indem er sich durch

diese Weigerung, in der er, wie er sagte, ein Zeichen eines außerordentlichen Uebelwollens sah, für herausgefordert erklärte, ertheilte er Befehl zur Ausschiffung, die sodann am andern Tage, an vier Punkten zugleich, Statt hatte. Der Orden war uneins. Der Kommenthur de Bosredon schrieb dem Großmeister, daß er sich verpflichtet habe, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, nicht aber gegen seine Landsleute, und daß er darum neutral bleiben werde. Als die Malteser das Schwanken der Ritter sahen, schrieen sie über Verrath. Während dieser Zeit rückten die republikanischen Truppen vor und nahmen Cita vecchia beinahe ohne Widerstand ein. Mehrere in den Schanzen und Batterien gefangene französische Ritter wurden vor Buonaparte geführt. Der junge General heftete sein strenges Auge auf sie und sagte: „Da Sie den Muth gehabt, die Waffen gegen Ihre Landsleute zu ergreifen, so hätten Sie auch den Muth haben sollen, zu sterben . . . Gehen Sie, meine Herren, ich will Sie nicht zu Gefangenen; kehren Sie nach La Valetta zurück, so lange es noch nicht uns gehört, und vertheidigen Sie sich edler." Das war eines von jenen Worten, die Schlachten gewinnen. Ueberdieß war bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge jede Vertheidigung unmöglich, und man dachte an eine Capitulation. Buonaparte empfing die Bevollmächtigten mit einem ganz höfischen Anstand. Um mit den Rittern zu unterhandeln, streifte er die rauhen Formen ab, die ihm um jene Zeit eigenthümlich waren, und unter dem republikanischen General zeigte sich der Edelmann. Schon an diesem Tage ließ er aristokratische Ansprüche blicken, die später sonderbar erscheinen mochten, als er, Kaiser geworden und auf dem Gipfel menschlichen Ruhmes angelangt, sich auf das dunkle Wappen seines Hauses, seine patrizischen Hände, und die, Ludwig's XIV. würdige Etiquette, die er an seinem Hofe eingeführt, stolz zeigte. Er führte selbst den Vorsitz bei Abfassung der Capitulation, die er lächelnd Convention nannte, aus Schonung, wie er sagte, für die ritterliche

Ehre. Diese an Bord des Orients am 12. Juni 1798 unterzeichnete Convention war ehrenvoll für den Orden und so vortheilhaft für den Großmeister, daß sein Ruf, vielleicht mit Unrecht, darunter gelitten hat. Gegen die Festungswerke und die Insel versprach die französische Republik dem Ferdinand von Hompesch ihren Einfluß auf den Congreß von Rastadt dahin zu verwenden, daß er ein, dem verlorenen an Werth gleichkommendes Fürstenthum erhalte. Einstweilen sicherte man ihm eine jährliche Pension von dreimalhunderttausend Franken zu. Hinsichtlich der auf Malta lebenden französischen Ritter wurde entschieden, daß sie in ihr Vaterland zurückkehren könnten und daselbst eine Pension von achthundert Franken, die man für die Sechzigjährigen auf tausend Franken erhöhte, beziehen sollten; man ließ ihnen überdieß die Besitzungen, die sie auf der Insel als Privateigenthum innehatten. Was die Malteser anbelangt, so wurde nichts an ihrem Loose geändert; sie behielten, ohne Erhöhung der Abgaben, alle ihre Vorrechte. Buonaparte zeigte sich überaus wohlwollend und blieb nur in einem einzigen Punkte unbeugsam. Der Kommenthur de Bosredon drang darauf, daß auch die, auf Urlaub von Malta abwesenden Ritter die Pension erhalten sollten, welche den Mitgliedern des Ordens bewilligt wurde, die sich daselbst befanden. Buonaparte antwortete, wie er für seine Person sehr bedaure, daß nicht alle Ritter auf Malta anwesend seien, daß aber das Direktorium, das aus guter Quelle wisse, daß viele dieser Herren im Heere Condé's gefochten, den ganzen Artikel, wenn er so weit ausgedehnt wäre, vernichten und gar keine Pension bewilligen würde. Mit dieser Antwort mußte man sich begnügen. Das Banner des Ordens fiel ruhmlos und wurde von der dreifarbigen Standarte ersetzt. Der Großmeister verließ Malta mit sechzehn Rittern; einige Greise erhielten die Erlaubniß, auf der Insel zu bleiben; vierundvierzig, die jünger waren und von dem jugendlichen General verleitet wurden, folgten seinem Stern; sie nahmen Dienste in

der republikanischen Armee und gingen nach Aegypten; vierundsiebzig kehrten nach Frankreich zurück, wo sie bis zum 18. Brumaire in Perpignan zurückgehalten wurden; fünf wurden auf dem Wege von den Engländern gefangen genommen; hundertundfünfzig italienische, spanische, portugiesische und deutsche Ritter zerstreuten sich in Europa, und Alles war aus. So hatten sich die Hospitaliter nicht aus Jerusalem entfernt, so die Gefährten von Villiers de l'Ile Adam nicht Rhodus verlassen!

Obgleich mit vielen andern Plänen beschäftigt, stiftete Buonaparte dennoch in einigen Tagen nützliche Institutionen und that in weniger als einer Woche, was die ihm vorangegangenen Regierungen in Jahrhunderten nicht vermocht hatten; er gab Malta eine vortreffliche politische und commerzielle Organisation. Diese Maßregeln hätten den besten Erfolg gehabt, wenn er nicht revolutionären Bräuchen huldigend, erlaubt hätte, die Kirchen der Insel mehrerer kostbarer Gegenstände zu berauben, die ihnen früher von Souverainen und Rittern geschenkt worden waren. Diese Beraubung erregte bei den Maltesern eine ernste Unzufriedenheit und bereicherte die Republik keineswegs; denn die Fregatte la Sensible, welche diese Trophäen nach Frankreich bringen sollte, wurde unterwegs von den Engländern weggenommen. Am 18. Juni ging Buonaparte nach Aegypten unter Segel, nachdem er seine Armee um eine Legion, aus zweitausend Maltesern bestehend, vermehrt hatte. Sofort nach seinem Abgange stachelten geheime Agenten den Zorn der Einwohnerschaft auf, Unruhen brachen aus, und als das Terrain gehörig vorbereitet war, erschien Nelson mit einem Geschwader und blockirte die Insel. Man kennt das Resultat dieser Blockade, welche die schon durch eine Epidemie decimirte französische Besatzung einer fürchterlichen Hungersnoth Preis gab. Der General Vaubois sah sich, da er keine Hilfe erhielt, nach einem langen Widerstande, der ihm die größte Ehre machte, genöthigt, am 18. Fructidor des Jahres VIII. eine ehren-

volle Capitulation zu unterzeichnen. Seit dieser Zeit lebt Malta friedlich, wo nicht glücklich unter der englischen Herrschaft, welche das warme Nationalgefühl der Eingebornen zurückgedrängt, aber nicht ausgelöscht hat. Einige Jahre später erweckte unsere Expedition nach Morea für uns bei den Maltesern eine alte und geheime Sympathie, die sich in noch neuerer Zeit, bei der Einnahme von Algier, mit einer gewissen Heftigkeit kund gab. Als die Malteser ihre ewigen Feinde unterworfen sahen, wanderten sie im ersten Augenblicke der Begeisterung zahlreich nach Afrika, dessen Sprache sie kannten, und boten der im Entstehen begriffenen Colonie ihre Dienste an. Man verstund es nicht, Vortheil aus diesen thätigen, nüchternen und muthigen Leuten zu ziehen, und statt zu helfen, störten sie. Die Geschichte Malta's ist noch keineswegs zu Ende; seine Bedeutung wächst mit jedem Tage, und gerade wegen dieser Bedeutung behält ihm die Zukunft ohne Zweifel Wechselfälle, gleich denen der Vergangenheit, vor. Die Träume Rußlands haben sich oft nach dem Bollwerk gewandt, welches das Kaiserreich des Orients so trefflich vervollständigen würde; und der König beider Sicilien hat mehr als einmal versucht, die Oberherrlichkeit über dieses Eiland wieder an sich zu ziehen. Frankreich bedauert den Verlust Malta's und überläßt der Alles zerstörenden Zeit die Sorge, sich die geheime Vorliebe der Einwohner zu erhalten. Stolz auf seine Macht und den ganzen Werth seiner Eroberung kennend, herrscht England, ohne sich durch die Kälte der Malteser, die durch die Last der Abgaben und die religiösen Meinungsverschiedenheiten jeden Tag noch mehr gereizt werden, beunruhigen zu lassen. Es zählt ohne Zweifel mit Recht darauf, daß diese Abneigungen allmälig durch die Gewohnheit, diese zweite Natur, erlöschen werden. Was die Ritter anbelangt, so leben sie jetzt in Italien und in einigen Staaten Deutschlands zerstreut. Ein edler Florentiner, der Baller Orsini, ist heutzutage Großmeister dieses Ordens, der, was man auch

darüber sagen mag, nur im Zustande des Traumes in einigen vom Alter gebleichten Köpfen in wenigen Herzen fortlebt, denen die Jahre die knabenhaften Illusionen einer entschwundenen Zeit nicht zu rauben vermocht! Doch haben erst vor fünf Jahren die Höfe von Rom und Neapel eine letzte Anstrengung zu seinen Gunsten gemacht. Sie haben von Neuem den Rittern die Liegenschaften zugestanden, die der Orden früher in diesen beiden Ländern besaß, und über die man noch nicht verfügt hatte. Das Geschenk war übrigens nicht bedeutend, und mit dem Kaiser Alexander haben die Ritter ihren mächtigsten Beschützer verloren. Als letztes Hülfsmittel — und dieses Hülfsmittel ist viel beträchtlicher, als man wohl glauben möchte — verbleibt ihnen nur, englischen Edelleuten gegen einen Tribut das Recht, die zierliche Uniform der Ritter zu tragen, zu ertheilen; aber bis heute haben sie sich, trotz dringender Ansuchen, mit einem, einer andern Zeit würdigen Stolze geweigert, ein Recht zu verleihen, das eine völlig entscheidende religiöse Einräumung seyn würde.

Es ist traurig, zu sagen, aber es ist gewiß, daß nie eine Zeit weniger ritterlich war, als die unsrige, und es ist Thorheit, jetzt von der Wiederherstellung einer Institution gleich der der Ritter von Malta zu träumen. Die Welt hat sich erneut, die Barbaresken civilisiren sich, die Seeräuber sind verschwunden, und der Orden, der sie unterdrückte, hätte keinen Zweck mehr. Man muß darauf verzichten, je wieder ein Institut sich erheben zu sehen, das gleichwohl neben andern Vortheilen den hatte, daß es den jüngern Söhnen adeliger Familien eine thätige und nützliche Laufbahn bot, die meines Erachtens ihre Erziehung besser vollendete, als das müßige und gefährliche Leben in den Garnisonen. Das Prinzip übrigens, das den Hospitaliterorden ihr Daseyn gab, besteht fortwährend und könnte vielleicht noch heute mit Erfolg und Nutzen in Anwendung gebracht werden; Jedermann weiß, welch' traurigen Anblick die Militärspitäler in Kriegszeiten bieten

und von welchen Unordnungen sie täglich den Schauplatz bilden. Aus Achtung für die Menschheit muß man über gewisse Episoden aus den Kriegen des Kaiserreiches schweigen und auch einige Blätter aus den zeitgenössischen Annalen unserer fliegenden Feldlazarethe reißen. Sagen wir nur, daß die schmerzlichste Besorgniß, die den Soldaten am Vorabend einer Schlacht befällt, sicherlich die Furcht ist, im Falle der Verwundung in Hast verbunden, oder vielleicht verstümmelt und noch lebend, auf dem Schlachtfelde vergessen zu werden. Wenn er im Gegentheile versichert wäre, von einer liebevollen Hand aufgenommen und verpflegt zu werden, welches Vertrauen würde ihm diese Gewißheit geben! Wir können uns hierbei auf das Zeugniß eines in diesen Sachen sehr competenten Mannes stützen. Der Herzog von Ragusa drückt sich in einem ganz neuen Werke folgendermaßen über diesen Gegenstand aus: „Vielleicht sollte man versuchen, den Geist der Verwaltung der Hospitäler zu ändern und eine edlere Belohnungsweise als das Geldinteresse zu erdenken . . . Wenn die Verrichtungen derer, welche sich mit der Sorge für die Kranken und Verwundeten befassen, erhoben, veredelt und belohnt würden durch die Genüsse, welche in der Ausübung der Liebthätigkeit und im Gefühl der Frömmigkeit liegen, so würde daraus gewiß eine große Wohlthat für die Leidenden hervorgehen. Das Mittel hiezu wäre, einer religiösen Körperschaft, der die niedern Verrichtungen der Chirurgie und Medicin nicht fremd seyn dürften, die Sorge für die Militärhospitäler zu überlassen."

Nachdem der Marschall diesen Gedanken ausgesprochen, sucht er auch sofort nach der Möglichkeit der Anwendung. Er zeigt, welche Stellung man diesen Hospitalitern einräumen, und wie sie ein General dadurch in Aller Augen zu Ehren bringen müßte, daß er tausend Rücksichten für sie hätte, sie oft an seine Tafel lüde u. s. w., und fügt dann hinzu: „Seit lange schon und unter dem Kaiserreiche hatte mich, Angesichts der Unordnungen, deren

Zeuge ich bisweilen gewesen, dieser Gedanke beschäftigt. Unter der Restauration war er wegen der Vermuthungen, die er in's Leben gerufen hätte, nicht anwendbar; aber der Augenblick ist vielleicht gekommen, um ihn mit Nutzen und Erfolg auszuführen. Wie viele Erleichterungen würde die afrikanische Armee hierin finden!" Man könnte mit Recht vielleicht das Beispiel der Ritter von Jerusalem entgegenhalten und vermuthen, daß jetzt, wie früher, die Liebthätigkeit in den Herzen der Hospitaliter jenen kriegerischen Hang, der mit uns geboren wird, jene Liebe zum Kampfe, die der menschlichen Natur anklebt, nicht ersticken würde. Man könnte befürchten, daß die neuen Brüder, ihrer Rolle der Selbstverläugnung müde, sich einfallen ließen, am Geruche des Pulvers ein Wohlgefallen zu finden und das anscheinend glänzendere Loos des Soldaten zu beneiden, welcher der Eingebung seines Herzens folgen, sich beim Donner der Kanone, sowie beim Anblicke des Schlachtgetümmels begeistern und in voller Freiheit seine Sinne der Berauschung des Kampfes hingeben kann. Gleichwohl darf man glauben, daß um dieser Vorliebe für Gefahren genug zu thun, um dieses durch Nichts zu unterdrückende Bedürfniß der Thätigkeit und des Ruhmes zu befriedigen, es hinreichend wäre, wenn man den Hospitalitern gestattete, die Gefahren des Heeres dadurch zu theilen, daß sie auf den Schlachtfeldern die Verwundeten zusammenrafften und den Militärchirurgen beistünden. Dann wäre ihre Rolle vollständig und erhaben. Uebrigens geziemt es mir nicht, nach dem Herzog von Ragusa weiter über diesen Gedanken zu sprechen, für den die Niederlassung der landbauenden Trappisten in Afrika einen Anfang der Ausführung zu bilden scheint. Nachdem man die so lange Spur verfolgt, welche die zugleich religiösen und militärischen Orden in der Geschichte gelassen, kann man nicht ohne tiefes Bedauern sehen, wie sie allmälig erlöschen und verschwinden, und man wird gewissermaßen gegen seinen Willen hingezogen, von ihrer Fortsetzung zu träumen;

möge mir also diese Abschweifung verziehen werden; ich kehre sofort zu meiner Aufgabe als Reisender zurück, von der ich mich zu lange entfernt habe.

Uebrigens habe ich von Malta beinahe Alles gesagt, was ich darüber sagen wollte, und ich würde hier innehalten, wenn ich nicht der Ansicht wäre, daß der Reisende eben sowohl über das, was er empfindet, als über das, was er beobachtet, Rechenschaft schuldig sei. Nun läßt der Aufenthalt auf Malta im Herzen einen ganz und gar außerordentlichen Eindruck. Man verweilt in der That auf der Insel der Ritter nur im Vorbeigehen, und weil es unmöglich ist, es anders zu machen, besucht man sie beim Beginn oder am Ende einer langen Wanderung. Malta stößt an Italien, und nur wenige Tagreisen trennen es von Frankreich; jenseits dehnt sich das Meer; es ist hier die letzte Pause, und sobald man über dieses Eiland hinaus ist, nimmt die Reise gewaltige Verhältnisse an. Darum verspürt man auch hier, wenn man in die Ferne ziehen will, die ganze Bangigkeit der Abreise am Lebhaftesten, darum empfindet man auch hier, wenn man sich der Heimath nähert, zum ersten Male die ganze Freude der Rückkehr. In dieser, wenn man so sagen darf, amphibienartigen Stadt verschmeckt man mit Neugierde beim Beginne der Reise die Erstlinge des orientalischen Lebens und findet daselbst mit Wonne bei der Rückkehr jene europäischen Bräuche wieder, deren man so überdrüssig war. Ich für meine Person verreiste auf lange Zeit, und stets werde ich des Kampfes gedenken, der während meines Aufenthaltes auf Malta in meinem Innern zwischen dem Verlangen nach dem Ungekannten und dem Schmerz der Entfernung, zwischen der Lust zu Reisen und der Liebe zur Heimath stattfand. Eines Tages insbesondere wurde dieser Zustand schmerzhaft; es war dieß am Vorabend unserer Abreise. An einem jener schönen Abende, die auf die heißen Tage folgen, begleiteten wir Grisar, der nach Italien zurückkehrte, an Bord des Mongibello. Die Nacht breitete sich sanft um uns aus. In

der Welt war Alles ruhig und harmonisch. Die Luft, das Licht, das Rauschen des Meeres war unendlich mild; ein laues Lüftchen kräuselte das Wasser; im Hafen gewahrte man nichts, als die dunkeln Schattenrisse der Kriegsschiffe; in der Ferne fuhr ein mit Musikern besetztes Boot vorüber, und die Abendluft trug uns etwas undeutlich den schwachen Refrain irgend einer lieben Romanze zu; ich sollte mich nun von diesem liebenswürdigen Gefährten trennen, den mich der Zufall hatte finden lassen; schon hörte ich den Dampf des Mongibello brausen und die Kette seines Ankers klirren; in wenigen Minuten ging er nach Italien und von da nach Frankreich ab. Mein Herz eilte ihm voraus. Die Erinnerung an die Meinigen umschwebte mich mild wie die Abendluft, wie der Sterne Klarheit, wie der Refrain der Romanze; es war einer jener seltenen Augenblicke, wo wir mit Allem, was uns umgibt, in unmittelbarem und wie magnetischem Rapporte stehen. Dann scheint die ganze Natur die Sprache unseres Herzens zu reden, sie drückt unsere Gedanken aus und wir glauben rings um uns ihr Murmeln zu hören. Der Orient dünkte mir in diesem Augenblicke so ferne, und die Heimath erschien mir so reizend, daß ich beinahe das Schiff vertauscht hätte. Doch hatte ich keine Zeit dazu; kaum war unser Gefährte an Bord, als ein Pfiff erschallte; die Räder schlugen das Wasser, machten die Wogen schäumen, und zwei Minuten später sah man Nichts, als eine Art schwarzer Wolke, die über die Fluthen sich hinzog, hörte man nur noch ein fernes Rauschen.

Am andern Tage reisten auch wir unserer Seits in entgegengesetzter Richtung ab, und Malta verschwand hinter uns wie ein Schatten. Die Gesellschaft an Bord des Rhamses war mehr zahlreich, als unterhaltend; von Frauen war nur eine sehr gelbe Spanierin und eine höchst fade französische Gouvernante da, der übrigens Jeder seine Huldigungen darbrachte. Zum Glücke war der Kommandant ein sehr geistreicher Mann, und seine Unter-

haltung entschädigte uns reichlich für die der Passagiere. Wir hatten überdieß schöne Sonne, hübschen Wind, und wir legten neun bis zehn Seemeilen in einer Stunde zurück. Während dieser Fahrt hatte ich, wie mir einfällt, Gelegenheit, zum ersten Male die Seekrankheit bei den Hühnern zu beobachten. Diese unglücklichen Thiere streckten ihre jämmerlichen Köpfe durch die Gitter ihrer Käfige heraus und zeigten hierbei melancholische Blicke. Diese armen Vögel, denen die Natur jene Fähigkeit, sich zu erbrechen, mit der sie den Menschen so freigebig bedacht, versagt hat, machten vergebliche Anstrengungen, öffneten ihre wie Scheeren klaffenden Schnäbel und erwarteten traurig den Augenblick, da der Koch ihren Leiden ein Ende machen würde. Am Abende des zweiten Tages setzte sich eine ermüdete Turteltaube auf unsern Masten nieder. Wir waren mehr als hundert Meilen von jedem Lande entfernt; woher kam sie? Dieß war das einzige Ereigniß auf unserer Reise. Des folgenden Tages stießen wir einen Schrei der Begeisterung aus, als wir am Horizonte die Berge des Peloponneses sich abzeichnen sahen, und im Verlaufe des Tages segelten wir um das Cap Matapan. Wir fuhren so nahe am Lande hin, daß wir die Hütte des Eremiten sehen konnten, den Herr von Lamartine berühmt gemacht. Was ich von diesem so gepriesenen Griechenlande sah, entsprach den Träumen meiner Einbildung nicht besonders. Der Himmel war blaß, mit Dünsten überladen; die Küste wüst, dürr und unfruchtbar. Steile Inseln erhoben sich zu unserer Rechten. Das war Cerigo (das alte Cythere), Milo, Antimilo. Um neun Uhr Abends erblickten wir den Leuchtthurm von Syra und bald darauf warf der Rhamses im Hafen Anker.

Es war spät, und wir mußten deshalb an Bord bleiben. Die Nacht war bewunderungswürdig. Beim Mondlicht betrachtete ich mit einem nicht zu beschreibenden Herzklopfen diese kleine, weiße und schweigsame Stadt, die sich pyramidenförmig vor uns em-

porthürmte. Das war endlich Griechenland! In der Nacht fuhr eine, von drei Griechen geführte Barke an Bord unseres Schiffes vorbei. Diesen Leuten, die ein langsames Lied in einem fremden Rythmus sangen, hörte ich mit Bewunderung zu. Am folgenden Tage endlich schiffte ich mich mit einer ganz jugendlichen Ungeduld aus.

Griechenland.

Die Insel Tinos.

Am Land erfuhr ich, daß das Packetboot, auf dem ich mich nach Athen zu begeben gedacht, aus Aegypten kam; es war somit in Quarantaine, und wenn ich einen Fuß an seinen Bord setzte, so war ich, wo nicht zur Pest, doch mindestens zu achttägiger Gefangenschaft verurtheilt. Ich mußte also eine bessere Gelegenheit abwarten.

Anfänglich kümmerte ich mich wenig um dieses Mißgeschick: Syra war, wie man mir sagte, sehr traurig; war denn aber Syra nicht schon Griechenland, und konnte ich dieses Land meiner Träume frühe genug sehen? Unglücklicher Weise hatte ich schon am Abend einen Haß auf diesen garstigen Felsen geworfen; zum ersten Male seit meiner Abreise war die Entzauberung eingetreten, und die Langweile folgte ihr nach. Mehrere Tage verstrichen langsam in vergeblichem Warten. Meine einzige Erholung war, mich unter mein Fenster zu setzen und das Meer zu betrachten, dieses so bewundernswerthe, so oft von den Dichtern besungene ägäische Meer. Das Auge in die Ferne verloren, brachte ich lange Stunden damit zu, die Inseln zu zählen, die wie Opale auf einem See von Gold, Blau und Licht, am Horizonte hervortraten. Es waren Serpho, Delos, Naxos, Mykone, Tinos,

Paros und Antiparos; diese harmonischen Namen, die ich unablässig wiederholte, erweckten in mir die Erinnerung an die Zeit, da ich sie aussprechen gelernt, und zurückgeführt in das Reich der Vergangenheit, verfolgte mein Gedanke neugierig die Verkettung der Umstände, in Folge deren ich, als junger Mann, in diesem glücklichen Archipel ankam, von dem mir meine Bücher in meiner Kindheit so viel gesprochen.

Eines Morgens befand ich mich wie gewöhnlich an meinem Observatorium, und meine Blicke suchten eine Wolke von rosigen Dünsten, die noch um die Insel Tinos schwebte, zu durchdringen. Bald unterschied ich, vermittelst eines herrlichen Fernrohrs — so sehr war die Luft durchsichtig — Gruppen von weißen Häusern, die in der Sonne wie kleine Diamanten funkelten. Es gibt, dachte ich, in diesem Winkel der Welt, den Niemand kennt, und dessen Name beinahe unbekannt ist, Leute, die ich gewiß nie gesehen hätte, wenn der Eurotas nicht in Quarantaine gelegen wäre. Ich war neugierig zu wissen, wer wohl diese Unbekannten seyen. Diese Neugierde ließ sich leicht befriedigen. Ich weckte meinen Reisegefährten; unser Wirth miethete uns eine Barke und bezahlte sie zum Voraus, um uns jeden Streit mit den griechischen Matrosen zu ersparen. Eine Stunde später fuhren wir zum Hafen von Syra hinaus.

Die griechischen Barken sind für die Fremden sehr entsetzlich. Außerordentlich lang und leicht, haben sie keinen Bord und schwimmen so zu sagen wasserpaß dahin. Die kleinsten Wogen würden diese Barken überschwemmen, wenn nicht die Matrosen eine Art kleiner Schanzverkleidung von Leinwand aufrichteten, welche die Sturzsee bricht und sie nur zur Hälfte hereinläßt. Zu größerer Sicherheit bringen sie ein Fockfegel, so groß wie das eines Kriegsschiffes, auf ihren Fahrzeugen an und errichten auf dem Bug einen kleinen Mast, den sie mit aller Leinwand, die sie besitzen, überladen. Beim geringsten Lufthauch legen sich diese schmalen

Barken plötzlich auf die Seite, treiben auf ihrer schwachen Schiffsverkleidung, und man sieht sich gerade über dem Meer aufgehängt. Doch die Griechen sind sehr gewandte Seeleute; das Segelwerk sinkt beim ersten Zeichen, und Unglücksfälle kommen, trotz der Häufigkeit der Windstöße nur selten vor. Wir hatten überdies nur fünf Meilen zu machen, und um nach Tinos zu kommen, sollten, wie unsere Matrosen sagten, zwei Stunden hinreichen. Es kam ganz anders. Kaum waren wir über die Inselchen, die Syra umgeben, hinausgekommen, als wir plötzlich einen Wind aus Nordost erhielten, der sehr heftig und beinahe entgegengesetzt war. Man mußte anfangen, lange Schläge zu machen. Wie immer, wurde der Wind stärker, so lange die Sonne emporstieg; das Meer schwoll allmälig auf, die Wogen wuchsen, krönten sich mit Schaum, schlugen sich brausend, und in diesem plötzlichen Sturmwinde durch ihr ungeheures Segelwerk getrieben, begnügte sich unsere Barke bald nicht mehr damit, mit entsetzlicher Schnelligkeit hinzuschießen, sondern begann, von einer Sturzsee auf die andere zu springen, wobei sie über alle diejenigen hüpfte, die nicht über sie hüpften. Vier Mann hatten Mühe, das Wasser auszuschöpfen, das sich jede Minute bei uns eindrängte. Zum Glück waren wir an das Meer gewöhnt. Um Mittag hatten wir noch nicht die Hälfte des Weges gemacht, und bald wurde unser Muth auf eine neue Probe gestellt. Daß wir Abends zuvor schlecht zu Nacht gespeist, war offenbar kein Grund, des Morgens nicht zu frühstücken, und auf die Gastfreundschaft gewisser Kapuziner von Tinos bauend, von der man uns gesprochen, waren wir nüchtern abgefahren. Die scharfe Luft des Meeres und die heftigen Stöße der Barke hatten uns diese Enthaltsamkeit sehr schmerzlich gemacht. Um drei Uhr war Tinos noch ferne, und zum ersten Male in meinem Leben begann ich wahrhaft Hunger zu leiden. Meine Neugierde verminderte sich sehr,

und meine Meinung ging dahin, nach Syra zurückzukehren. Aber wie sollte ich unsere Absicht den Matrosen erklären? Wir konnten kein Wort von ihrer Sprache aussprechen, nachdem wir so viele schöne Jahre auf ihre Erlernung verwandt hatten. Wir nahmen zur Geberdensprache unsere Zuflucht. Unglücklicher Weise waren unsere Kaïdschi bezahlt; sie waren aus Tinos und wollten nach Hause zurückkehren. Sie stellten sich, als ob sie uns nicht verständen. Wir schimpften auf italienisch, wir fluchten auf französisch; Alles umsonst. Wir mußten seufzend den Himmel betrachten und Geduld haben; aber es wurde von Stunde zu Stunde schlimmer.

Plötzlich kam mir ein Gedanke: unsere Leute hatten vielleicht Lebensmittel. Ich redete einen von ihnen an. Trotz des geringen Erfolges eines ersten Versuches nahm ich noch einmal zur Zeichensprache meine Zuflucht. Ich stellte mich dem Matrosen gegenüber und drückte ihm meine Leiden und meinen Wunsch durch eine sehr einfache Geberde aus, die darin bestund, daß ich den Zeigefinger meiner linken Hand in den ganz aufgesperrten Mund steckte. Der Grieche lächelte mit so verständiger Miene, daß ich vor Freude zitterte; er zog aus seiner Tasche eine große Papiertüte, nahm aus dieser eine Handvoll Tabak und stopfte damit eine lange Pfeife, mit der ich mich versehen, worauf er Feuer schlug und sie mir ganz brennend anbot. Mein Gefährte begann zu lachen und in Ermangelung von etwas Besserem entschloß ich mich, zu rauchen.

Gegen Abend ließ der Wind, obgleich noch immer entgegengesetzt, nach; das Meer legte sich; die Kaïdschi setzten ihre Ruder in Bereitschaft. Dann empfanden wir Beide, nunmehr beruhigter und kein so heftiges Schütteln mehr verspürend, jenes unüberwindliche Bedürfniß zu schlafen, das sich stets im Gefolge gewaltigen Hungers befindet. Ich legte mich in meinem Regenmantel im Hintertheil der Barke nieder und obgleich durch das Meer-

wasser, das die Eigenschaft hat, nie zu trocknen, bis auf die Haut durchnäßt, verfiel ich doch in einen schweren und aufgeregten Schlaf. In diesem Zustande behielt ich die Vorstellung des activen Lebens bei und ich hörte, wie ich mich erinnere, wider meinen Willen mit einer fieberhaften Ungeduld den Gesang einer unerträglichen Monotonie, den einer unserer Matrosen während des Ruderns hernäselte. Als ich erwachte, war ich vernichtet vor Mattigkeit. Die Sonne berührte den Horizont, und wir konnten die Bäume von Tinos unterscheiden. Gleichwohl lavirten wir noch drei sterbenslange Stunden hindurch Angesichts der Insel. Es war völlig Nacht, als ein letzter Schlag unsere Barke an den erbärmlichen Damm eines armen Dorfes brachte.

Wir schifften uns auf diesen kleinen verlassenen Hafendamm aus. Unsere Griechen nahmen unsere Säcke unter die Arme, unsere Pfeifen in die Hand, dann banden sie ihre Barke mit einem Tau an, strichen ihre Segel, und als dies geschehen war, ging Jeder von ihnen, ohne sich weiter um uns zu bekümmern, pfeifend seines Weges. Nachdem der Hall ihrer Schritte sich in der Nacht verloren, befanden wir uns allein, schwankend vor Schwäche und klappernd vor Kälte in unseren durchnäßten Kleidern. Alle Häuser des Dorfes waren geschlossen; man sah kein Licht und hörte nur einige Hunde in der Ferne bellen. Bestürzt, wie wir Beide waren und nicht wissend, was in diesem unbekannten Lande aus uns werden sollte, betrachteten wir uns schweigend und uns nur mit dem Auge befragend. Dann setzten wir uns mit einem gemeinsamen Entschluß in Marsch und folgten auf gut Glück einer der kleinen Straßen des Dorfes.

Wir hatten nur eine einzige Hoffnung. Ich wußte, daß es in Tinos einen Griechen gab, der den Titel eines Agent consulaire von Frankreich trug. Aber wo wohnte er? An wen sollten wir uns wenden und auf welche Weise uns verständlich ma-

chen? Immer fortlaufend und immer unruhiger werdend, waren wir am Ende der kleinen Straße angelangt, ohne einem menschlichen Wesen begegnet zu seyn. Mein Muth verließ mich. Das nun war keine sehr reizende Aussicht, die Nacht auf dem Pflaster liegend und der Kälte ausgesetzt, nach vierundzwanzigstündigem Fasten und in einem Lande, wo fürchterliche Fieber die mindeste Unvorsichtigkeit des Reisenden bestrafen, im Freien zubringen zu müssen. Gleichwohl wollte ich mich eben darein fügen, als ein kaum bemerkbarer Lichtstrahl, der durch den Spalt eines Ladens drang, meinen Blick auf sich zog. Ich eilte, mein Auge an dieses Fenster zu halten, und überzeugte mich, daß im Innern des Hauses Licht war. Nun stieß ich ohne weitere Umstände an die Thüre; sie gab nach, und wir standen einem, in europäischer Tracht gekleideten Manne gegenüber. Er las vor einem kleinen Tische, und als der arme Teufel uns so ungestüm eintreten sah, erhob er sich mit sehr erschrockener Miene.

„Signore, parlato italiano?" fragte ich, und als er bejahend antwortete, glaubten wir uns gerettet.

„Wir sind keine Räuber, mein Herr," fuhr ich fort, „sondern arme französische Reisende und in einer, in der That mißlichen Lage. Gibt es eine Herberge in der Nähe?"

„Nein, mein Herr."

„Aber man wird uns doch ohne Zweifel im Kapuzinerkloster aufnehmen?"

„Das Kloster ist geschlossen, der Superior ist abwesend und der Bruder krank."

„Aber die Franzosen haben hier einen Agenten?" begann ich von Neuem.

„Ja, mein Herr, Il Signor Spadaro."

„Haben Sie die Gefälligkeit, uns zu ihm führen zu lassen."

Der Mann, mit dem ich sprach, hatte sich allmälig beruhigt. Er rief einen kleinen Griechen mit rothem Käppchen her-

bei, der in einer Ecke schlief, belud ihn mit unsern Säcken und hieß uns sodann, indem er uns nochmals mit Erstaunen ansah, ihm folgen. Nachdem wir mehrere kleine Straßen durchwandert, kamen wir vor einer großen weißen Mauer an; eine Treppe, die wir hinaufstiegen, führte uns auf eine, ganz mit Blumen bedeckte Terrasse. Eine Thüre stund offen; auf der Schwelle befanden sich ein kleiner Greis mit einem runden Hute und eine Matrone von vierzig Jahren, die über die Brust eine Weste und auf dem Kopfe eine Art Turban trug, gebildet aus den langen Flechten ihrer Haare. Das war die Herrschaft vom Hause, und diese Leutchen waren auf das Geräusch unserer Schritte herausgekommen. Die Ankunft zweier, in große Mäntel gehüllter Fremden um diese nächtliche Stunde war ein beinahe wunderbares Ereigniß auf dieser kleinen, von der Welt vergessenen Insel. Die Mütze in der Hand trat ich vor.

„Sta qui il Signor Spadaro?“ Der kleine Greis verneigte sich, während er uns betrachtete

„Favoriscano,“ antwortete die Dame mit Anmuth.

Wir traten in ein großes Zimmer mit ganz weißen Wänden, das mit mehreren kleinen Spiegeln in schwarzen Rahmen verziert und durch zwei kupferne Leuchter erhellt war, die statt Kerzen zwei, mit Oel gefüllte Glaskugeln trugen. Das ist die gebräuchlichste Beleuchtungsart in Griechenland. Man lud uns ein, auf einem langen, mit grüner Kattunleinwand bedeckten Divan Platz zu nehmen. Im ersten Augenblicke ließen wir die Blicke neugierig ringsumher schweifen; wir hatten unsere Mäntel abgelegt, und der Herr sowie die Herrin des Hauses betrachteten uns mit einigem Erstaunen. Der kleine Grieche kam herein und legte unsere beiden Säcke mitten im Zimmer nieder, auf diese Weise den Eingang meiner Rede vorbereitend. Ich sagte Herrn Spadaro, wer wir seyen, und stellte ihm die verdrießliche Lage vor, in welcher wir uns befanden, worauf ich ihn heuchle-

risch fragte, ob das Kloster sehr fern sey, und wo wir für die Nacht eine Zuflucht finden könnten. Er antwortete mir, daß das Kloster geschlossen sey, daß es auf der Insel keine Locanda gebe, daß hingegen er uns bitte, die Gastfreundschaft anzunehmen, die er, als unser Agent, uns anzubieten sich glücklich schätze. Wie man sich denken kann, nahmen wir die Einladung von Herzen gerne an. Unser Gastwirth und seine Frau wechselten einige Worte mit leiser Stimme. Die Matrone, die in ihrem Favoriscano das einzige, ihr bekannte italienische Wort ausgesprochen, verließ uns; Herr Spadaro nahm an unserer Seite Platz. Sofort trat eine Bewegung im Hause ein. Ich begann zu finden, daß in der Scene, die wir vor Augen hatten, viel Unvorhergesehenes liege, sowie, daß sie reich an örtlicher Farbe sey, und ich dachte an Telemach, wie er bei Nestor oder bei Menelaos ankam; unsern Empfang zu demselben zu machen, fehlte es nur an jungen Mädchen mit braunen Haaren, die uns in's Bad geführt und mit den feinsten Kleidern angethan hätten.

Plötzlich öffnete sich eine Thüre, und eine reizende Griechin trat ein; sie begrüßte uns voll Anmuth und nahm uns gegenüber Platz Ich rieb mir die Augen, die verschiedenen Ereignisse dieses Abends zogen nochmals an mir vorüber, und ich fragte mich, ob ich wirklich wache. Maria Spadaro — denn es war die Tochter unseres Gastwirthes — mochte sechzehn Jahre zählen. Ihre Taille war geschmeidig und schlank; ihre schönen kastanienbraunen Haare umgaben, in lange Zöpfe geflochten und in einen rothen Shawl gerollt, ihr Haupt, und mein Blick, der anfänglich von diesem neuen Kopfputz angezogen wurde, heftete sich mit Entzücken auf die Züge des jungen Mädchens. Ihr Profil hatte die ganze Reinheit der griechischen Linien; ihre langen, klaren, feuchten Augen waren mit langen, schwarzen Wimpern besetzt, und so verhüllt verbreitete der südliche Glanz ihrer Blicke Leben über ihr ganzes Gesicht, ohne ihm Etwas von seiner herrlichen Offenheit

zu rauben. Der freundliche Leser füge hierzu einen blendenden Teint, lächelnde Rosenlippen, Zähne von höchster Weiße und Anmuth, setze sich sodann an die Stelle von zwei erschöpften Reisenden, die unvorhergesehen des Nachts in ein kleines Haus gerathen sind, auf einer Insel, die kein Fremder besucht, und er hat einen Begriff von der Erscheinung, die sich uns darbot, und dem Entzücken, das sie uns verursachte. Mit einer, eben sowohl von linkischem als von affectirtem Wesen entfernten Bescheidenheit hieß uns die Tochter von Tinos, nicht ohne einige Schwierigkeit, in französischer Sprache willkommen im Hause ihres Vaters, das sie uns im Namen ihrer ganzen Familie bat, als das unsrige zu betrachten. Franzosen empfangen, sagte sie uns, sey ein Glück für die Bewohner Griechenlands, und wenn die Ihrigen Etwas betrübe, so sey es, daß sie uns nicht so gut aufnehmen könnten, als sie wünschten. Es kommt, wie man sagt, mehr darauf an, wie man gibt, als was man gibt; und man könnte hinzufügen, daß es mehr darauf ankomme, wie man spricht, als was man spricht. Alles an diesem jungen Mädchen war verführerisch; der so reine Klang ihrer Stimme, ihre Haltung, ihr malerischer Anzug und sogar die Verlegenheit, die sie dabei, daß sie unsere Sprache redete, empfand und über die sie selbst erröthend lächelte. Ich konnte mich nicht genug verwundern, wie Maria Spadaro, die doch nie über ihre Insel hinausgekommen, ganz von Natur jene Anmuth, die von Frauen, die sie nicht von Natur besitzen, so gesucht ist, und jene reizende Leichtigkeit sich erworben habe, die so ferne von steifem Zwang bleibt, der in gewissen Theilen der Welt die jungen Leute, selbst die sorgsamst erzogenen, zu oft lächerlich macht. Drei jüngere Schwestern, hübsch wie die ältere, traten nach einander ein und auf sie folgte ein ganz kleiner Knabe, der drolligste und halsstarrigste Junge von der Welt, der trotz der Vorstellungen seines Vaters durchaus auf unsern Schooß springen wollte.

Nie in meinem Leben habe ich etwas Anmuthigeres gesehen als diese Familie, die im Kreise um uns saß. Uebrigens ging das Gespräch mit unserem Wirthe fort; zu unserer Seite sitzend, behandelte er uns wie alte Bekannte, befragte uns um Neuigkeiten aus Frankreich, um die Einzelnheiten unserer Reise, über unsere Absichten und über uns selbst. Auf diese verschiedenen Fragen gab ich, trotz meines guten Willens, nur einsylbige Antworten; ich hatte eine fixe Idee, von der ich mich nicht losmachen konnte; endlich erklärte ich, jede redneriſche Umschreibung bei Seite setzend, dem französischen Consul, daß ich vor Hunger sterbe. Herr Spadaro brach in ein Gelächter aus und sagte mir, daß man uns Etwas zu essen bereite. In der That öffnete sich die Thüre, die so viele hübsche Erscheinungen eingelassen hatte, von Neuem. Eine Magd erschien, die einen Präsentirteller trug. Die schöne Maria erhob sich, nahm den Präsentirteller, der von getriebenem Silber, von einer, mit der Einfachheit des Hauses außer Verhältniß stehenden Pracht war, und bot ihn uns dar. Ich warf einen bestürzten Blick auf das junge Mädchen — es waren zwei Gläser Limonade. Plötzlich dachte ich an die ausnehmende Nüchternheit der Morgenländer und ich fragte mich besorgt: Sollte das etwa das Essen seyn, das man uns bereitet hat? Ich leerte mein Glas Limonade mit aller Resignation, deren ich fähig war. Doch bald wurde ich von meinen Befürchtungen befreit. Madame Spadaro trat wieder ein; ihre Töchter zeigten sich geschäftig; die älteste empfing aus den Händen der Magd einen kleinen Tisch, den sie vor uns aufstellte, eine andere brachte Tischzeug und die dritte Teller. Während dieser Zurüstungen sowie die Mahlzeit hindurch bemerkte ich, daß uns die Domestiken nie unmittelbar bedienten, sondern nur deshalb da zu seyn schienen, um ihren jungen Gebieterinnen den Dienst zu erleichtern. Jede von ihnen ersah unsere kleinsten Wünsche, eilte weg, gab Befehle und stellte sich sofort wieder um uns auf. Wie verschieden war diese Auf-

nahme von der, die wir in civilisirteren Ländern gefunden haben würden! Was uns diese armen Griechen bezeigten, war nicht blos Höflichkeit, sondern beinahe Liebe. Kaum wissend, wer wir waren, behandelten sie uns als Brüder, aus dem einzigen Grunde, weil wir fremd waren und ihrer bedurften. Ich übersetzte meine Gedanken und drückte sie in meinem besten Italienisch aus, während wir mit einer Gier, die unsern Wirthen große Freude machte, das verschlangen, was sie uns vorgesetzt hatten. Das Essen bestund aus mehreren Arten Reiskuchen; dann kamen gebratene Tauben; Datteln, trockene Feigen und Orangen endeten nebst einer Flasche Samoswein diese Mahlzeit, die uns neu belebte. Der Tisch wurde sofort in eine Ecke des Gemaches gestellt, und wir ließen uns wieder auf dem Divan nieder.

Die schöne Griechin mit dem rothen Turban hatte unsere Pfeifen bemerkt und brachte sie uns nun. Die eine ihrer Schwestern überreichte uns eine Kohle zum Anzünden und eine silberne Zange. Dann kam der Kaffee. Er wurde uns auf dem Präsentirteller, in kleinen Tassen von blauem Porzellan angeboten, die ihrerseits in silbernen, zierlich gearbeiteten Näpfchen staken. In Griechenland wie in der Türkei, erstaunt der Fremde oft im Schooße der ärmsten Familien über das Gewählte, das er an allen, zu seinem Gebrauche bestimmten Gegenständen bemerkt; man legt eine gewisse Koketterie darein, ihn zu bedienen, und diese guten Leute schränken sich in ihrer eigenen Behaglichkeit ein, um das Wohlbehagen ihres Gastes zu erhöhen. Der Kaffee, nach türkischer Manier gemacht, dick und schäumend, war köstlich; die ganze Familie trank mit uns. Mit dem Vater plaudernd, rauchten wir einen Augenblick, als Maria einer ihrer Schwestern ein Zeichen gab, worauf beide über die Terrasse gingen. Sie ließen die Thüre offen. Die Nacht war draußen herrlich; ein Strahl der milden und lebhaften Helle erstreckte sich bis in den Saal und machte die Lampen erbleichen; ein frischer Luftzug drang plötzlich

ein, jagte den Rauch unserer Pfeifen und trug uns, inmitten des, durch die Spiele des kleinen Jungen verursachten Geräusches das ferne Murmeln des Meeres zu. Meine Blicke, die noch die jungen Mädchen verfolgten, blieben, als diese verschwunden waren, auf ein Stück von jenem Himmel Griechenlands geheftet, der so hell, so ruhig während der schönen Nächte, so leuchtend, so mit Diamanten besetzt ist und der in keinem Lande seines gleichen hat. Die schönen Augen der jungen Griechin, vielleicht auch der Samoswein, hatten meine Einbildungskraft aufgeweckt; ich konnte mich eines Schauers nicht erwehren, als ich die beiden Schwestern, munter, ihre weißen Zähne zeigend, und jede einen dicken Strauß von rothen Nelken in der Hand, auf der Schwelle, vor dem strahlenden Grunde des Himmels, wieder erscheinen sah. Sie traten auf uns zu und boten uns ihre Blumen an. In all' ihren Bewegungen lag eine bezaubernde Anmuth, Artigkeit und Natürlichkeit. Aber Maria insbesondere zog meine Blicke auf sich. Auf ihrem so reinen, schönen Angesichte, in ihrem langen, vor Unschuld anbetungswürdigen Auge las man eine nicht zu bezeichnende milde Poesie. Als ich sie ansah, dachte ich an jene Frauengestalten mit der Engelsstirne, die einem Herzen von sechzehn Jahren vorschweben und sich über unsere ersten Träume neigen. Ach, Ihr jungen Mädchen, sagte ich leise zu mir, Ihr seyd selbst frischere Blumen als die, so Euere Hände pflegen! Jeder Gedanke von Galanterie und gemeiner Danksagung blieb mir ferne; eine Blume aus dem Strauße nehmend, sagte ich zu Maria, daß ich diese mit nach Frankreich bringen werde, und daß sie in meiner Familie zum Andenken an sie und ihre Insel, wo man uns so gut aufnahm, aufbewahrt werden solle. Maria übersetzte ihren Eltern alsbald, was ich ihr so eben gesagt.

Die Nacht rückte indessen vor, und ich gewahrte, daß irgend Etwas unsern Wirthen Verlegenheit bereitete; sie hielten mit leiser Stimme Besprechungen. Die jungen Mädchen sahen ihre

Mutter an, und Madame Spadaro befragte ihren Gemahl. Da ich in dieser Verhandlung, die mir ganz unverständlich war, deren Gegenstand jedoch, wie ich ahnte, wir bildeten, einschreiten zu müssen glaubte, so erklärte ich ihnen, daß wir in Nichts lästig seyn wollten, und daß der Gedanke, ihnen auch nur die mindeste Verlegenheit zu bereiten, die Freude stören würde, die wir bei unserm Verweilen in ihrer Mitte empfänden. Wenn das, woran es ihnen fehle, Betten seyen, so möchten sie sich nicht darum bekümmern, denn wir seyen abgehärtete Reisende, gewöhnt auf dem Fußboden sehr gut zu schlafen. Nun gestund mir Herr Spadaro, daß in der That ihre Verlegenheit groß sey; sie waren genöthigt, uns beiden in dasselbe Zimmer zu betten, und er bat uns deßhalb tausendmal um Verzeihung.

„Che volete," sagte er zu uns, „che volete, carissimi signori, il cuore grande, ma la casa è piccola e tengo molta famiglia."

Man führte uns in unser Gemach, welches das Zimmer des Herrn und der Frau vom Hause war. Die Töchter zündeten zwei Lampen an, fragten uns, ob uns Nichts fehle, und die ganze Familie wünschte uns beim Abschied eine gute Nacht. Ich bekam das Brautbett der Madame Spadaro, ein großes gothisches Bett, dessen gewundene Stollen und geschnitzte Bretter von Olivenholz die Bewunderung eines minder ermüdeten Alterthumsforschers erregt hätten. Jenen Abend schenkte ich diesen eigenthümlichen Verzierungen nur sehr wenig Aufmerksamkeit; aber später, während ich noch im Archipel umher reiste, hatte ich mehr als einmal Gelegenheit, mich beim Anblicke mehrerer Meubles aus derselben Zeit zu ärgern, die durch ihr Gewicht dazu verdammt sind, ewig in Griechenland zu bleiben, und deren ausgesuchte Schnitzarbeiten die ungekannten Meisterwerke unbekannter Künstler waren. Allen Reisenden, die nach Patmos gehen, empfehle ich insbesondere eine Truhe und einen Anrichttisch, die vergessen auf

einem Speicher des Johanneskloſters ſtehen. Im Gebiete dieſer Kunſt habe ich nichts ſo wunderbar Geſchnitztes, nichts ſo zart Vollendetes geſehen. Woher kommen dieſe Meubles? Ich weiß es nicht. In Paris würden ſie das Kabinet des ſcrupuloſeſten Liebhabers verherrlichen; in Griechenland werden ſie dazu benützt, Zwiebel aufzubewahren.

Ein munterer Sonnenſtrahl, der gerade auf meine Augen fiel, erweckte mich am folgenden Tage. Erſtaunt ſchaute ich rings um mich. Wo war ich? Wie es nach einem tiefen Schlafe oft geſchieht, hatte ich das Bewußtſein des Ortes, an dem ich mich befand, völlig verloren; die Erinnerungen des vorigen Abends kehrten mir allmälig wieder. Ich erhob mich haſtig, da ich Eile hatte, unſere neuen Freunde am hellen Tage wieder zu ſehen. Während ich mich ankleidete, öffnete Jemand ſachte die Thüre. Es war Signora Spadaro; ſie lauerte auf unſer Erwachen, um den Kaffee zu bereiten, den ſie uns ſofort brachte. Die junge Familie war noch friſcher und anmuthiger als Abends zuvor. Maria mit ihren feuchten Augen hatte eine weißrothe Geſichtsfarbe. Sie trug noch immer ihre langen Zöpfe, die unſere Complimente ſo wohl verdient hatten, ſowie ihren rothen Shawl. Die gute Mutter trug ein perlgraues, mit einer kleinen Goldſtickerei geſäumtes Mieder. Signor Spadaro ſelbſt hatte einen ſchönen blauen Ueberrock und eine gelbe Weſte angethan, die ohne Zweifel nur die Sonne der Sonntage geſehen hatte. Er drückte uns die Hand, und Jedes beeilte ſich, uns nach Neuigkeiten zu fragen. Da wir am Abend den Wunſch ausgeſprochen, die Inſel zu beſichtigen, ſo war Alles zu unſerm Ausfluge bereit, und drei Maulthiere harrten unſer. Unſer Wirth entſchuldigte ſich darüber, daß ſein Alter und ſeine rheumatiſchen Leiden ihm nicht geſtatteten, mit uns zu gehen, und ſtellte uns einen ſeiner Verwandten vor, der jünger an Jahren, obgleich ſchon gebeugt, es übernahm, uns zu begleiten; Teppiche wurden auf den Rücken unſerer

Saumthiere gelegt, und wir zogen ab, mit dem Versprechen, bis zum Mittagessen wieder zurück zu seyn.

Sieben Uhr schlug es auf der hölzernen Uhr unseres Wirthes, als wir uns in Marsch setzten, gefolgt von einem Diener, der trotz der unmäßigen Weite seiner Beinkleider von grüner Leinwand, wie sie alle Seeleute der Insel tragen, rasch einherlief. Unser Führer ging voraus, und ich konnte nicht umhin, beim Anblicke seines sonderbaren Anzuges zu seufzen. Wie anderwärts, verschwindet auch in Griechenland jede Originalität, die Nationaltracht wird dort immer seltener, und unser ungefälliges System breitet sich daselbst aus. In Athen versucht König Otto umsonst, gegen das Eindringen des Kastorhutes und der Steghosen dadurch anzukämpfen, daß er beständig das rothe Fes und die albanesische Fustanella trägt; sein Beispiel wird nicht befolgt, und man versichert sogar ganz im Gegentheil, daß der König dadurch, daß er diese Tracht wählte, nicht wenig dazu beigetragen habe, seine Unterthanen zu deren Aufgebung zu veranlassen. Trotz all' ihrer Jugend, ihrer bezaubernden Anmuth und ihrer außerordentlichen Schönheit hat die Königin eben so wenig den goldgestickten Taktikos und die Tunica von Smyrna an ihrem Hofe zu halten vermocht. Die Moden von Mademoiselle Beaudrant herrschen dort unumschränkt, und die Königin selbst hat sich, nachdem sie lange widerstanden, ihnen unterwerfen müssen. Nur bei festlichen Veranlassungen sieht man einige dieser, so reichen und so eleganten Anzüge wieder auftauchen. Die Uniformen der Truppen, deren Haltung übrigens bemerkenswerth ist, sind nach der Münchner Ordonnanz geschnitten. Ein einziges Regiment — und das ist prachtvoll — hat die Kamasche und die Palikarenweste mit den Farben Griechenlands beibehalten. Doch hat der baierische Geschmack auf diese himmelblaue, silbergestickte Weste, deren Anmuth in ihrer Leichtigkeit liegt, ein breites rothes Collet, mit Haken und Tressen, propfen zu müssen geglaubt, das möglichst lächerlich

aussieht und während der großen Hitze für den Soldaten höchst unbequem ist. Auf den Inseln, selbst auf den entlegensten, hat Alles, was zur wohlhabenden Klasse gehört, die Mode des Festlandes angenommen. Ohne Zweifel um uns Ehre zu machen, trug unser Führer ein kornblaues, mit Metallknöpfen, in der Breite von Opferschaalen, besetztes Kleid; seine lilafarbigen Hosen, die einer zu starken Dehnung Preis gegeben waren, hatten jede Fessel gebrochen und gingen bei jeder Bewegung des Maulthieres hinauf, wobei sie immer mehr und mehr zwei lange, in schinirten Strümpfen steckende und in zwei Tanzschuhe mit Schleifen auslaufende Beine zeigten. Mit einem hellglänzenden Hute bedeckt, strebte das Haupt des Verwandten von Herrn Spadaro hoch und steif über eine Cravatte von zweifelhafter Farbe empor, während es zugleich in einen jener riesenhaften Hemdkrägen eingeengt war, die man sogar den Specereihändlern der Rue Saint Denis so schwer verzeiht, und die man in einem Lande, wo Alcibiades lebte, nicht wieder finden möchte. Die beiden spitzigen Punkte dieses Folterwerkzeuges erhoben sich stolz, bedrohten die Augen des armen Mannes bei jeder Wendung seines Kopfes, schnitten ihm in die Backen und preßten sein ehrbares Gesicht abscheulich zusammen. Dieß, oder beinahe dieß, ist der gegenwärtige Anzug eines Stutzers auf den Cykladen.

Wir folgten einem steilen und steinigten Wege, der sich in gerader Linie nach einem ziemlich hohen Berge, dem höchsten Punkte der Insel, hinzieht, den die Ruinen eines festen Schlosses aus dem Mittelalter krönen. Nachdem wir auf eine gewisse Höhe gelangt, hatten wir mit einem sehr heftigen Winde zu kämpfen, gegen welchen uns die brusthohen Mauern, die sich am Wege hinzogen, nur schwach schützten. Diese Nordostwinde, welche regelmäßig den ganzen Sommer hindurch wehen, machen die Inseln gesund, indem sie die gefährlichen Ausdünstungen verjagen, und es ist zu bemerken, daß, sobald sie aufhören, die Fieber beginnen;

aber man muß auch zum großen Theile der Heftigkeit dieser Winde die Unfruchtbarkeit der Cykladen zuschreiben. Tinos ist eine der grünsten; es ist mit Beharrlichkeit, der Natur zum Trotz, beinahe ganz angebaut. In Ermangelung von Erde bebaut man dort die Steine, und wir konnten sehen, daß Felder mit Korn oder geringer Gerste, sowie eine ziemlich große Anzahl von Feigenbäumen die Arbeit der Bewohner lohnten. An diesem Tage hielten sie gerade Ernte. Die armen Griechen, die mühsam das verkrüppelte Stroh schneiden, welches auf ihren, mit Mauern umgebenen kleinen Feldern wächst, erweckten in uns eine wehmüthige Erinnerung an unsere, so belebten und freudigen Ernten in Frankreich. Da nach Verfluß einer Stunde der Pfad für unsere Saumthiere ungangbar geworden war, so übergaben wir dieselben dem griechischen Domestiken, und nachdem wir unsern Weg zu Fuß fortgesetzt, gelangten wir in ein, ganz und gar verlassenes und in Trümmer zerfallendes Dorf. Nichts Traurigeres, als diese geschlossenen Häuser, deren Eigenthümer todt sind, und die, früher voll Bewegung, jetzt nur noch das Geräusch der Steine hören, die der Wind oder die Zeit von ihren Mauern losmachen. Ueber der Thüre von einem dieser Häuser bemerkte ich eine Marmorplatte mit einem gemalten Wappenschild. Ohne Zweifel war es von dem Nachkommen irgend eines venetianischen Großen bewohnt gewesen, aber heutzutage, obgleich anscheinend weniger ärmlich als die andern, ist es gleichmäßig verlassen und schweigsam. Ich weiß nicht, ob ich allein so denke, aber die Ueberreste eines kleinen vereinzelten Thurmes, die Trümmer eines ärmlichen unbekannten Lehens sprechen lebhafter zu meiner Seele, als die größten und berühmtesten Ruinen. Die Denkmale des Alterthums, welche die Welt bewundert, haben ihre Chronik; die Geschichte in der Hand, kann man sie bis zu einem gewissen Punkte im Geiste wieder aufbauen, sie von Neuem beleben, die Personen, die sie bewohnten, wieder dahin versetzen, die Scenen, deren Schauplatz sie waren, sich vor-

stellen, während bei den ärmlichen Trümmern, auf die wir da und dort stoßen, alles Ungewißheit und Dunkel ist. Nichts spricht von ihrem früheren Leben. Der Name ihrer Bewohner ist seit lange vergessen, und man kann nicht umhin, jenen Wesen, die keine Spur zurückgelassen, jenen unbekannten Verbindungen, die in's Nichts zurückgesunken, und jenen Steinen, die unter den Füßen weggleiten und dem Reisenden vorhersagen, was aus seinem väterlichen Hause und aus ihm werden wird, einen Seufzer zu weihen.

Dieses Haus, das noch den Wappenschild seiner früheren Herren führte, fiel mir mehr als alle übrigen auf, und ich glaube es noch heute zu sehen. Ich bildete mir ein, diese verfallenen Mauern seyen Zeugen eines zarten Verhältnisses gewesen, dessen Andenken Niemand aufbewahrte. In Folge eines sonderbaren Ideenganges dachte ich, während ich von dem jungen Mädchen dieses ungekannten Verhältnisses träumte, an Maria Spadaro, deren Züge ich der ersteren lieh, und an die Heldin des Bernardin de Saint Pierre, deren Geschichte ich ihr zuschrieb. Ich erinnerte mich an jene Trümmer, neben welchen der Dichter von Isle de France eines Tages saß, und an jenen Greis, der ihm vor den verfallenen Hütten seiner alten Freunde jene, zugleich wehmüthige und liebliche Dichtung vortrug, die man Paul et Virginie nennt.

Jenseits des Dorfes wird der Weg so steil, daß wir uns, um empor zu klettern, unserer Hände bedienen mußten. Wir kamen bei den Ruinen des Schlosses an. Diese, in einen dichten und kalten Nebel eingehüllten Trümmer erschienen mir keineswegs interessant; doch knüpft sich eine wichtige Erinnerung daran.

Seit dem Jahre 1207 war Tinos im Besitze der Republik Venedig, als im Jahre 1714 die Türken, so oft geschlagen, von Neuem Muth faßten und ein Heer nach Griechenland sandten. Die Flotte durchkreuzte den Archipel und warf vor Tinos Anker. Die Lage dieser Insel machte sie zu einem sehr wichtigen Posten. Tinos war wohlbefestigt, und die Venetianer hätten sich

hier, trotz häufiger Angriffe, den ganzen kandischen Krieg hindurch halten können. Zum Unglück war die Vertheidigung der Veste damals dem Oberaufseher Bernardo Balbi, einem muthlosen und unentschlossenen Manne, anvertraut. Er erschrack bei der Erscheinung der türkischen Schiffe und ergab sich, trotz der Bitten und Thränen der Bewohner, die mit lauter Stimme sich zu vertheidigen verlangten, auf die erste Aufforderung. Man gestattete ihm, sich mit seiner Besatzung einzuschiffen, und als er zu Venedig ankam, wurde er zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Das war wohl eine gerechte Strafe für seine Feigheit, aber die Republik verlor nichtsdestoweniger eine wichtige Insel, und die unglücklichen Tinier wurden der ganzen Strenge ihrer neuen Herren Preis gegeben, die mehr als zweihundert Familien nach der afrikanischen Küste deportirten. Die siegesstolzen Türken wandten sich nach Morea, und ihr Marsch war eine Reihe von Triumphen. In wenigen Monaten eroberten sie, beinahe ohne Schwertstreich, nach einander Korinth, Argos, Napoli di Romania, Modon, kurz den ganzen Peloponnes und die meisten Inseln. Wie sehr waren die Venetianer in fünfzig Jahren entartet! Wie soll man in diesen Heeren, die den Feind sogar nicht zu erwarten wagen, die berühmten Vertheidiger Kandia's und die kühnen Seeleute erkennen, die so oft die ottomanischen Flotten vernichtet! Die Uebergabe der Vestung Tinos durch Bernardo Balbi ist das letzte Blatt in der Geschichte der Trümmer, die wir vor Augen hatten.

Unser Cicerone versicherte uns, daß bei klarem Wetter die Aussicht von hier aus bewunderungswürdig sey und beinahe den ganzen Archipel umfasse; da man jedoch für den Augenblick kaum zwei Schritte weit sah, und da überdies die Kälte immer empfindlicher wurde, so war ich der Ansicht, schleunigst wieder umzukehren. Um seinen Weg wieder aufzufinden, suchte unser Begleiter die Spur unserer Tritte auf dem Boden, und obschon sein sichel-

förmig gekrümmter Rücken ihm dieses Verfahren wesentlich erleichterte, führte er uns dennoch irre. In unserer Eigenschaft als Bergbewohner hielten wir uns für verpflichtet, unsern Führer zu führen; er folgte uns zwar mit Bedauern, aber wir fanden uns eben doch bald wieder in unserem verlassenen Weiler ein.

Nun erst sagte uns der Verwandte des Herrn Spadaro, daß in diesen Ruinen ein alter Eremit lebe. Neugierig wie wir waren, einen Mann zu sehen, dem eine derartige Einsamkeit kein Entsetzen einzuflößen vermochte, baten wir unsern Cicerone, uns nach seinem Asyle zu geleiten. Er führte uns vor ein langes Gebäude, das wie ein Kloster aussah und wie alle Häuser des Dorfes verfallen war. Das Dach fiel in Trümmer. Gras wuchs auf der Schwelle, und Nichts kündete den Durchgang eines menschlichen Wesens an. Ein schlechter Laden hing halb losgerissen an einer der Oeffnungen. Der Wind schlug ihn von Zeit zu Zeit zu und verführte, auf seinen Angeln sich drehend, ein widerliches Geschrei. Wir klopften, aber Niemand antwortete. Da öffnete unser Führer eine anstoßende Thüre und ließ uns in eine ärmliche, aber reinliche und bei ihrem Elend mit außerordentlicher Sorgfalt erhaltene Kapelle treten. Er klopfte an einer Seitenthüre, und dießmal ließen sich alsbald Tritte hören; eine Stimme fragte auf griechisch, wer wir seyen. Nachdem der Cicerone seinen Namen genannt, öffnete sich die Thüre. Wir sahen einen noch rüstigen Greis, der auf einige, mit leiser Stimme gesprochene empfehlende Worte, uns sehr anmuthig grüßte und uns einzutreten bat. Nachdem uns der Eremit, der italienisch sprach, durch einen langen Gang geleitet, führte er uns in seine Zelle. Sie war überaus ärmlich: das Mobiliar bestund in einem schlechten Tisch und zwei hölzernen wackelnden Bänken, auf die wir uns setzten. Während ich dem Einsiedler den unschuldigen Beweggrund unseres Besuches auseinander setzte, betrachtete ich ihn mit Neugierde. Es war ein Mann von etwa sechzig Jahren;

er trug keinen Bart, und sein Gesicht war schön und ausgezeichnet. Seine breite, kaum mit wenigen weißen Haaren umgebene Stirne war gelb und glatt wie altes Elfenbein. Sein Leibrock von schwarzer Sarsche, wie ihn unsere katholischen Priester tragen, war höchst reinlich. Allmälig knüpfte sich das Gespräch an, und der Eremit sagte mir, daß er ein Pole sey und seit fünfzehn Jahren — und zwar ganz allein — in diesem alten Kloster wohne. Ein Knabe kam jeden Morgen, um ihm bei der Messe zu dienen und ihm die Lebensmittel für den Tag zu bringen: diese waren gewöhnlich Brod, und bisweilen ein wenig Reis; diese mäßige Kost verhinderte ihn übrigens, wie er uns, auf seine breite Brust schlagend, sagte, keineswegs, sich ausgezeichnet zu befinden. Er fragte uns, woher wir kämen, und was in dem Europa, aus dem er seit so vielen Jahren keine Nachrichten empfangen, vorgehe. Herrschte Louis Philipp noch in Frankreich? Der Einsiedler schien unsere gegenwärtige Regierung nicht sehr zu lieben; also auch er bekümmerte sich um Politik! „Sind Sie Katholiken?“ fragte er und sprach sodann, auf unsere bejahende Antwort, vertraulicher mit uns. Er hatte in seiner Jugend große Reisen gemacht, hatte gedient und war nach Frankreich gekommen; aber wann? und wer war dieser Mann? warum hatte er sein Vaterland, seine Familie, die Verbindungen, die uns das Leben erst angenehm machen, verlassen? auf welchem Pfade war er in dieses traurige Kloster gelangt? So eben hatte ich in den Trümmern eines ärmlichen Hauses ein Geheimniß gesucht; welche, in ganz anderer Weise denkwürdige Geschichte aber mußte in den Erinnerungen dieses Greises liegen! Wie viele Fragen hätte ich an ihn richten mögen! Ich machte mehrere Versuche, aber jedesmal gab er mir eine unbestimmte Antwort und lenkte das Gespräch mit dem vollendeten Takte eines fein gebildeten Mannes auf einen andern Gegenstand. Das Ausgezeichnete, das in seinen unbedeutendsten Worten, in

seiner Geberde und in dem Ton seiner Stimme lag, setzte mich mehr als alles Uebrige in Erstaunen. Nach neuen Versuchen, die ebenso fruchtlos blieben wie die früheren, hörte ich aus Bescheidenheit auf, ihn über seine Vergangenheit zu befragen, und wir plauderten nun über die Dinge dieser Welt. Er sprach gut und gerne und befragte uns mit Geist und Anstand. Es war einer jener Greise, deren Anblick Freude gewährt. Seine großen blauen Augen drückten eine so sanfte Heiterkeit aus, daß ich ihm auf's Wort glaubte, als er mir versicherte, die glücklichsten Jahre seines Lebens seyen diejenigen, die er in seiner Einsamkeit verbracht habe. „Sie thun wohl daran zu reisen," sagte er uns, „aber suchen Sie in den Ländern, die Sie durchwandern und an den Menschen, mit denen Sie zusammentreffen, nur das Gute zu sehen, denn das Böse ist überall gleich. Machen Sie es so, auf daß Sie bei der Rückkehr in Ihre Familien ohne Furcht auf die Straße zurückblicken können, die Sie verfolgt haben." Es lag nichts Gelehrtes in dem Vortrage dieses Greises, und der Ausdruck seiner Stimme war überaus ergreifend. Wir konnten die natürlichen Rathschläge, die uns auf diesem, von unserer Heimath so entfernten Berge, in diesem alten rissigen Kloster, beim Schwirren des Windes ertheilt wurden, der in den alten, zerfallenen Gängen heulte, nicht ohne Rührung hinnehmen.

Mit dem Anhören der Ermahnungen dieses Greises verstrich eine Stunde rasch. Als wir aufbrachen, begleitete er uns bis an seine Thüre.

„Liebe Kinder," sagte er beim Abschied, „Ihr seyd die einzigen Fremden, die ich seit fünfzehn Jahren gesehen; ich danke Euch für Euren Besuch, der mir überaus wohlgethan. Es war Gottes Wille, daß wir auf diesem Felsen, der weder Euer noch mein Vaterland ist, zusammentreffen sollten; hoffen wir, daß wir uns dort oben wieder finden, wo unser Aller Heimath ist." Und er zeigte uns mit einer Geberde den strahlenden Himmel, zu dem

sich sein Blick erhob; hierauf reichte er uns die Hand; ich bat ihn, mich in seinem Gebete dem Herrn zu empfehlen, und wir trennten uns. Nachdem ich einige Schritte in dem Schutte gemacht, wendete ich mich in dem Augenblicke, da ich die Eremitage aus dem Gesichte verlieren sollte, um. Der alte Priester stund noch immer auf der Schwelle der offenen Thüre und verfolgte uns mit dem Blicke. Ich sagte ihm noch einmal Lebewohl; er grüßte mich von ferne, dann sah ich ihn mit der Hand über die Augen fahren, wie um eine Thräne zu trocknen; alsbald kehrte er sich um, und die Thüre schloß sich rasch hinter ihm. Er war in seine Einsamkeit zurückgekehrt, wohin vielleicht nie wieder Jemand dringen wird. Eines Morgens wird ihn der griechische Knabe auf seinem hölzernen Banke ausgestreckt finden; seine Seele wird zum Himmel entschwebt seyn, und mit ihr das Geheimniß seines Lebens. Gibt es denn auf der weiten Erde keinen Heerd, an dem der Platz dieses Greises leer geblieben, und wo man sich des Abends fragt, was aus ihm geworden sey? Gibt es keinen Mund, der seinen Namen ausspricht, kein Herz, das sein Andenken bewahrt? Diese Fragen drängten sich in meinem Innern, während ich auf dem steinigten Wege einher ging. Wir kamen bald zu der Stelle, an der unsere Saumthiere unser harrten, und nahmen wieder auf unsern Teppichen Platz.

Während unseres Besuches bei dem Einsiedler hatte der Wind die Nebel des Morgens verjagt, und als wir uns wieder in Marsch setzten, war der Himmel herrlich; eine strahlende Sonne, eine griechische Sonne, beleuchtete die Landschaft. Tinos, das alte Tenos, ist gegen die Mitte vertieft und hat die Gestalt eines sehr weiten Trichters. Man findet hier keine Spur mehr von den großen Hainen, die es, den Alten zufolge, früher bedeckten, und Nichts ist mehr von dem schönen Tempel vorhanden, dem Denkmal der Dankbarkeit der Bewohner, die einst durch Neptun von einer Bevölkerung von Reptilien befreit wurden, welche die

Insel überschwemmte, und deren ganze menschliche Bevölkerung zu verschlingen drohte. Die Schlangen sind verschwunden wie der Tempel, und die gegenwärtigen Bewohner, welche weder die Plage, die ihren Vorfahren Schrecken einjagte, noch den, aus jenen Zeiten herrührenden Ursprung des Namens ihrer Insel kennen, ahnen keineswegs, daß sich die Gelehrten der civilisirten Länder den Kopf darüber zerbrechen, ob der Name Tinos von dem griechischen Wort τῆνος oder von dem phönizischen Wort Tannoth (Schlange, Drache) herkommt. Ohne sich viel um seinen Ursprung zu bekümmern, nehmen sie ihn so wie er ist, sprechen ihn Tino aus, und das genügt ihnen.

In Ermanglung von Wäldern sind die Hügel mit einer großen Menge von Feigen- und Maulbeerbäumen bedeckt, die, ohne je eine besondere Höhe zu erreichen, der Landschaft gleichwohl einen grünen und lachenden Ton verleihen. Sechzig weiße Dörfer mit platten Dächern und ebensoviele Kirchen mit ihren minaretförmigen Thürmen, die den Orient ankünden, erheben sich inmitten dieser Bäume und stechen lebhaft von ihrem dunklen Laubwerke ab. Ein Bach, der ganz großartig Fiume genannt wird, durchschneidet und befruchtet die Insel. Beim Aufgang einer schönen Maiensonne war das Alles strahlend von Licht und Grün; das Meer umgab diese frische Landschaft mit seinem großen Azurrahmen, und da wir schon im Lande der Edelsteine und der Bildersprache sind, so können wir uns wohl eines Gleichnisses Mahomeds bedienen, indem wir sagen, daß die Insel Tinos an diesem schönen Morgen wie ein, in einen ungeheuren Saphir eingefaßter Smaragd aussah.

Wenn übrigens die Fruchtbarkeit der Insel Tinos dem Reisenden in hohem Grade auffällt und so morgenländische Vergleichungen hervorruft, so geschieht dieß, wie wir allerdings bekennen müssen, weniger durch das, was sie wirklich ist, als durch den Gegensatz, den sie zu der Verödung der Nachbarinseln bie-

tet; ihr Glanz ist nur ein relativer. Diese, im Archipel als Naturseltenheit erscheinende Vegetation würde in Frankreich nicht einmal für eine gewöhnliche gelten. Die Cykladen, die uns die Dichter so lachend schildern, sind im Allgemeinen über jede Vorstellung kahl. Wie viele Täuschungen entschwinden, wenn man in Griechenland anlangt! Wenn der Reisende, der aus Europa kömmt, einige Stunden, nachdem er zum ersten Mal in nebelgrauer Ferne das feste Land des Peloponneses erblickt, endlich das Cap Matapan umsegelt, so empfindet er die erste Enttäuschung: man bezeichnet ihm zur Rechten unter dem Namen Cerigo und als von sechs englischen Soldaten bewohnt, einen Felsen kahl und öde wie die Küsten der Provence. Cerigo ist nichts anders, als jene Liebesinsel, deren Klima so entnervend war, und deren blühende Myrthen und Citronenbäume zu der Zeit, da sie sich Cythere nannte und Venus ihre Gebieterin war, so liebliche Wohlgerüche einathmeten. Dann kömmt man an Milo, Antimilo mit seinem Wolkenturban, der es beständig wie ein Regenschirm bedeckt, an Paros, Antiparos und Syra vorbei; überall dieselbe Kahlheit. Wenn der Reisende seine Tour noch weiter fortsetzt, so trifft er am andern Ende des Archipels dieselbe Unfruchtbarkeit, und bis nach Nikaria und Patmos sind die meisten Inseln nur Felsenmassen, ohne Vegetation, ja ohne Pflanzenerde. Wenn man jedoch läugnen wollte, daß diese Inseln bebaut gewesen seyen, so hieße das einer zu großen Anzahl von Zeugnissen widersprechen. Früher waren sie, wie die Alten versichern, mit Wäldern bedeckt. Man muß somit glauben, daß der Ausrodung dieser Wälder die gegenwärtige Unfruchtbarkeit der Cykladen zuzuschreiben ist; dieß ist wenigstens der einzige Grund, den man sich dafür denken kann. Im Allgemeinen erheben sich diese Inseln, statt wie Tinos beckenförmig gestaltet zu seyn, in Pyramidenform, oder steigen tempelartig empor und bieten gegen das Meer in ihrem ganzen Umkreis mehr oder weniger jähe, mehr oder minder hohe Abhänge. Wäh-

rend die Natur diese kegelförmigen Felsen mit Erde bedeckte, hat sie in ihrer ewigen Fürsorge Körner hineingeworfen, die zu Bäumen geworden, dem Boden den Schutz ihres Laubwerks und die Stütze ihrer Wurzeln verliehen. Nachdem man die Bäume ausgerodet, lag der Boden nackt da, und die ausgetrocknete, zu Pulver geriebene, durch eine glühende Sonne in Asche verwandelte, durch die Abdachung angezogene, durch ihr eigenes Gewicht gedrückte und von den Winden aufgejagte Erde wurde allmälig in das Meer fortgenommen; von diesen, durch die Fabel ohne Zweifel zu sehr verschönerten Inseln blieb nun nichts übrig als das steinerne Gerippe. Einige Beobachtungen unterstützen diese Muthmaßung, die wir für die einzig annehmbare halten. Von allen Cykladen sind gerade diejenigen, die dem Auge die steilste Abdachung bieten, auch die unfruchtbarsten, wie Antimilo, Nikaria und Patmos. Auf denjenigen hingegen, wo ein Riß im Boden, eine Felsenspalte der Erde einen Haltpunkt verliehen, da ist sie geblieben (es hat also hier Erde gegeben), und einige verkrüppelte Büsche vegetiren hier so gut als möglich. Tinos, das keineswegs die Bildung der übrigen Cykladen zeigt, gewährt einen blühenden Anblick und ernährt zum Theil seine Bewohner. Kos, das Vaterland des Hyppokrates, das gleichfalls in seinem mittäglichen Theile durch die Natur abgeplattet ist, bringt eine in der ganzen Levante berühmte riesenhafte Platane hervor. Rhodus, das sich sehr sanft gegen das Meer abdacht, ist die Fruchtbarkeit selbst. Mir ist, als ob ich noch immer sein wundervolles, mit ungeheuren, von der untergehenden Sonne umstrahlten Wäldern, bedecktes Gestade erblickte, und so oft ich an Chios denke, dessen Oberfläche hinlänglich geebnet ist, schwebt mir auch der Wohlgeruch seiner Orangenhaine vor. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß mit Ausnahme von Tinos, Naxos, Negroponte und Paros die Türkei alle fruchtbaren Inseln unter ihren Schutz genommen hat.

Die Felsen, die Felsen allein gehören nunmehr Griechenland, und das ist ein großes Unglück für diesen jungen Staat. Wenn es uns erlaubt wäre, eine so wichtige Frage zur Sprache zu bringen, so würden wir sagen, daß man vielleicht gerade dem Verlust mehrerer, früher zu seinem Gebiete gehörenden Inseln und Kandia's insbesondere den Zustand der Verarmung zuschreiben muß, in welchem dieses unglückliche Land schon zu lange sich hingeschleppt. Wenn man von den Türken zur Zeit der Einsetzung des gegenwärtigen Gouvernements in Griechenland die Abtretung des alten Kreta's ausgewirkt hätte, das wäre vielleicht das einzige Mittel gewesen, das neuerweckte Hellas lebensfähig zu machen; die Darlehen allein geben ihm keine feste Begründung für sein Daseyn, und was wohl zu beachten ist, die griechische Nation mißbilligt das, bei den drei Mächten gemachte Anlehen. „Der Staat hat sich in Schulden gestürzt," sagt das griechische Volk, „und welcher Nutzen ist daraus für uns hervorgegangen? Wie hat man die entlehnten Millionen verwendet? Man hat mit Gold deutsche Beamte besoldet, die, nachdem sie einmal reich geworden, wieder ihrer Heimath zugeeilt sind. Ist es recht, daß sich Griechenland zum Besten Bayerns ruinirt? Daß die Landsleute des Königs, die mit ihm nach Athen gekommen, an unsern Vorrechten Theil nehmen, dagegen haben wir durchaus nichts; aber dann seyen sie auch gleich uns griechische Unterthanen und nicht Fremdlinge, die nur um Vermögen zu erwerben kommen; dann mögen sie auch ihr Geschick an das Schicksal des Landes knüpfen, Besitzungen kaufen und uns dieselben bebauen lassen. Sodann," fügen die Griechen naiv hinzu, „wenn man je genöthigt wäre, dieses Anlehen heimzubezahlen, was würde man machen? Man würde unsere Häuser, unsere Fahrzeuge, unsere Ernten nehmen!"

Die Bewohner der meisten griechischen Inseln werden, da sie auf ihren unfruchtbaren Felsen, wo die Erde mangelt und die Bodencultur unmöglich ist, keine Landwirthe seyn können, beinahe

durchgängig Seeleute und suchen ihren Lebensunterhalt im Handel. Da ihre Heimath ihnen nicht die nöthigen Tauschartikel bietet, so sind sie genöthigt, auszuwandern; unter Begünstigung ihrer außerordentlichen Mäßigkeit finden sie ihr ärmliches Auskommen in den Häfen des adriatischen Meeres, an den Küsten von Italien, in Marseille, sogar in Spanien, und insbesondere dadurch, daß sie gegen das Eindringen des österreichischen Handels in das schwarze Meer ankämpfen. Diese Desertion ist verderblich für das Land. Ganz anders aber wäre es, wenn man Kandia dem griechischen Reiche wieder einverleibte. Die Lage dieser Insel, die einen natürlichen Wall des Peloponneses gegen Süden bildet, ihr trefflicher Hafen von la Suda, ihre Lage mitten zwischen Afrika und Griechenland, und ihre außerordentliche Fruchtbarkeit würden ihr eine gewaltige Bedeutung sichern. Ihre Oele allein würden die Thätigkeit der Kaufleute genügend beschäftigen und die auswandernden Seeleute, deren Zahl von Tag zu Tag steigt, im Lande zurückhalten. Ueberdieß sind die Kandier Griechen, und sie haben vor zwei Jahren durch ihren Aufstand bewiesen, wie glühend sie wünschen, mit dem Mutterlande vereinigt zu werden. Dieses Verlangen findet eher in der Nationalanhänglichkeit, als in den materiellen Interessen seine Erklärung. Der Pforte unterworfen, leben die Candier allerdings in einem Zustande der Vasallenschaft; aber durch ihre Thätigkeit haben sie sich unentbehrlich gemacht und eine Auctorität erlangt, welche die Macht ihres Gebieters zu einer blos scheinbaren herabstempelt. Gesetzlich besitzen sie Nichts, da in den türkischen Ländern nur die Türken Besitzer sind, und die Rajah's weder die Macht noch das Recht haben, zu erwerben; faktisch aber genießen sie alle Vortheile des Besitzthums. Anfänglich sowohl dem Pascha zinspflichtig, der sie regiert, als dem Eigenthümer, für den sie den Boden ausbeuten, befreien sie sich später von dem Zins, und haben alsdann nur noch die Steuer zu zahlen. Die Pachtverträge sind nämlich so gestellt, daß die

Rente, die sie, die Rajah's, dem Türken, ihrem Herrn, oder der grundherrschaftlichen Moschee (denn in der Türkei haben die Moscheen, wie früher in Frankreich die Klöster, große Besitzungen) alle Jahre kleiner wird und am Ende eines gewissen Zeitraumes ganz erlischt, so daß sie, ohne Eigenthümer des Bodens zu werden, den sie bebauen, den ganzen Ertrag desselben erwerben. Die Türken, die nicht selbst arbeiten, sind gezwungen, die Bedingungen ihrer Rajah's, so lästig sie auch seyn mögen, einzugehen, bei Gefahr, ihre Ländereien unbebaut zu lassen und durchaus keinen Ertrag daraus zu ziehen. Darum sieht man auch, wie in den türkischen Ländern die Rajah's das Vermögen ihrer Herren erben, und die Griechen in demselben Maße reich werden, als die Muselmannen verarmen. Nur die willkürliche Macht des Pascha kann diesem Stande der Dinge entgegenarbeiten. Der Verwaltung einer Insel oder einer Provinz vorgesetzt, ist er so zu sagen der Pächter der Regierung für das ihm anvertraute Gebiet. Als unumschränkter Herr, der nur von einer entfernten und um seine Handlungen sich wenig bekümmernden Auctorität abhängt, erhebt er durch alle ihm gutdünkenden Mittel zum Voraus den dem Sultan gebührenden Tribut und bisweilen auch durch grausame Erpressungen einen zweiten Tribut für sich selbst. Aber wenn Pascha's zu ihrem Besten in ihren Provinzen Razzia's ausgeführt haben, so muß man hinzufügen, daß diese Beispiele von Barbarei seit der Verkündigung des Hattischerifs äußerst selten geworden sind, und daß die Rajah's gegenwärtig weder von ihrem Geiz, noch von ihrem Despotismus viel zu leiden haben. Die griechischen Inseln hingegen, die unter einem, mit dem Titel eines Gouverneurs geschmückten Präfekten stehen, werden wie unsere Departements verwaltet, und das Eigenthum ist daselbst anerkannt. Unglücklicherweise haben die Armuth des Schatzes, sowie die, lange Zeit mangelhafte Verwaltung der Finanzen bis auf den heutigen Tag eine allmälige Steigerung der Abgaben herbeigeführt, deren

Gewicht so drückend und deren Vertheilung so ungeeignet war, daß man, traurig genug, gesehen hat, wie die Bewohner einiger dieser Inseln, minder gute Patrioten als die Candier, sich nach der türkischen Herrschaft zurücksehnten.

So wild und öde die Felsen der Cykladen dem Reisenden anfänglich erscheinen, bilden sie gleichwohl im Ganzen einen Anblick, an dem sich das Auge weiden kann. Nackt, von allen Gaben der Natur entblößt und so zu sagen farblos, schmücken sie sich wunderbar mit allem Reichthum des Klima's, mit der ganzen Schönheit der Atmosphäre und hüllen sich in die strahlenden Tinten, die der Himmel ihnen sendet. Es ist ein bewunderungswürdiges Farbenspiel, wenn die Sonne ihre Strahlen aus dem Meere zurückwirft, und sich die herrlichen Schatten des morgenländischen Himmels, die in jedem Augenblicke wechseln, in den Fluthen spiegeln. Des Morgens, vor dem Sonnenaufgang, färben sich die Inseln inmitten dieses glatten und wie ein Queckfilbersee blendend weißen Meeres mit einem zarten, herrlich verschmolzenen Blau, das unmöglich zu beschreiben und weder Indigo noch Azur ist, das mich aber oft an jene flüchtige Farbe erinnert hat, die sich um die Zeit des Morgenthaues wie ein leichter Staub an die wilden Pflaumen an unsern Hecken hängt und später bei der Hitze verschwindet. Sobald die Sonne aufgeht, geräth das Meer in Flammen, die Felsen vergolden sich und schimmern wie Topase. Des Abends wirft das Feuer der untergehenden Sonne seinen ganzen Glanz auf sie, und später strahlen sie die rosigen Tinten, die dem Verschwinden der Königin des Tages nachfolgen, in ihrer vollen, durchsichtigen Blässe zurück. Nachts endlich, wenn die Sterne leuchten, sollte man glauben, gewaltige blaue Kuppeln zu sehen, die das Mondlicht mit seinem bleichen Scheine verschleiert und das wogende Meer mit einem weißen Schaumgürtel umgibt.

Nachdem wir die Behausung des Eremiten verlassen, schlugen

wir einen Weg ein, der nicht sowohl ein Weg als vielmehr eine Steintreppe war. Zum Glück fühlten sich unsere Saumthiere zu Hause; schon lange nämlich kannten sie diese gefährlichen Stufen, die sie mit der Gewandtheit einer Gemse hinabstiegen. Unser Führer sagte uns, daß wir jetzt zum Bischof gehen würden. In dem, von Seiner Eminenz bewohnten Weiler angekommen, stiegen wir vor der Metropolitankirche ab, die in Wahrheit Nichts als eine große Kapelle ist. Eine enge und kothige Straße führte uns nach einer kleinen Treppe von sehr bescheidenem Aussehen. Ueber der ersten Stufe lag ein Schwein, das einige Frischlinge säugte. Bei unserer Annäherung gerieth diese liebliche Jugend in Schrecken, fieng an zu jammern und stürzte uns zwischen die Beine; wir mußten ein förmliches Gefecht liefern, um die Treppe zu erreichen, welche uns zu dem geistlichen Vater der Insel führte. Endlich traten wir in ein kleines, weißgetünchtes Zimmer, das mit Divans umgeben und mit Lithographien verziert war, welche die Verhaftung des Papstes Pius VII. in ihren verschiedenen Abschnitten darstellten. Der Bischof ist ein Greis mit sanften und ernsten Zügen. Er trug das einfache Gewand des Priesters. Wir fanden ihn vor einem kleinen, mit Büchern überladenen Tische sitzend. Er erhob sich und empfieng uns auf's Anmuthigste. Auf Tinos sind die Besuche etwas zu Seltenes, als daß sie nicht jedesmal eine lebhafte Aufregung verursachen sollten. Nachdem der Greis uns sitzen sah, rief er eine Dienerin, die, beiläufig gesagt, sehr hübsch war und gewiß nicht die Hälfte des, zum Dienste bei einem Bischof vorgeschriebenen Alters besaß. Sie empfieng einen Befehl, ging hinaus und kehrte beinahe alsbald wieder mit einer Platte zurück, auf welcher sich nach morgenländischem Brauche ein großes Glas Wasser und eine Schaale voll eingemachter Früchte befanden. So gut auch letztere waren, so verschlangen wir gleichwohl, der Etikette gemäß, nur einen einzigen Löffel davon, sowie einen Mund voll Wasser, und schickten uns hierauf

an, die Fragen zu beantworten, die der Bischof über Rom, das er einst bewohnt hatte, und woher wir kamen, an uns richtete, als die junge Dienerin, den Kaffee bringend, wieder erschien.

Nachdem wir unsere Tassen geleert hatten, drückte der Bischof sein Bedauern aus, daß er uns keine Pfeifen anbieten könne. Auf meine Frage, ob er rauche, antwortete er, daß ihm das zuweilen vorkomme. Ich hütete mich wohl, diese in meinem Leben vielleicht einzige Gelegenheit, einen Bischof rauchen zu sehen, unbenützt zu lassen, und zog deshalb alsbald ein, mit Cigarren aus Malta bespicktes Etui aus meiner Tasche, das ich ihm anbot; er griff zu, und bald hatte ich die Befriedigung, vier kleine Rauchsäulen spiralförmig gegen die Decke der bischöflichen Wohnung emporsteigen zu sehen. Nachdem die Bekanntschaft auf diese Weise gemacht war, begann das Gespräch. Der Bischof, welcher der Papst seiner Insel ist, sagte mir, daß die Insel Tinos unter allen Cykladen die katholischste sey. Unter einer Bevölkerung von weniger als zwanzigtausend Einwohnern zählte er, wie er mir sagte, mehr als achttausend Gläubige, die zum größern Theil auf dem nördlichen Theil der Insel leben, während die Griechen *) die Südseite bewohnen.

Er halte in seiner Behausung eine Art kleines Seminar gegründet, wo er die, zum Priesteramte bestimmten jungen Leute unterrichten ließ. „Und wie steht es denn," fragte er mich in einem Tone der Wehmuth, „in Frankreich mit der Religion aus? In all' den Ländern, die ich durchwandert, habe ich gefunden, daß die Franzosen, die mit Recht als die liebenswürdigsten Menschen von der Welt anerkannt werden, für wahre Heiden gelten, die weder an Gott noch an den Teufel glauben und bis zum

*) Im Archipel nimmt man das Wort Grieche gewöhnlich in religiöser Beziehung. Auf die Frage: Sind Sie Grieche? erhält man häufig die Antwort: Nein, ich bin Katholik.

Wahnsinn ausschweifend sind." Ein zu ungewandter Vertheidiger einer so heiligen Sache, bemühte ich mich, den alten Bischof auf eine richtigere Meinung zu bringen. Ich versicherte ihm, daß wir unendlich besser seyen als unser Ruf, und daß die, als so leicht verschrieenen Sitten in Frankreich im Gegentheile vielleicht strenger seyen als in jedem andern Lande. Ich muß jedoch bekennen, daß meine Rede den Bischof von Tinos keineswegs zu überzeugen schien; seine Meinung in Betreff unser war eine völlig entschiedene. Im Uebrigen schien er mir ein trefflicher Mann. Wie man sich denken kann, vergaß ich nicht, mit ihm von dem Eremiten zu sprechen. Einen Augenblick hoffte ich von ihm, den Schlüssel zu diesem Räthsel zu erhalten. „Il Polonese!" rief der Bischof und erzählte mir, was ich schon von ihm wußte; aber als ich mit Fragen in ihn dringen, ihm von der Vergangenheit dieses Mannes sprechen und ihn fragen wollte, wer sich denn unter dieser allgemeinen Benennung Il Polonese verberge, da antwortete mir der Prälat, sey es, daß er sich nie darum bekümmert hat, was übrigens nicht sehr wahrscheinlich ist, sey es, daß er Nichts darüber erfahren oder sich wenigstens stellte, als ob er nichts davon wisse, indem er mit Grazie eine Rauchwolke von sich blies, daß dies ein heiliger Mann und ein guter Christ sey. Es war mir unmöglich, weiter darüber zu erfahren. Niemand wußte mir in dieser Beziehung Auskunft zu ertheilen, und jetzt noch, so oft sich mein Geist nach dem traurigen Kloster auf der Insel Tinos versetzt, kehrt er immer eingenommener von seinem geheimnißvollen Gaste zurück.

Nachdem wir den Bischof verlassen, führte uns unser Cicerone nach einander durch mehrere Dörfer; der Gedanke, unser Führer zu seyn, schien ihm sehr zu schmeicheln; sein Antlitz strahlte von Ernst und Würde. Die Leute, denen wir begegneten, blieben ganz erstaunt beim Anblicke unserer fremden Gesichter stehen; er aber warf sich in die Brust, richtete sich auf seinem Maulthiere

auf und betrachtete sie mit wichtiger Miene, ohne auf ihre stumme Frage zu antworten. Er stellte uns allen seinen Bekannten vor. Nachdem wir in einem und demselben Dorfe sechs Besuche gemacht, gelangten wir in mehrere vereinzeltstehende Häuser. Dies waren die Wohnungen des Doctors, eines Mannes von nicht geringer Bedeutung, sowie die der Consuln von England, Rußland, Spanien u. s. w. Diese guten Leute sind wohlverstanden Consuln in partibus, ohne irgend einen Gehalt, ohne irgend eine Function; aber sie haben den Titel als solche, und das ist schon Etwas auf der Insel; denn es ist offenbar keine Kleinigkeit, wenn man das Recht hat, jedesmal, so oft ein Kriegsschiff vorbeifährt, eine große bemalte Flagge auf seinem Hause aufzuhissen. Die Meisten sprachen nicht italienisch und wir, wie schon bemerkt, redeten nicht griechisch; die Unterhaltung war somit natürlicherweise sehr langweilig. Im Innern waren die Häuser alle gleich; weiß getüncht, sehr reinlich meublirt und mit Divans umgeben. Sie unterschieden sich blos durch die Wahl der bemalten Lithographien, welche die Wände zierten. Statt der Verhaftung des Papstes sahen wir bei einem weltlicheren Bewohner die bejammernswerthen Erlebnisse von Mathilde und Malek Adel. Da verdrängte der Solitaire mit seinem Bart, Ipsiboë mit dem Eichhorn und einige andere Personen von d'Arlincourt die verschollenen Helden der Madame Cottin. Ueberall war der Kaffee eine unerläßliche Zugabe, und ihn auszuschlagen gilt für eine große Unhöflichkeit, so daß wir im Verlaufe dieses Morgens, ehe wir zum Mittagessen zurückkehrten, aus purer Artigkeit Jeder vierzehn Tassen, und wir Beide somit die Portion von achtundzwanzig Parisern verschlungen hatten. Aber ich muß hinzufügen, daß der türkische Kaffee, weniger gebrannt und wohlriechender als der unsrige, gestoßen und nicht gemahlen, im Wasser gekocht und mit dem Satz aufgetragen, weniger ein Getränk, als eine köstliche Speise ist, die nicht im Mindesten aufregt.

Ehe wir zu unserem Wirthe zurückkehrten, hielten wir an

dem Kloster der Verkündigung. Dieses Kloster ist unstreitig das schönste Monument aus der Neuzeit, das ich in Griechenland gesehen habe, was übrigens allerdings nicht viel heißen will. Es ist aus weißem, den Steinbrüchen der Insel entnommenem Marmor erbaut. Der Architectur fehlt es nicht an Zierlichkeit, obgleich sie nicht vom reinsten Geschmacke ist. Die Kirche besonders, die, eine Mischung des byzantinischen und des neuen türkischen Styles, mit schlanken Minarets gekrönt und von außen mit einer herrlichen Treppe versehen ist, bietet einen ganz originellen Anblick. Im Innern ist sie sehr reich verziert und nach griechischem Brauche mit Vergoldungen überladen. Diese Entfaltung der Pracht, die auf einer armen Insel höchst sonderbar erscheint, findet ihre Erklärung in einer Legende. Man hat, wie man sagt, in dem Fundament dieser Kirche eine Statue der Madonna aufgefunden, welche die außerordentlichsten Wunder verrichtet hat. Das ist eine Geschichte, die viel Aehnlichkeit mit der Legende von der heiligen Rosalie zu Palermo hat; aber auf Tinos ist eine Wallfahrt eingeführt, die in ganz anderer Weise einträglich ist, als die nach dem Pellegrino. Die griechischen Gläubigen können nicht, wie die in Sicilien, ihre Andacht verrichten und ihre Gelübde ablegen, indem sie nur einen kleinen Spaziergang machen; sie kommen nicht aus der benachbarten Stadt: aus allen Inseln des Archipels, aus allen Ecken Griechenlands und Kleinasiens strömt jedes Jahr nach einer gefährlichen Ueberfahrt eine fromme und krüppelhafte Menge auf Tinos zusammen. Den Einen fehlt das Gesicht, und sie bitten nun um die Gabe, zu sehen; Andere, die hinken, wollen die Madonna bitten, ihnen zu einem geraden Gehen zu verhelfen. Andere endlich, die uneigennütziger sind, begeben sich nach Tinos, nur um zu beten. Von dem Kloster der Verkündigung aus, sagen sie, werde ihre Stimme besser gehört als von dem Winkel der Erde, an dem sie Gott geboren

werden ließ. Die Kirche nimmt nur einen einzigen Flügel des langen Gebäudes ein, das Uebrige ist eine große, in Zellen abgetheilte Gallerie. Bei ihrer Ankunft wird jeder Pilgerfamilie eine dieser Zellen angewiesen. Man gibt ihnen Dach und Fach und einen Ofen, und zwar gratis, wogegen allerdings jede dieser Familien zahlreiche Geschenke mitbringt. Die Pilger haben sich somit nur um ihre Nahrung zu bekümmern; sie kaufen ihr Holz, ihre Lebensmittel, ihre Roba. Ein Morgenländer braucht nicht viel Möbeln; des Tags träumt er auf seinem Teppich sitzend, während er des Nachts darauf liegt und schläft. Das Kloster ist für diese Leute eine sehr bequeme Wohnung; sie können hier so lange bleiben, als es ihnen gefällt. Diese Wallfahrt bildet den Hauptreichthum von Tinos; der Zuwachs von Bevölkerung gibt einen ganzen Monat hindurch seinem Markte viel Leben und seinen Seeleuten viel zu thun. Ueberdies sind auch die, von der Frömmigkeit der Gläubigen der Kirche gebotenen Geschenke nicht zu verachten. Sie sind verschiedener Art. Die Reichen geben goldene oder silberne Lampen, herrliche Ornamente, kostbare Steine; ich habe in der Kirche prachtvolle Diamanten gesehen. Die Armen bringen den Ertrag ihrer Felder, die Eier ihrer Hennen, und sogar ihre Pfeifen. Diese Gegenstände werden im Aufstreich verkauft und der Gesammterlös hat sich in einem einzigen Jahr bis auf fünfzigtausend Drachmen*) belaufen. Ein Theil dieser Summe verbleibt dem Kloster, der Rest fließt in den Schatz der Insel. Somit bliebe also diese Wallfahrt, auch wenn sie nicht eine religiöse Stiftung wäre, immerhin eine herrliche Speculation der Verwaltung. Die Sache wurde auch von allen Insulanern des Archipels vollkommen begriffen, und sie sind insgesammt sehr eifersüchtig auf dieses Vorrecht von Tinos. Vor wenigen Jahren behaupteten die Bewohner einer Nachbarinsel, ich glaube die von

*) Eine Drahme ist etwa fünfundzwanzig Kreuzer.

Naxos, ebenfalls eine Statue der Madonna gefunden zu haben. Es war vielleicht eine Minerva, aber sie versicherten, daß es eine Madonna sei, und daß sie ebensogut Wunder thun könne, als die von Tinos. Demgemäß verlangten sie, daß man ihnen zu Erbauung eines Klosters beistehen sollte, erhielten jedoch die Antwort, daß man genug solche Madonnen habe und keine weiteren wolle.

Obgleich der Termin der Wallfahrt zu der Zeit, da wir das Kloster der Verkündigung besuchten, bereits vorbei war, so trafen wir doch noch eine Menge von Zellen bewohnt, und da diese Pilger Leute vom Volke waren, die nicht, wie unser Führer, Anspruch auf Eleganz machten, so konnten wir eine sehr interessante Mannigfaltigkeit in den Costümen beobachten. Da waren Albaneser mit ihren gestickten Kamaschen, ihren glänzenden Westen, ihren weißen Fustanellen, ihren Wespentaillen und ihren, mit Pistolen geschmückten silbernen Gürteln; Hydriotenfrauen mit ihren schönen Augen und ihrem bienenkorbartigen Kopfputz; zierliche Töchter Smyrna's, die den goldgestickten Taktykos zierlich auf dem Kopfe trugen; Griechen von allen Inseln, mit ihren weiten grünen Hosen und ihrem rothen Fes mit blauer Quaste. Unser Cicerone schien sehr ärgerlich, als er sah, daß wir dieses Kloster mit Theilnahme besuchten. Kaum gestattete er uns, den Stein zu betrachten, an dem die vorgebliche Madonna entdeckt wurde. Er hatte ein Voltaire'sches Lächeln. Gezwungen, mit uns in die Kirche zu treten, that er dies nur mit äußerstem Widerstreben, als ob er befürchtet hätte, diese unheiligen Mauern möchten über ihn einstürzen. In seiner Eifersucht als Katholik warf er verstohlener Weise spöttische Blicke auf die runde Mütze des griechischen Priesters, der uns führte, nahm alle seine Worte mit einem vornehmen und ungläubigen Achselzucken hin, und ich konnte bei dieser Veranlassung wie bei vielen andern, die außerordentliche

Kälte, man könnte sagen Abneigung bemerken, die auf Tinos und den übrigen Inseln zwischen den römischen Katholiken und den griechischen Schismatikern besteht. Im gewöhnlichen Leben haben sie beinahe gar keinen Verkehr mit einander, und ich glaubte, wie ich bekennen muß, immer zu sehen, daß die Unduldsamkeit insbesondere auf der Seite des Katholicismus zu Hause sey. Auf Tinos ist diese Intoleranz von der Art, daß ich sie nicht besser bezeichnen kann, als wenn ich sie mit der Manier vergleiche, mit der wir in Frankreich die Juden behandeln.

Um zwei Uhr fanden wir uns wieder bei Herrn Spadaro ein. Der Tisch war im großen Saale gedeckt, und ich sah, daß uns zu Ehren große Galla stattfinden sollte. Die Gäste waren versammelt; unser Wirth ging uns mit heiterer Gemüthlichkeit entgegen. Er stellte uns dem Geistlichen des Dorfes und sodann seinen Brüdern vor, alten Seeleuten, die ihr Leben damit verbracht, daß sie einen kleinen Handel zwischen Smyrna und Alexandrien betrieben. Sodann kamen auch seine beiden älteren Töchter, die Halbschwestern Maria's mit ihren Gatten. Der kleine Greis hatte zwei Frauen und siebenzehn Kinder.

Herr Spadaro hatte früh am Morgen sämmtliche Glieder seiner Familie von unserer Ankunft benachrichtigt, und sie kamen nun alle von ihren verschiedenen Flecken herbei, um ihm bei unserer Bewirthung behülflich zu seyn. Maria fragte uns, ob wir, die wir so viele und so schöne Länder gesehen, ihre arme Insel nicht recht häßlich fänden. Was ich ihr antwortete, weiß ich nicht mehr. So oft dieses junge Mädchen mit mir sprach, hörte ich den Ton ihrer Stimme, ohne mir über den Sinn ihrer Worte Rechenschaft zu geben, während ich ihre großen schwarzen Augenwimpern, ihre geraden Augenbraunen und ihre langen braunen Zöpfe betrachtete. Man trug das Essen auf. Meinem Gefährten und mir wurden die Plätze am obern Ende der Tafel angewiesen. Zur Zeit Homers war das der Ehrenplatz. Neben uns

saßen auf einer Seite die Herrin des Hauses, und auf der andern ihre Tochter. Indem sie sich so setzten, schienen sie uns zu sagen, daß sie die Sorge für unsere Bedienung Niemand anvertrauen mochten. Ich weiß nicht, was unser Höflichkeitscodex gegen diesen Brauch einwenden mag; aber mir schien er viel gastfreundlicher als der unsrige. Vor der Mahlzeit sprach der Priester mit lauter Stimme ein kurzes Gebet, auf das alle Anwesenden antworteten, und das wir in gebeugter Stellung anhörten.

Das Essen war bei all' seinem Reichthum von einer, der Urzeiten würdigen Einfachheit; man hatte alle Läppereien, mit denen wir unsere Tafeln beschweren, davon entfernt. Statt Blumen und eines Aufsatzes lag ein Hammel à la palikare, das heißt ein, mit aromatischen Kräutern gefüllter Hammel, ganz gebraten und mit dem Kopf, dem Schwanz und den vier Füßen aufgetragen, mitten auf der Tafel, umgeben von Pyramiden von Geflügel. Zwei Berge von Reis vollendeten diese Mahlzeit, die des Ajax, des Sohnes von Telemon, würdig war. Die Unterhaltung war natürlich belebt und immer interessant. Wir hatten tausend Fragen zu machen, und da wir, die Einen wie die Andern, uns genöthigt sahen, unsere Gedanken in eine Sprache zu übersetzen, die nicht die unsrige war, so überwachten wir jedes unserer Worte. Unsere Gedanken hatten, noch ehe sie ausgedrückt wurden, bei dem Geschäfte der Uebersetzung eine Art Prüfung erstanden, und wir hüteten uns, jene unbedeutenden Dinge auszusprechen, die uns ohne Zweck in den Sinn kommen, und die im gewöhnlichen Gespräch eine zu große Leichtigkeit der Sprache hervorruft. Der Malvasier des Herrn Spadaro war ausgezeichnet. Toaste wurden ausgebracht und erwiedert; wir pokulirten wie in der guten alten Zeit, und bald herrschte im Saale jene ungekünstelte Heiterkeit, wie sie unsere Väter liebten. Es waltete in diesem Hauswesen ein gewisser patriarchalischer Geist, und mit der

antiken Einfachheit dieser guten Leute verband sich eine gewisse christliche Milde.

Nach dem Essen führte uns Maria an eine alte eherne Wasserkanne und bot uns zum Trocknen der Hände eine Serviette vom weißesten Linnen. Wir glaubten uns in die Tage der Odyssee versetzt; dann gingen, wie Abends zuvor, die beiden Schwestern fort, um große Sträuße von Rosen und rothen Nelken zu pflücken, die sie uns anboten. Was diese jungen Mädchen so reizend machte, war nicht sowohl ihre Schönheit, so vollkommen diese auch war, sondern vielmehr die Abwesenheit jeglicher Koketterie; sie schienen nicht zu wissen, daß sie schön waren, und behielten, nachdem sie die volle Anmuth eines jungen Mädchens erlangt, die ganze Naivität eines Kindes bei; mit Einem Worte, sie waren zu jenem, so schnell entschwundenen Alter gelangt, wo man noch gar Nichts weiß, aber schon Etwas ahnt. Wenn man ihre seelenvollen Augen sah, so errieth man, welche Blitze bei der ersten Morgendämmerung der Leidenschaft daraus hervorbrechen, und welcher weiche Schmerz bei dem ersten Abenddunkel der Täuschung sie umwölken dürfte; aber ihre Sinne schliefen noch, und gleich jenen Blumen, die sich nur bei den Strahlen des Tages öffnen, erwarteten ihre Herzen, um sich dem Leben zu erschließen, einen Strahl jener Liebe, die der Seelen Sonne ist.

Der Tag verging ruhig. Das Haus war wieder in sein gewöhnliches Geleis zurückgekehrt; die Kinder spielten auf dem Fußboden, die Frauen strickten jene Handschuhe von einheimischer Seide, mit denen in Griechenland ein starker Handel getrieben wird. Wir empfingen Besuche; die Tinier wollten uns alle sehen und mit uns plaudern. Den Ankömmlingen stellte uns Herr Spadaro mit einer Wichtigkeit vor, die uns höchlich ergötzte. Er betrachtete uns als sein Eigenthum, und obgleich wir ihm keinen großen Nutzen versprachen, so glaubte er sich doch mit uns breit machen zu können.

Unser Aufenthalt auf dieser Insel, diese so einfachen Sitten und diese so herzliche Gastfreundschaft hatten mich schon in hohem Grade angesprochen; aber es sollte mir noch ein anderes Erlebniß zustoßen. Am Abend dieses Tages entfernte ich mich von dem Hause, um einen Augenblick mit mir allein zu seyn, sowie um den schönen morgenländischen Himmel zu betrachten, den ich zu bewundern nicht müde werden konnte. Ich ging einige Zeit am Strande des Meeres hin und gelangte bald auf jenen kleinen Damm, an dem unsere Matrosen uns ausgeschifft hatten. Da setzte ich mich auf dem Plattbord einer gestrandeten Barke nieder. Als ich an die Verlegenheit dachte, in der wir uns Abends zuvor an derselben Stelle befunden hatten, konnte ich nicht glauben, daß nur vierundzwanzig Stunden seit jenem Augenblicke verflossen seyen. Ich hatte mich in dem Hause unseres Wirthes so gut eingenistet, so viele Ereignisse waren vorgefallen, und so unzählige neue Gedanken in meinem Herzen aufgetaucht, daß mir unmöglich schien, in so kurzer Zeit so viel gelebt zu haben.

Es war einer jener wunderbaren Abende, die an alle Zaubereien von Tausend und Eine Nacht glauben machen. Der Wind war mit dem Tage verschwunden und die Luft unendlich mild. Ein großer, funkelnder Himmel bedeckte die Welt mit seinem Gewölbe von Saphiren und Diamanten, und das Meer als ein zweiter, lebendiger Himmel wälzte auf seinen Wogen die Sterne und ließ sie in seinem Spiegel wiederstrahlen. Die Farbe des Himmels vom tiefsten Blau wurde allmälig bläßer, und in der Ferne verschwamm sein Farbenspiel sanft, aber völlig in die Schattirung des Meeres. Der Blick, den nun Nichts mehr aufhielt, schweifte auf gut Glück im Raume umher, verlor sich in der Unermeßlichkeit, und das Herz entsetzte sich vor diesem Bilde des Unendlichen. Rings um mich hörte ich keinen Laut; die Häuser des Dorfes mit ihren platten Dächern und ihren fensterlosen Wänden, die das blasse Mondlicht beschien, waren weiß und

stumm wie Gräber. Alles schien eingeschlafen; nur das Meer, das nie schläft, murmelte in der Ferne seine ewigen Klagelieder und eine weiche Brise strich weinend dahin. Wer von uns hat nicht an einem schönen Sommerabende mit Entzücken jene langen Seufzer des Nachthauches vernommen? Wer von uns hat nicht in diesen Klagetönen eine geliebte Stimme wiederzuerkennen geglaubt? Bisweilen habe ich schon gedacht, daß dieser Abendwind, indem er über die Erde hinstreicht, die Klagen und Seufzer der Liebenden oder Betenden sammle und das Geflüster aller Seelen in Ein süßes Gemurmel vereinige, um es wie den Wohlgeruch aller Blumen in einer und derselben Woge zu Gott emporsteigen zu lassen. Bald erhob sich inmitten dieser melancholischen Harmonie und eines glänzenden Sternengefolges der Mond, dieser König der Nacht, langsam in seiner ganzen südlichen Pracht. Ein funkelnder Lichtstrom ergoß sich auf das Meer, und die Sonne warf ihre Abschiedsstrahlen in hundertfachem Glanze daraus zurück.

Alles somit, was mich umgab, war Griechenland. Unter diesem Himmel hatten die unsterblichen Männer gelebt, deren Namen in meinem Gedächtnisse forttönten; das war der Himmel Homers. Ich sah eine jener Nächte, wie sie der Verfasser der Märtyrer und des Itinéraire besungen. Ich erinnerte mich, daß Herr von Chateaubriand auf seiner Fahrt von Athen nach Smyrna eines Abends in den Hafen von Tinos gekommen war. Somit lag also vor fünfunddreißig Jahren in einer ähnlichen Nacht die Barke des Verfassers von René an diesem weichen Gestade vor Anker, und Niemand auf der Insel kannte seinen Namen, Niemand gedachte seiner.

Lange Zeit blieb ich auf derselben Stelle sitzen, indem ich den Himmel betrachtete, dem Meere zulauschte, mit Wohlbehagen die duftende Nachtluft einathmete und meine Freunde in Paris höchlich bedauerte, die in demselben Augenblicke auf den, mit Gas

erleuchteten Boulevards unserer trefflichen Hauptstadt ihre Langeweile spatzieren trugen. Dann blieben meine Augen, die gleich meinen Gedanken auf gut Glück umherschweiften, unwillkürlich an jenem Gestirne hasten, das man den großen Bären nennt; er stund beinahe über meinem Haupte und dieser Anblick erweckte in mir eine alte Erinnerung. Ich gedachte einer schon sehr fernen Zeit, da ich von der Freitreppe eines alten Schlosses aus den großen Bären betrachtete, der sich jeden Abend um diese Stunde über einer, in der Nähe des Schlosses stehenden großen Esche befand. Ich grüßte mit dem Blick diese befreundeten Sterne, die mir von den Tagen der Kindheit, die schon so weit hinter mir lagen, sowie von meiner Heimath sprachen, von der ich durch eine so große Entfernung getrennt war; mir war, als ob diese kleinen Gestirne mich beschützten: beschienen sie denn nicht in demselben Augenblicke die große Esche und das väterliche Dach?

Soweit war ich mit meinen Betrachtungen, als ein Mann an mir vorbeiging. Im ersten Augenblicke bemerkte ich ihn kaum; da jedoch der nächtliche Spatziergänger zu wiederholten Malen mich anschaute, als ob er mich befragen wollte, so musterte ich ihn aufmerksamer; es war ein Mann von etwa sechzig Jahren, der in europäische Tracht gekleidet war, einen langen grauen Schnurrbart trug und zwischen seinen Zähnen eine jener irdenen Pfeifen hielt, wie sie unsere Soldaten so sehr lieben. Diese Eigenthümlichkeit fiel mir auf. Wie kam ein Bewohner von Tinos in den Besitz einer Pfeife, von der sich ohne Zweifel auf vierhundert Stunden im Umkreis kein zweites Exemplar vorfand? Während ich diese Frage an mich richtete, kam mir eine Wolke jenes bittern und abscheulichen Tabackes, der mit so viel Recht Caporal genannt wird, in's Gesicht. Die Neugierde bemächtigte sich meiner; ich stund auf, trat geraden Weges auf den Unbekannten zu, der einige Schritte von mir stehen blieb, und sagte auf italienisch zu ihm:

„Dürfte ich Sie wohl, ohne unbescheiden zu erscheinen, fragen, woher Sie diese Pfeife haben?"

„Aus Frankreich, mein Herr," antwortete er mir in gutem Französisch, „ich habe zehn Jahre daselbst zugebracht; aber sind Sie nicht einer der französischen Reisenden, die gestern Abend angekommen sind?"

Ich antwortete bejahend.

„Welch ein Glück!" rief mein Unbekannter aus; „ich fürchtete schon, Sie möchten abgereist seyn. Ich wußte, daß Sie bei Herrn Spadaro abgestiegen seyen; aber da er katholisch ist, und ich griechisch bin, so sieht er mich nicht sehr gerne, und ich mochte Sie nicht in seinem Hause aufsuchen. Gleichwohl wünschte ich durchaus, Sie zu treffen. Erweisen Sie mir die Ehre, in meine Wohnung zu kommen; was wird meine Frau sich freuen, Sie zu sehen!"

„Sich freuen, mich zu sehen!" wiederholte ich, mich in Marsch setzend, und an die Sultaninnen von Tausend und Eine Nacht denkend.

„Meine Frau ist eine Landsmännin von Ihnen; ich habe in Frankreich zur Zeit Napoleons gedient, und mich daselbst verheirathet."

„Zur Zeit Napoleons," berechnete ich rasch; „dann ist die Sultanin wenigstens ein halb Jahrhundert alt." Ich mäßigte meine Schritte und versicherte dem Fremden, daß ich mich ebenfalls freuen werde, eine Landsmännin zu sehen. Wir kamen bald am Hause des Herrn Lambre an. Er hatte mir nämlich unterwegs seinen Namen genannt. Dieses Haus liegt neben dem, in welches wir Abends zuvor so ungestüm eingedrungen waren. Wie sehr wären wir erstaunt gewesen, wenn wir zufällig diese Thüre aufgestoßen und uns plötzlich in einem französischen Hauswesen erblickt hätten!

Die annähernde Berechnung, die ich mir hinsichtlich des

Alters der Madame Lambre anzustellen erlaubt hatte, war noch galant. Das neunzehnte Jahrhundert ist einige Jahre später geboren als sie. Madame Lambre ist aus Melun. Sie lebte still und ruhig in ihrem Geburtsorte, ohne die mindeste Ahnung von dem neuen Vaterlande, das ihr das Schicksal bestimmte, als ihr Herr Lambre, damals schmucker Unterofficier bei den Mammelucken der Garde, gefiel und sie heirathete. Nach den Hundert Tagen führte er seine junge Gemahlin in seine Heimath, das heißt nach Tinos. Madame Lambre, die in Griechenland die runde Kopfbedeckung beibehalten hat, welche die Frauen in Frankreich vor dreißig Jahren trugen, schien mir eine treffliche Person, die ohne Zweifel die Tochter eines guten Bürgers von Melun war und eine, ihrer Abkunft entsprechende Erziehung erhalten haben mochte. Sie bewohnt ein hübsches kleines Haus, das, was die Wände anbelangt, griechisch, in seinem Innern aber ganz französisch ist. Ich ließ meinen Reisegefährten holen, und der freundliche Leser möge sich nun selbst denken, welch' ein Fest es für sie war, mit uns in ihrer Muttersprache zu plaudern, und uns von Melun reden zu hören, das wir kannten. Nur fiel es ihr schwer, das, was wir ihr über Frankreich sagten, zu begreifen. Sie beharrte darauf, unser Land durch den Spiegel ihrer, nunmehr dreißig Jahre alten Erinnerungen zu sehen. „Kann man," fragte sie uns, „in der That in Einem Tage von Melun nach Paris und wieder zurückkommen? Wie sind denn diese Eisenbahnen gemacht? Und Sie sagen, daß man mit der Post in vier Tagen von Paris nach Marseille kommt? Als wir, Herr Lambre und ich, diesen Weg machten, haben wir eine alte, gelbe Kalesche und zwei magere Pferde gemiethet, und da brauchten wir einen ganzen Monat. Und Ihre Bärte? Verzeihen Sie, wenn ich unbescheiden bin, aber Ihre Bärte... ist es denn in Frankreich Mode, den Bart so lang zu tragen?" Die gute Frau fand durchaus nichts Verführerisches an diesem Putze der jungen Leute unserer Tage;

aber auch außerhalb Griechenland sind nicht alle guten Frauen dieser Ansicht. „Mögen die Türken," fügte sie hinzu, „immerhin solche Bärte tragen, Niemand würde was dagegen sagen; aber Franzosen! Das sieht so schmutzig, so nachlässig aus! Früher ließ sich Niemand einfallen, ein so borstiges Kinn zu haben. Nicht wahr, Alles hat sich in Frankreich seit 1815 verändert? Doch Sie sind zu jung, um sich jener Zeit erinnern zu können." In der That hatten wir damals nach der Ansicht unserer Väter noch zu hoffen. Madame Lambre sprach mit uns über die griechischen Frauen hinsichtlich ihrer Toilette und schilderte sie uns als überaus kokett. Sie sagte uns, daß sie die Kunst, sich zu schmücken, bis zu einem wunderbaren Grade trieben, daß sie keinen andern Gedanken und kein anderes Geschäft kännten; daß sie sich in einer, in Frankreich ganz unbekannten Weise *herauszuputzen* wüßten; daß die ärmste, ehe sie daran denke, Brod in's Haus zu schaffen, Roth für ihre Wangen, Blau für den Umkreis ihrer Augen, Schwarz für die Augenbraunen und Pomaden jeder Art kaufe; daß alle falsche Haare trügen, und daß die schönen Zöpfe, die unsere Bewunderung erregten, meistens *Gehenkten* abgeschnitten seyen. Darum hegte sie auch einen großen Widerwillen gegen diese Damen. Von ihrer Abneigung und ihren Kritiken nahm sie jedoch die Töchter des Herrn Spadaro aus, die sie, wie wir, reizend fand. Von ihr hatte Maria ein wenig Französisch gelernt, aber sie kam nur noch selten mit ihr zusammen. Ich begriff wohl, daß irgend eine Differenz zwischen den beiden Häusern sich erhoben haben müsse, und erklärte mir somit das Stillschweigen, das der kleine Consul in Betreff unseres Landsmannes beobachtet hatte. Herr Lambre ist einer jener alten Krieger, die unter der ägyptischen Sonne verbrannt, von der russischen Kälte in Eis verwandelt, auf den englischen Schiffbrücken niedergemacht, in Spanien vergiftet, in Italien zusammengehauen, in Preußen als todt zurückgelassen wurden, und deren Feuer

jetzt erloschen, und deren kriegerischer Geist nunmehr erstorben ist. Seinen langen Schnurrbart abgerechnet, hat er nichts Kriegerisches in seinem Gesichte; sein Gang ist ein sehr friedlicher, und nichts an ihm verräth den kühnen Mammelucken, der die Tochter Melun's verfolgte. Früher ein Freund des Ruhmes, liebt er jetzt nichts mehr als seine Dose, seine Pantoffeln, seine Frau und den französischen Taback, den er unvergleichlich findet, und den er in Syra von den Seeleuten auf den Dampfschiffen kauft. Unerschrocken in seiner Jugend, ist er in seinen alten Tagen weichlich geworden und befaßt sich mit einer Unzahl häuslicher Kleinigkeiten, die Vielen kindisch erscheinen würden, die aber für ihn ein Wohlbehagen bilden, dessen Werth er im Hinblick auf die früher erlittenen Entbehrungen zu schätzen weiß. Endlich verbringt er, nachdem er aus vielen, strengen Feldzügen auf seine Insel zurückgekehrt, sein Leben daselbst, wie viele seiner alten Gefährten, die jetzt in ihre Provinzen zurückgekehrt sind, indem er langsamen Schrittes spatzieren geht, Neuigkeiten sammelt, mit irgend einem alten Waffenbruder plaudert und die Ankunft der Barken in dem Augenblicke belauert, da die Andern vielleicht den Postwagen vorüberfahren sehen. O was thut das Alter! Unsere Ankunft zu Tinos bildet ein Ereigniß in dem Leben eines Mannes, der die Pyramiden und die Sonne von Austerlitz gesehen! Ich fragte Madame Lambre, ob sie Frankreich wiedersehen möchte? Ihre Augen füllten sich mit Thränen; sie gestand mir, daß das ihr höchster Wunsch, ihr einziger Gedanke bei Tag und Nacht sey; ihre Verwandten sind todt, ihre Freunde haben sie vergessen, Alles, was ihrem Herzen theuer ist, befindet sich in Griechenland, und doch weint sie beim bloßen Gedanken an das ferne Vaterland.

Oft schon hat man sich verwundert über die Schnelligkeit, mit der schlimme Botschaften eintreffen, und über die beinahe wunderbare Weise, mit der sie sich verbreiten; wir erlebten auf Tinos ein seltsames Beispiel davon. Herr Lambre, der unstreitig

der bestunterrichtete Mann der Insel ist, sagte uns, daß sich im Laufe des Tages das Gerücht von einem großen, in Deutschland eingetretenen Unglücke verbreitet habe; eine Stadt, deren Namen man nicht wußte, war, wie man sagte, beinahe gänzlich abgebrannt. Woher kam diese Nachricht? Bei unserem Abgange von Syra war noch keine Rede davon, und seit unserer Ankunft hatte die Heftigkeit des Windes keinem Fahrzeuge gestattet, an der Insel zu landen. Und doch war dies nur zu wahr: bei unserer Rückkehr nach Syra erfuhren wir den Brand von Hamburg in all' seinen Einzelnheiten.

Uns keines so freundlichen Empfanges versehend, waren wir auf Tinos angekommen, in der Absicht, nur einen einzigen Tag daselbst zu verweilen. Der heutige Tag nun war vergangen, ohne daß wir auch nur an die Abreise gedacht hätten; am folgenden Tage jedoch kündeten wir, aus Furcht, durch längeren Aufenthalt unserem Wirthe lästig zu werden und das Packetboot zu verfehlen, im Fall uns der Wind noch ungünstig wäre, der Familie Spadaro an, daß wir nunmehr abreisen müßten. Nun entstund eine allgemeine Aufregung im ganzen Hause. Die jungen Mädchen betrachteten uns mit einem, mit Wehmuth vermischten Erstaunen; ihre Mutter ließ uns fragen, ob wir uns unwohl bei ihr fühlten, und Herr Spadaro endlich gerieth in den größten Zorn und erklärte uns, die ganze Lebhaftigkeit seiner Jugend wieder zusammenraffend, daß man die Leute nicht so behandle, daß man nicht einen einzigen Tag hindurch sich bei Jemand beliebt mache, um am andern Morgen wieder abzureisen, und daß überdies der Wind die Fahrt nach Syra wo nicht unmöglich, so doch höchst gefährlich mache. „Aber," sagte ich ihm, „wenn wir nicht fortgehen, so wird das österreichische Schiff ohne uns abgehen, und wir kommen in diesem Monate nicht mehr nach Athen." — „Und wenn Sie von hier bis nach Syra ertrinken, werden Sie darum schneller in Athen ankommen? Haben Sie

nie in Frankreich von dem Schiffe le Superbe sprechen hören? Es war hunderttausendmal stärker als jede Barke, und gleichwohl ist es vor noch nicht sehr langer Zeit zwischen Andros und Tinos untergegangen! Wenn Sie jung und tollkühn sind, so bin ich hingegen ein Greis, und Sie sind mir Gehorsam schuldig. Sie sind meine Gäste, ich betrachte Sie als unter meiner Verantwortlichkeit stehend, und glaube in Abwesenheit Ihrer Familien über Sie wachen zu müssen. Sie werden nicht abreisen, weil dies mit Gefahr verknüpft ist, und da ich einige Auctorität auf der Insel genieße, so werde ich nöthigenfalls jedem Barkenführer verbieten, Sie aufzunehmen."

Wir ließen uns leicht überreden und blieben zur großen Befriedigung Aller, und wie ich wohl sagen darf, der hübschen Griechinnen insbesondere. Zwei Tage verstrichen so, indem wir thaten, was wir mochten, gingen und kamen, Besuche empfingen und erwiederten. Bei der Rückkehr von unsern Spaziergängen trafen wir lachende Gesichter, einen herzlichen Händedruck und junonische Augen, vor Allem die junonischen Augen Maria's; was bedurfte es weiter? Ich hätte mich gerne in diese liebliche Lebensweise gefunden. Mehr als einmal kam mir der Gedanke, das Parthenon, die Platanen Smyrna's, die Minarets von Constantinopel und alle, zum Voraus entworfenen Reiserouten dahinten zu lassen, um wenigstens für einige Monate meinen Sitz im Kreise dieser guten Familie zu wählen. Um mich von diesem Vorhaben abzubringen, mußte mein Gefährte, der ernster war, zu seinen besten Beweisgründen seine Zuflucht nehmen. Es war kein Mittelweg möglich; wir mußten entweder den ganzen Sommer bleiben, oder sofort abreisen, ohne die Zeit der Hitze und des Fiebers abzuwarten. Ich ließ mich bestimmen, und es wurde festgesetzt, daß bei günstigem Wetter unsere Abreise am dritten Tage stattfinden sollte; es war am 25. Mai 1842.

Erst am Abend sprach Herr Spadaro mit mir von seinen eigenen Angelegenheiten, die ich mir auf diesem Wege zur Kenntniß eines größeren Publikums zu bringen erlaube. Herr Spadaro hat seit längerer Zeit den Titel eines Agent consulaire von Frankreich. Dieser Titel trägt, wie man weiß, nie etwas ein, kann aber unter gewissen Umständen sehr theuer zu stehen kommen. Nun zeigte sich Herr Spadaro, der Frankreich sehr ergeben und den Befehlen, die er von da empfing, sehr gehorsam war, zur Zeit der Revolution so nobel, daß er zu wiederholtenmalen vom Minister höchst schmeichelhafte Beglückwünschungsschreiben erhielt; aber er empfing nur Briefe, während er Geld ausgegeben hatte.*) Später hat er reklamirt; unglücklicher Weise wußte er, wenig vertraut mit den Finanzverhältnissen der Regierung, keine vorschriftsmäßigen Rechnungen einzureichen. Die Regierung kann sich nicht mit Versicherungen begnügen und selbst nicht mit dem Ehrenworte eines Ehrenmannes. Der Baron Rouen, damals Gesandter zu Athen, vergaß oder vernachlässigte inmitten größerer Interessen die Forderungen des Consuls in Tinos. Seit dieser Zeit hat Herr Spadaro dem Ministerium verschiedene andere Reklamationen

*) Herr Spadaro bewies mir durch Urkunden, daß er auf Befehl mehrerer Kommandanten von Fahrzeugen, namentlich des Herrn de Rigny, zur Kleidung der Matrosen, zur Ausrüstung der Fahrzeuge und zu Unterstützungen, die auf Befehl der Regierung griechischen Flüchtlingen gereicht wurden, die für ihn ungeheure Summe von zwölftausendfünfhundert Franken, die ganze mühsame Ersparniß seiner Jugend vorgeschossen hatte. Herr Spadaro hat noch zwölf Kinder, und dieses Darlehen hat seinen Wohlstand gänzlich vernichtet. Gerührt von der Lage unseres Consuls und entschlossen, Alles in meinen Kräften Stehende für ihn zu thun, habe ich diese Sache in der Revue des deux mondes, jedoch ohne Erfolg, veröffentlicht; und auf eine später dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten eingereichte und mit Documenten belegte Denkschrift ward mir die Antwort, die Sache sey so alt, daß man sich kaum mehr erinnere, und überdies sey Verjährung eingetreten.

eingereicht, aber nie eine Antwort erhalten. Eine einzige Hoffnung blieb ihm. Herr de Rigny hatte, als er einfacher Schiffscapitän war, mehrere Monate auf Tinos zugebracht, die edle Handlungsweise unseres Agenten mitangesehen und gleich uns auf einem vertraulichen Fuße mit ihm gelebt. Später wurde er Marineminister. Der zweite Sohn des Herrn Spadaro, der einen der wenigen, im Orient einträglichen Berufe ergreifen wollte, befand sich als Studirender der Medicin zu Paris. Er stellte sich in vollem Vertrauen auf dem Ministerium ein und glaubte beinahe in dem Minister einen alten Freund zu finden; aber Seine Excellenz empfing den jungen Studenten so stolz, daß dieser ihn nie wieder um eine Audienz zu bitten wagte, und der Minister versprach nichts, oder that nur sehr wenig für seinen Vater. Und doch konnte nur sein Gedächtniß ergänzen, was in den Papieren fehlte.

Am darauf folgenden Tage, den wir zu unserer Abreise festgesetzt, legte sich der Wind, der am Morgen noch heftig wüthete, gegen Mittag. Man meldete uns, daß eine Barke abgehen würde, und mit ihr Herr Theoteky, Gouverneur von Tinos. Wir machten einen Besuch bei diesem vornehmen Beamten, der nicht weniger als zweihundert Drachmen des Monats Gehalt bezieht, was, abgesehen von der Ehre und nur vom Finanzpunkte aus besprochen, seine Stellung als Gouverneur in Griechenland, der eines Expeditors in Frankreich bei irgend einer Verwaltung oder der eines Unterlieutenants in der Armee gleichstellt. Der Graf Theoteky ist ein sehr ausgezeichneter Mann; er empfing uns überaus artig, und es wurde festgesetzt, daß wir mit einander fahren sollten. Nachdem diese wichtige Angelegenheit abgemacht war, kehrten wir zu unsern Freunden zurück, um alle, uns noch übrige Zeit bei ihnen zuzubringen. Sämmtliche Glieder der Familie erwarteten uns, und aus allen Gesichtern sprach Weh-

muth. Madame Spadaro ließ uns durch ihre Tochter sagen, daß wir Unrecht daran thuen, ihr Haus zu verlassen, daß wir glücklich bei ihr seyn könnten, und daß sie uns gerne jahrelang behalten würde. Ich dankte der reizenden Dolmetscherin in der ganzen Aufrichtigkeit meines Herzens.

Mittags kam der Gouverneur. Die Barke stund bereit; die ganze Familie begleitete uns an den Einschiffungsplatz; ich war überaus niedergeschlagen. — „Ich bedaure, Sie kennen gelernt zu haben," sagte ich zu Herrn Spadaro, „und wenn ich hätte den Schmerz voraussehen können, den ich beim Abschiede von Ihnen empfinde, so wäre ich nie nach Tinos gekommen." Der gute Mann fiel mir um den Hals und küßte mich mit Thränen in den Augen. „Aechtes Franzosenherz!" rief er aus; „ein Engländer würde nie so was sagen."

Die jungen Mädchen hatten kleine Kuchen gebacken und Orangen gepflückt, mit denen sie unsere Taschen füllten. Das sollten wir, wie sie uns sagten, auf die Reise mitnehmen. Ich hätte gar zu gerne diese hübschen Lieferantinnen geküßt und hätte es auch ohne Zweifel in Frankreich gethan; aber im Orient sind die Sitten strenger, und ich ging vielleicht schon dadurch, daß ich die Hand Maria's erfaßte und sie in der meinigen drückte, weiter als es der Anstand erlaubte. In diesem Augenblicke dachte ich, daß ich, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, dieses reizende Wesen nie wieder sehen würde, und mein Herz schwoll unwillkürlich. „Da wäre vielleicht," dachte ich ferner, „das Glück!" und mein Herz, das bleiben wollte, suchte meine Vernunft, die abzureisen gebot, zu überreden. Mein Gefährte zog mich fort. Schon hatte sich der Gouverneur eingeschifft. Sobald wir ihm zur Seite waren, ließ man das Hauptsegel schießen. Die Barke legte sich unter den Wind, tanzte auf den Wogen und flog wie ein Pfeil dahin. Eine Minute später gewahrten wir nur noch Schnupftücher, die

am Ufer geschwungen wurden. Wir grüßten mit einem letzten Blick diesen Felsen, auf den uns der Zufall geworfen hatte, und sandten aus dem Grunde unseres Herzens ein letztes Lebewohl diesen Freunden von heute zu, die wir nie wieder sehen sollten.

Am Abend unserer Ankunft zu Syra gingen wir nach Athen ab.

Athen.

Man ist unglücklich, wenn man Athen gesehen hat; mit diesem Satze beginne ich kühn. Athen ist einer jener zauberischen Namen, die in uns Bilder erwecken, neben denen jede Wirklichkeit ungenügend oder sogar lächerlich erscheint. Die Einbildungskraft allein, diese wunderbare Fee, kann uns von ferne einen Schauplatz malen, wie er der Ereignisse würdig ist, an die uns dieses Wort erinnert; aber Angesichts der unversöhnbaren Wahrheit verliert sie ihre Macht. Alle Jugendträume verschwinden beim Anblick der heutigen Hauptstadt Griechenlands, und wenn man sie gesehen hat, so weiß man nicht, wie man das, was von den Erinnerungen der Vergangenheit vorhanden ist, in diesen Rahmen bringen soll.

Das österreichische Dampfboot, auf dem wir uns den Abend zuvor in Syra eingeschifft hatten, traf eine Stunde vor Sonnenaufgang auf der Höhe von Attika ein. Es war ein überaus reiner Frühlingsmorgen. Ueber unserem Haupte erloschen die Sterne nach einander, und die ersten Lichtstrahlen des jungen Tages bleichten den Horizont. Von einer frischen Brise getrieben, strich das Schiff rasch über ein Meer hin, das glatt wie ein Spiegel und weiß wie ein See von geschmolzenem Zinn war. An Bord schliefen die Passagiere noch. Das Verdeck war beinahe verlassen. Nur fünf oder sechs Griechen stützten sich, eingehüllt in ihre langen Regenmäntel mit Kapuzen, auf die Schanzverkleidung und sahen, wie in der Ferne die Berge ihres Vaterlandes immer größer wurden. Vor uns bildeten die Felsen

der Küste, eingehüllt in einen leichten Dunst, ein langes blaues Gewinde, dessen noch undeutliche Umrisse sich von Minute zu Minute schärfer abzeichneten, je mehr hinter ihren Gipfeln der Mond am Himmel emporstieg. Diese Felsen haben nichts Rauhes oder Wildes, nichts Verworrenes oder Zerrissenes; sie steigen lieblich empor und reihen sich in schönen Wellenlinien an einander, die je nach der Entfernung in mehr oder weniger dunkle Tinten gekleidet sind. Die Natur scheint dieses Land, das die Wiege der Künste werden sollte, mit Liebe zugeschnitten zu haben. Wenn man sich den Küsten Griechenlands nähert, fühlt man übrigens nicht, wie beim Anblick der Küsten Italiens, wie das Herz vor Begeisterung und Bewunderung hüpft. Ganz im Gegentheile empfindet man, sobald man die nakten Felsen Attika's und seine unfruchtbaren Berge erblickt, denen Zeit und Menschen nur ihren wunderbaren Schnitt gelassen haben, eine unfaßliche Traurigkeit, und dieses Gefühl, über das man sich nicht wohl Rechenschaft zu geben vermag, begleitet den Reisenden beinahe durch den ganzen Peloponnes.

Das Packetboot fuhr immer weiter, und schon konnten wir mit dem Blicke alle Krümmungen der Küste verfolgen. Zu unserer Linken brach die Felsenkette auf einmal ab, und man gewahrte in einiger Entfernung im Innern des Landes eine, amphitheatralisch in die Gebirge eingeschnittene und noch in den Morgennebel eingehüllte Ebene. Eine spitz zulaufende, steile Gebirgshöhe, die von ferne einem ungeheuren Thurme gleichsah, erhob sich inmitten dieser Ebene und durchdrang allein den Nebel. In diesem Thale lag Athen, und diese Gebirgshöhe war die Akropolis. Der Himmel hellte sich immer mehr und mehr auf. Die der aufgehenden Sonne ausgesetzten Hügel überzogen sich bald mit einem breiten rosigen Schimmer und schienen sich einen Augenblick mit blühenden Haidekräutern zu bedecken; dann erhob sich die Sonne in ihrer ganzen morgenländischen Pracht.

Eine Stunde später fuhr das Packetboot um ein kleines Vorgebirg und drang rasch in ein kreisförmiges Bassin ein, das etwa so groß ist, wie der Vendomeplatz: wir befanden uns im Piräus.

Der Piräus ist von einem Gürtel von weißen Häusern mit rothen Dächern und grünen Läden umgeben. Die Quais sind mit behauenen Steinen besetzt und gut gebaut; sie waren nicht sehr belebt, und die ersten Personen, die ich auf diesem Boden großer Erinnerungen bemerkte, waren — nie in meinem Leben werde ich es vergessen — zwei Spaziergänger in schwarzem Anzuge, die zwei Damen mit Rosahüten den Arm reichten. Sieben bis acht Fahrzeuge lagen in dem Bassin vor Anker. Das französische Schiff l'Inflexible, eine englische Fregatte und eine russische Corvette nahmen eine Seite ein; ein Dampfschiff, das sich umhertrieb, führte allein im Piräus die griechische Flagge. Dieses ärmliche, abgetackelte Fahrzeug, ohne Masten, Raaen und Taue, nahm sich traurig neben diesen schönen Fahrzeugen aus, die sich stolz unter dem Winde wiegten. War das nicht ein Bild jenes unglücklichen Griechenlandes, das lange Zeit hindurch nur unter dem Schatten der drei Großmächte gelebt hat, deren Flaggen wir wehen sahen?

Sobald das Packetboot Anker geworfen hatte, stießen mehrere Barken vom Quai ab und legten an unserem Schiffe an. Die Leute auf diesen Barken waren in europäische Tracht gekleidet, und bald riefen sie uns von allen Seiten zugleich in französischer Sprache an. „Heh, Monsieur, l'Hotel des Voyageurs! l'Hotel de France! la Pension Suisse!“ Man konnte sich in den Hof der Messageries Royales versetzt glauben. Einer dieser Leute lud unser Gepäck auf seine Barke und brachte uns nach dem Landungsplatz. In dem Augenblicke, da ich mit einem nicht zu bezeichnenden Gefühle der Ehrfurcht den Fuß auf die Steinplatten des Quais setzte, trat ein Grieche mit rother

Mütze auf mich zu und hielt in seiner Sprache eine Anrede an mich, von der ich auch nicht Ein Wort verstund. Auf meine Frage, was dieser Mensch von mir wolle, erhielt ich die Antwort, daß es ein Zollbeamter sei; ich gab ihm einige Sous, worauf er seines Weges ging. „Auf welche Weise werden wir uns nach Athen begeben?“ fragte ich den Führer; „ist hier ein Pferd, ein Maulthier, oder ein Kameel zu bekommen?“ Lachend und mit etwas frecher Miene antwortete er mir: „Im Piräus gibt es keine Kameele, aber ich will einen Fiaker holen.“ Ein solcher kam nun auch, ein numerirter, mit rothem Utrechter Sammt ausgeschlagener und mit zwei Kleppern bespannter Fiaker. Wir schlugen die Straße nach Athen ein. Diese flache, staubige Straße zieht sich wie ein langes weißes Band in gerader Linie hin und durchschneidet eine unbebaute und verödete Ebene, die mit hohem, schon im Monate Mai welkem Grase bedeckt ist. Ein, gerade inmitten des Hafens und der Stadt liegendes Olivenwäldchen bildet die einzige Unterbrechung in dieser gelblichen Steppe, über die der Blick traurig hinschweift.

Der Führer hatte neben dem Kutscher auf dem Bocke Platz genommen. Ich überhäufte ihn mit Fragen. „Was ist das?“ fragte ich ihn, auf einen Graben zeigend, den man für ein Flußbett gehalten hätte, wenn er nicht trocken gelegen wäre. „Das ist der Cephissus,“ antwortete er mir gelassen. „Und dieser große Berg da unten, ein wenig links?“ — „Das ist der Pentelikon.“ „Und der hier, etwas näher und gerade vor uns?“ — „Das ist der Hymettus.“ — „Der Hymettus!“ rief ich unwillkürlich aus, „ach, mein Gott, den Hymettus von dem Wagenfenster eines Fiakers aus sehen zu müssen!“ In dem Olivenhaine angekommen, hielt der Kutscher, nach dem unabänderlichen Gebrauche der atheniſchen Fuhrleute, um seine Pferde vor einer Trinkbude saufen zu lassen. Eine vollständige Sammlung jener schlecht colorirten Bilder, von denen bei uns auf den Dorfmärkten so viel verkauft

werden, und die Napoleon bei Austerlitz oder Murat bei Abukir darstellen, schmückte von außen die hölzernen Wände dieses elenden Gasthauses. Sobald man die letzten Olivenbäume hinter sich hat, wechselt das Schauspiel. Inmitten einer öden, von einer glühenden Sonne beschienenen, von allen Seiten durch die Berge eingeengten Ebene, erblickt man durch eine Staubwolke eine kleine weiße Stadt, die am Fuße einer vorspringenden Höhe, welche sie beherrscht, gleichsam zusammengedrängt ist. Der Gipfel dieser Höhe, die wie ein gewaltiges Piedestal sich erhebt, ist mit einer düstern Mauer gekrönt, über der man den gelblichen Giebel eines Tempels gewahrt. Dieser Tempel ist das Parthenon, und diese kleine Stadt*) ist Athen. Es gibt vielleicht keine melancholischere Landschaft auf der weiten Erde. Selbst wenn man die Vergangenheit vergißt, seufzt man unwillkürlich beim Anblick dieser großen stillen Ebene, dieser verödeten Berge, dieses neuen Fleckens, der sich so unverschämt inmitten der einstürzenden Ruinen erhebt. Man fragt sich ganz erstaunt, ob da wirklich die Stadt des Perikles seyn konnte. Sogar wenn der Führer den Namen Athen ausgesprochen, zweifelt man noch immer; dann erinnern uns die unbebauten Felder rings herum an die so traurige Campagna di Roma. Nun begreift man, daß die Jahrhunderte verschwunden sind, und daß die Hand Gottes auf diesen beiden Städten gelegen hat.

Die ersten Häuser erheben sich da und dort in Unordnung, und zeigen durchaus keinen Styl. Die Wände sind beinahe weiß und die Dächer beinahe roth. Eine gerade, ziemlich breite, nicht gepflasterte Straße mit ärmlichen Buden auf beiden Seiten, deren Schilde zum größern Theile in französischer Sprache geschrieben sind, durchschneidet die Stadt in ihrer größten Länge. Fünf oder sechs andere, engere und kürzere, verlassene und gleichfalls

*) Sie zählt fünfundzwanzigtausend Einwohner.

mit Staub bedeckte Straßen durchschneiden die erstere rechtwinkelig. Das ist das ganze Athen! Die Vorübergehenden tragen beinahe alle die europäische Tracht; nur von ferne erblickt man einen zierlichen Palikaren mit der Wespentaille und der stolzen Haltung, angethan mit der albanesischen Fustanella, der gold- oder silbergestickten Weste und einem großen Strohhut. Die Stadt, ohne Leben und Bewegung, zeigt eine kleinliche und bürgerliche Physiognomie, in der man vergebens den fremden Charakter, die morgenländische Färbung sucht. Man hätte glauben können, man befinde sich in einer Vorstadt von Marseille, geworfen in eine der staubigen Ebenen der Provence. Ein einziger langer und ärmlicher Palmbaum erhebt sich inmitten der großen Straße, sticht gegen den durchsichtigen Himmel ab und erinnert uns, daß wir uns unter der Breite von Attika befinden. Wenn man, nachdem man die Hauptstadt Griechenlands durchwandert, in einem französischen Hotel ankömmt, so hat man — offen gesagt — die grausamste Enttäuschung erlitten, die einem Reisenden widerfahren kann.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß die wunderbaren Denkmale des Alterthums die wirkliche Stadt verschönerten. Die Ruinen der Vergangenheit liegen gänzlich außerhalb des heutigen Athens. Die schwarzen Mauern der Akropolis verbergen die Schätze, die sie verschließen, Aller Augen. Um das Werk des Phidias zu sehen, muß man eine kleine Reise machen. Der Tempel des Theseus befindet sich diesseits der ersten Häuser, in der Nähe der Straße nach dem Piräus; der des Jupiter Olympius liegt auf der entgegengesetzten Seite, jenseits der Stadtmauer. In den Straßen erblickt man weder Inschriften, noch Bruchstücke der Bildhauerarbeit; der Schwamm herrscht in allen Wänden. Ich mache nicht darauf Anspruch, eine neue Beschreibung der Ruinen von Athen zu geben, die alle Welt kennt; aber man muß sagen, daß beim Anblicke dieser Mei-

sterwerke der Kunst das erste Gefühl, das man empfindet, nicht Bewunderung, sondern Ueberraschung ist; man ist, namentlich wenn man von Italien kömmt, einen Augenblick betäubt über die kleinen Verhältnisse dieser Denkmale: der Theseustempel erscheint (die Archäologie möge mir das zu Gute halten) nicht größer als der Triumpbogen des Carousselplatzes, und das Parthenon ist kleiner als die Magdalenenkirche. Man späht umsonst nach jener von den Reisenden so hoch gepriesenen, vergoldeten Schattirung der Ruinen Attika's. Diese merkwürdige Tinte habe ich nur in Spanien an dem Alhambra gefunden; dort hat das Licht dem löcherigen Stuck, den es durchdringt, in Wahrheit eine bewunderungswürdige resige Schattirung verliehen; aber der harte Marmor Griechenlands färbt sich nur auf der Oberfläche, und die Tinte wird schwarz, indem sie sich verdichtet. Der Himmel hat somit die Tempel Athens nicht vergoldet, sondern gebräunt. Diejenige Seite der Säulen, die seit so vielen Jahrhunderten der Gluth der Sonne ausgesetzt ist, hat sich mit einer braunen, harten Tinte bekleidet, die an die Rostfarbe erinnert, die entgegengesetzte Seite aber hat ihre ursprüngliche Weiße bewahrt. Der zu schroffe Gegensatz dieser beiden Schattirungen berührt das Auge anfänglich unangenehm und schadet der Weichheit des Umrisses. Einige anscheinend kleinliche Eigenthümlichkeiten stoßen dem Fremden während seines Besuches dieser Ruinen auf. Ohne vorherige Erlaubniß kömmt man nicht in die Akropolis. Wenn man in Schaffhausen, um den Rheinfall zu sehen, eine Glocke ziehen muß, so muß man in Athen mit dem Pförtner sprechen, um das Parthenon besuchen zu können. Diese Maßregel war übrigens unerläßlich; denn die Landsleute des Lord Elgin machen sich nirgends ein Gewissen daraus, mit dem Stock den Figuren die Köpfe, oder den Statuen die Finger abzuschlagen, unter dem Vorwande, sie als Erinnerungen von ihren langen Reisen nach Hause zu bringen. Der

Boden der Akropolis ist voll von Marmorstücken und ganz versperrt mit symetrisch aufgestellten Bausteinen. Arbeiterbuden erheben sich da und dort; Hammerschläge ertönen, und der bairische Thürhüter hält seinen gelehrten Vortrag; Alles zerstreut, stört und bringt zur Verzweiflung. Gewaltige Balken stemmten sich gegen die Säulen des Minervatempels. Was sollte dieses Gerüste an diesem Denkmal? Es handelte sich hier ohne Zweifel von einer Restauration, und gewiß ward sie in einer löblichen Absicht unternommen; aber wenn man von der Höhe der Akropolis aus die Art Kaserne mit dem Marmordache betrachtet, die man den neuen Palast nennt, so kann man nicht umhin, zu schaudern bei dem Gedanken, daß die Restauration des Parthenon vielleicht ungeschickten Händen anvertraut sey.

Als Perikles unter der Leitung des Phidias die, nach dem Urtheil aller Jahrhunderte, schönsten Tempel der Welt aufführte, hatte er Athen nicht blos zur Hauptstadt der Künste gemacht, sondern auch seinem Handel eine große Ausdehnung verliehen. Damals wie heutzutage war der Boden von Attika weit entfernt, alle, für den Lebensunterhalt erforderlichen Elemente zu liefern. Die Einwohner hatten Mangel an Wolle, Pferden, Eisen und Bauholz. Eine ungeheure Menge Frucht wurde aus Sicilien, Aegypten, dem taurischen Chersones und Macedonien eingeführt, und kaum reichten die Einkünfte des Staates hin, diese Einfuhren zu decken. Da riefen die Athener die Kunst zu Hülfe, das Kupfer von Delos, das Gold von Lydien und das Elfenbein von Libyen wurden in ihren Händen unerschöpfliche Quellen des Reichthums. Die Manufakturen der Stadt des Perikles erfreuten sich eines Rufes ohne Gleichen. Von allen Seiten kamen die Kaufleute nach dem Piräus, um den Ertrag fremder Länder gegen die Bildsäulen, die Vasen oder die Waffen von Athen zu vertauschen. Man machte dem Perikles seine großen Ausgaben zum Vorwurf, und in der That hatten auch die, von Phidias erbau-

ten Tempel, der Angabe des Pausanias zufolge, nicht weniger als viertausend Talente oder zweiundzwanzig Millionen Franken, d. h. also den dreifachen Betrag der Staatseinkünfte gekostet; aber in wenigen Jahren war das Gedeihen der Stadt gesichert, und der Reichthum der Griechen von Athen überstieg den Wohlstand der Carthager, der Phönizier und der asiatischen Griechen, sowie der Bewohner von Samos, Rhodus und Syracus.

Die gegenwärtige Regierung besaß den fürsorgenden und in die Ferne sehenden Blick des Perikles nicht. Zur Zeit ihrer Einsetzung existirte Athen nicht mehr; indem sie die neue Hauptstadt auf die Stelle der alten Stadt gründete, verkannte sie zugleich den Wunsch der Griechen und ihren eigenen Vortheil. „Griechenland," schrieb man damals, „ist eine Auferstehung; wenn man Etwas auferweckt, so muß man es mit seiner Gestalt, mit seinem Namen, mit seiner vollständigen Individualität wiedergebären."

In unsern Tagen jedoch erstehen Städte wie Athen nicht wieder mit ihrer Form, und ihr Name erdrückt sie. Die Hülfsquellen des jungen Reiches waren zu schwach, als daß es eine Stadt hätte gründen können, die der Ruinen, der Erinnerung und des Namens von Athen würdig gewesen wäre. Wie ist es darum auch gekommen? Durch Verfolgung dieses Planes hat man nichts gewonnen, und viel verloren. Die Denkmale der Vergangenheit machen die Bauten der Neuzeit lächerlich, und die neuen Häuser schaden dem Eindruck der Ruinen. Das war leicht vorherzusehen. Ein noch wichtigerer Beweggrund hätte zum Aufgeben dieses unglücklichen Gedankens bestimmen sollen. Seit Perikles ist der Boden von Attika nicht reicher geworden, und die Athener haben ihren Geist verloren. Die Griechen sind nicht mehr wie früher, ausgezeichnete Arbeiter, und die Kunst ist in Griechenland gestorben; aber sie sind treffliche Seeleute, und der Handel sucht in ihrem Lande neu zu erstehen. Die Hauptstadt, die der Mittelpunkt des Verkehrs hätte sein sollen, ist gänzlich

davon entfernt. Es ist und kann durchaus kein Handel in Athen seyn. Die Entfernung von mehr als zwei Stunden, die den Hafen von der Stadt trennt, verhindert die Fahrzeuge, den Weg nach dem Piräus einzuschlagen, und Syra zieht den ganzen Handel des Archipels an sich. Dieser unfruchtbare Felsen erlangt mit jedem Jahre eine höhere Bedeutung. Der Hafen von Syra ist heutzutage der Durchschnittspunkt der Linien der französischen und österreichischen Packetboote, welche die Meere der Levante in allen Richtungen durchkreuzen, seine Bevölkerung hat sich seit acht Jahren verdreifacht und nimmt mit jedem Tage bedeutend zu. Wenn man die neue Hauptstadt im Piräus oder auf der Landenge von Korinth gegründet hätte, so wäre sie ohne Zweifel der Mittelpunkt des Verkehrs geworden, der in Syra und Patras zusammenfließt. Die Griechen verlangten dringend, daß man einen dieser beiden Plätze wähle; dieses Volk von Seeleuten bedurfte zu seiner Hauptstadt eines Seehafens, und wenn man die Volksstimme gehört hätte, so wäre vielleicht dieser junge Königssitz jetzt nach Constantinopel die wichtigste Stadt des Orients. Ganz im Gegentheile führt Athen, in seiner vereinzelten Stellung im Binnenlande, und verlassen von der arbeitenden Bevölkerung, kaum eine Art Pflanzenleben. Man hat hier an Allem Mangel, und Alles steht hier in unverhältnißmäßigem Preise. Für die Fremden sind die schlechten Herbergen der Hauptstadt des Königs Otto theurer als die guten Gasthöfe von London.

Auch das Klima ist einer der Feinde der neuen Stadt. Im Thalgrunde gelegen und von allen Seiten durch Berge eingeschlossen, ist Athen unglückseliger Weise den Nordostwinden versperrt, die Griechenland gesund machen, sowie den Seewinden, die diesem glühenden Boden ein wenig Frische zuwehen. Darum wird auch drei Monate des Jahres hindurch die unbewohnbare und keineswegs gesunde Hauptstadt ein wahrer Schwitzkasten. Zur heißen Jahreszeit verlassen die fremden Diplomaten und der athe-

nische Adel die Stadt, um im Piräus oder auf dem umliegenden Lande ein wenig frische Luft einzuathmen. Die benachbarten Villas der Athener sind im Allgemeinen klein, nicht sehr schattig und ebensowenig bemerkenswerth. Hiebei müßen wir jedoch das herrliche Schloß ausnehmen, das eine unserer Landsmänninnen vor wenigen Jahren am Fuße des Pentelikon hat erbauen lassen. Die Frau Herzogin de Plaisance, die in ihrem, wie in den ersten Tagen glühenden Herzen das heilige Feuer der Philhellenen bewahrt, hat Griechenland zur neuen Heimath angenommen und sich einen heiligen, aber schwierigen Beruf dadurch auferlegt, daß sie die Künste in Attika wieder zu beleben suchte. Diesem muthigen Vorhaben hat sie in einem schönen Titel und einem großen Vermögen zwei kräftige Stützen zu leihen vermocht. Freischulen wurden durch ihre Sorgfalt errichtet. Endlich hat sie junge französische Künstler nach Athen gezogen, die, wie man uns gesagt hat, ohne großen Erfolg die atheniſchen Kinder das zu lehren versuchen, was ihre Väter uns gelehrt haben.

Die Umgebungen von Athen sind nicht gesund, wie das Klima von Griechenland überhaupt tückisch ist; die Malaria wüthet hier den Sommer hindurch, besonders in den feuchten Gegenden, wo der Oleander wächst. Diese Pflanze ist ein beinahe sicheres Anzeichen von der Ungesundheit des Bodens, der sie erzeugt. Die Einheimischen leiden weniger von dem Witterungswechsel als die Fremden, die nur zu oft dessen Opfer werden. Der Reisende muß sich auf's Sorgfältigste schützen, sich gegen den mindesten Temperaturwechsel verwahren, sich auf den Boden zu legen vermeiden, und sich einer strengen Diät unterwerfen. Der unmäßige Genuß des Weines, der Früchte und der Sumpfgewächse verursacht fürchterliche Ruhren. Die mindeste Erkältung (und in einem Lande, wo die Sonne glühend und der Boden eisig ist, fällt es schwer, sich davor zu schützen) hat gewöhnlich

ein Fieber im Gefolge, das stets gefährlich und bisweilen tödtlich ist. Wenn man einen Anfall verspürt, ist alsbaldige Abreise das beste Mittel. Ob man nach Constantinopel oder nach Italien geht, das ist am Ende einerlei, aber um jeden Preis muß man Griechenland verlassen. Eine Veränderung des Klima's ist viel wirksamer als das Chinin; bisweilen ist sogar die Luft des Heimathlandes ein Hauptheilmittel, während in andern Fällen das Uebel allen Mitteln widersteht. Man weiß, wie viele unserer Soldaten elendiglich auf Morea umgekommen sind, und mehrere Offiziere haben von dieser Expedition Fieber mitgebracht, an deren Folgen sie noch heute, nach fünfzehn Jahren, in Frankreich leiden.

Man sieht, wie überaus vortheilhaft es gewesen wäre, wenn man die neue Hauptstadt der Hellenen an das Ufer des Meeres versetzt hätte. Alles mußte dabei gewinnen, die Entfaltung, die Schönheit der Stadt, der Handel, das öffentliche Wohlbefinden und die Kunst selbst; denn der Eindruck der Ruinen aus dem Jahrhundert des Perikles wäre weit erhabener und melancholischer gewesen, wenn man sie in der ganzen Poesie des Stillschweigens und der Einsamkeit vereinzelt inmitten der Ebene des alten Athens gelassen hätte. Unglücklicherweise wollte der König von Baiern nie zugeben, daß man über diesen Punkt die Stimme des Volkes höre; er bestimmte, daß die Stadt an derselben Stelle neu erstehe, an der sie begraben lag. Dies ist nicht der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann. Indem der König von Baiern seine Vorliebe für die Künste nach den Staaten seines Sohnes verpflanzte, hat er vergessen, in Griechenland auch jenes Finanzsystem einzuführen, vermittelst dessen er, wie Adrian in seiner Villa bei Tivoli, in seiner Hauptstadt alle Denkmale zu versammeln wußte, die ihn auf seinen Reisen am meisten ansprachen. Man hat mir zu München versichert, daß der König, um seine Lieblingsneigung zu befriedigen, jedes Amt gewisser-

maßen zum Voraus besteure. Das Budget des Krieges insbesondere wird, wenn man den Baiern glauben darf, oft zum Besten der öffentlichen Arbeiten verwendet. Sobald ein Stabsofficier stirbt, läßt man, statt einen Nachfolger für ihn zu ernennen, seine Stelle einige Jahre hiudurch unbesetzt; der König zieht seinen Gehalt an sich, und beim Verlust eines Generals gewinnt Baiern eine Bildsäule, ein Gemälde, oder den Giebel eines Tempels. Sicherlich vermöchte man diese Methode nicht zu tadeln. Die Armee löst sich, wenn es an einem Officier fehlt, keineswegs auf, die Grenzen des Reiches werden darum nicht überschritten, und München wird von Jahr zu Jahr merkwürdiger. In Griechenland hat man, weit entfernt dieses System anzunehmen, lange Zeit hindurch die Hülfsquellen eines verarmten Schazes damit vergeudet, daß man eine unnütze Armee mit Gold bezahlte und zu gleicher Zeit mit großen Kosten Gebäude aufführte, die nicht unumgänglich nothwendig waren.

Noch am Tage meiner Ankunft zu Athen erhielt ich als Antwort auf ein, schon am Morgen abgesandtes Empfehlungsschreiben eine Einladung auf den Abend zum Ball. Diese Einladung erfreute mich sehr, denn sie bot meiner Neugierde einen neuen Reiz. Allerdings glich die bescheidene Hauptstadt des Königs Otto nicht sehr jenem stolzen Athen, von dem ich so oft geträumt hatte; aber sollte ich nicht bei den Bewohnern interessante Gebräuche und für mich neue Sitten zu studiren bekommen? Diese Hoffnung blieb mir noch, und ich ging auf den Ball, indem ich sehr darauf rechnete, daß mich die Menschen für die Steine entschädigen würden. Ein Fiaker führte mich zu meinem Amphitryon. Ganz nach Pariser Mode dienten zwei, über dem Eingang angebrachte Lampen den Geladenen als Leuchtfeuer. Im Vorsaal nahm mir ein Lackei meinen Mantel ab, und ein zweiter Diener meldete mich in einem ziemlich hübschen Salon, der nach französischer Weise meublirt war. Die Gesellschaft war schon vollzählig.

Die Herren, die sämmtlich schwarze Kleider trugen, drängten sich inmitten des Salons; die Damen, durchgängig in europäischer Tracht, saßen auf den gepolsterten Bänken. Als ich, nachdem ich mich von einem ersten Erstaunen und jenem unbehaglichen Gefühle erholt, das man stets beim Eintritt in einen Saal empfindet, in dem man sich völlig fremd glaubt, mit größerer Aufmerksamkeit die Gesichter gemustert hatte, blieb ich ganz betäubt stehen. Ich kannte beinahe Jedermann. Diese Gesichter hatte ich schon hundertmal gesehen; wo, wußte ich zwar anfänglich nicht, aber meine Erinnerungen hellten sich allmälig auf, und ich erkannte einen Diplomaten, den Stammgast eines Pariser Kaffeehauses, dann einen Marineoffizier und später einige junge Griechen, die in Frankreich erzogen worden und im Collegium meine Kameraden gewesen waren. Unter den Damen war vielleicht nicht Eine, die nicht wenigstens einen Winter in Paris zugebracht hatte. Sie waren alle ausgezeichnet elegant; jede Woche kommen im Piräus der frischeste Putz und die neuesten Moden an. Um einen Begriff von der außerordentlichen Sorgfalt zu geben, mit der die elegante Welt von Athen hinsichtlich ihrer Toilette zu Werke geht, werde ich blos zu sagen brauchen, daß eine Dame aus der Chaussee d'Antin, deren Schönheit mit Recht in Paris berühmt ist, sich gleichzeitig mit uns in Griechenland befand. Sie kam ausdrücklich, wie man uns versicherte, in die Levante, um neue Stoffe einzukaufen und um den Taktykos von Smyrna gut aufsetzen zu lernen. Am ersten Tag hatte ihre Ankunft die ganze weibliche Gesellschaft in Schrecken versetzt, aber des Abends hatte man sich wieder beruhigt; die Bänder der Löwin wurden für verschossen erklärt, und an ihrer Toilette fand man viel auszusetzen. Der Ball wurde allmälig belebt. Man walzte mit Entzücken nach Compositionen von Strauß. Die Gesellschaft war sehr heiter, aber von lokaler Färbung war

auch nicht ein Schatten zu sehen. Nicht die mindeste Kleinigkeit erinnerte an den Orient. Französisch war die einzige Sprache, die geredet wurde; mit Einem Worte, von einem eleganten Hause der Rue Saint Lazare hätte man in diesen griechischen Salon gehen können, ohne den Unterschied zu gewahren.

Der hohe Adel von Athen ist zuvorkommend, lebhaft und vor Allem aufgeräumt. Im Winter wie im Frühjahr folgen sich Bälle, Feste und Diners ohne Unterbrechung. Eine ziemlich erträgliche italienische Truppe, die, gleich der von Paris, das Jahr in zwei Abschnitte theilt, kommt des Herbstes in der Hauptstadt von Griechenland an, nachdem sie sich die heißen Sommertage hindurch bei den Dilettanten von Smyrna Lorbeeren gesammelt. Im Sommer treten Landpartien, Abendessen im Freien und Ausflüge nach Aegina und Eleusis an die Stelle der rauschenderen Freuden des Carnevals. Da die Gesellschaften nicht sehr zahlreich sind, so kennt sich Jedermann, und man genießt in Athen Etwas, was man in den großen Städten beinahe gar nicht kennt, die Vertraulichkeit in der Welt. Dieser Zustand ist gewiß reich an Reizen, aber er hat auch sein Unangenehmes. Aus der fortwährenden Annäherung von Personen, deren Vermögen und Stellung verschieden sind, entsteht unfehlbar eine Menge kleiner Eifersüchteleien, die sich, selbst wenn sie sich nicht äußerlich verrathen, ahnen lassen. In Athen wie in allen kleinen Städten sind die Häuser so zu sagen durchsichtig. Die Lebensweise eines Jeden ist bis in ihre kleinsten Einzelnheiten bekannt, und da es an Stoff zum Gespräche fehlt, so redet man viel von Andern. Die Leichtigkeit der Sitten gibt der Lästerung einen neuen Reiz; darum ist auch die Chronik der athenischen Salons sehr piquant, und diese Chronik kennt man schon am ersten Tage; in Griechenland wie anderwärts finden sich gute Seelen, die sich kein Gewissen daraus machen, dem Namen einer jeden Frau den ihres vorgeblichen Cavaliere servente beizufügen. Gleichwohl müßen wir sa-

gen, daß die italienischen Bräuche, obgleich von der Mehrzahl angenommen, in der Gesellschaft von Athen auf viele Dissidenten gestoßen sind. Vor wenigen Jahren entrüstete sich eine fremde Dame, die Gemahlin eines Botschafters, über die Leichtigkeit der Sitten und suchte sie zu reformiren. Sie traf eine Auswahl unter der hellenischen Welt und öffnete ihren Salon nur einer geläuterten Gesellschaft. Obgleich sich die jungen Männer gegen diese neue Ordnung der Dinge widerspenstig gezeigt, und die hübschesten Frauen, um die Wahrheit zu sagen, dem Banner des Puritanismus keineswegs mit großer Begeisterung zu folgen geschienen, machte die Reformation gleichwohl ihre Proselyten, und die Gesellschaft spaltete sich. Der neue Salon war der tugendhafteste von Athen, ein anderer war der munterste. Zwei Lager bildeten sich, und die Zwietracht schwang ihre Fackel.

Uebrigens spalten noch ernstere Scheidungsgründe als diese weibliche Nebenbuhlerschaften die athenische Welt, — die politischen Meinungen. Die Gesellschaft von Athen besteht nicht ausschließlich aus Griechen; es bilden vielmehr die fremden Diplomaten und ihre Familien ihren eigentlichen Kern. Jeder dieser Diplomaten, der französische, englische und russische, sucht seinen Einfluß vorherrschend zu machen, jeder hat seine Anhänger unter den Griechen, und es ist unmöglich, daß die Chefs dieser drei Parteien in den Salons gänzlich die Bestrebungen ihres Cabinetes vergessen sollten. Dasselbe Mißtrauen herrscht zwischen ihren Proselyten, und die Politik wirft in Griechenland so gut wie in Paris, ihr Gift in die gesellschaftlichen Beziehungen. Zudem sind solche Spaltungen in Griechenland viel bedenklicher und ernsthafter, als in jedem andern Lande. Der Unabhängigkeitskrieg, der noch so nahe hinter uns liegt, und aus dem beinahe alle, heutzutage an der Spitze der Regierung stehende Männer hervorgegangen, ist, wie er es auch nothwendigerweise seyn mußte,

ein gewaltiger Heerd der Spaltungen gewesen. Es ist sehr Schade, daß wir in Frankreich keine gute Geschichte jener Heldentage haben; wir müßen uns deßhalb an Pouqueville halten, und sein Werk, das vor zwanzig Jahren so großes Aufsehen erregte, scheint jetzt, da es das Verdienst der inneren Wahrheit verloren, nur noch die Emphase des Ausdruckes für sich zu haben. Es ist ein fortlaufender Dithyrambus, vermischt mit schmerzlichen Klageliedern und veralteten Versen an die Musen des Helikon. Es könnte übrigens erhaben seyn, wenn es einfach zu seyn gewagt hätte, denn die Geschichte der Nationen, und sogar alle Dichtungen bieten keine denkwürdigeren Ereigniße und keine ausgezeichneteren Helden dar, als die letzten Kämpfe der Hellenen. Marko Bozzaris in den Schluchten von Suli, steht so groß da wie Leonidas in den Thermophylen; wir dürfen Lord Byron, den Dichter des Unabhängigkeitskrieges jenem andern kriegerischen Dichter, dem Thyrtäus, vorziehen, und bei aller Achtung vor Virgil, finde ich meinerseits Kanaris, wie er seinen Brander mitten unter die feindliche Flotte treibt und mit eigener Hand in das Admiralschiff Feuer legt, ebenso heroisch, als der fromme Ulysses war, da er, um Ilion anzuzünden, sich im Bauche seines hölzernen Pferdes verbarg.

Ich habe versprochen, eine Reise zu schildern, und mache keinen Anspruch darauf, eine Geschichte zu schreiben; aber ich kann fürwahr den Boden, auf den ich mich jetzt versetzt finde, nicht verlassen, ohne jene großen Ereigniße zurückzurufen, die zu ihrer Zeit gewaltig Lärm gemacht, und die man jetzt schon wieder vergißt. Die Angehörigen meiner Generation kennen sie kaum. Namen wie Kanaris, Ypsilanti und Bozzaris, erwecken zwar im Gedächtniß die halbentschwundene Erinnerung irgend eines blutigen Drama's, das man zur Zeit unserer Kindheit des Abends am Kamin erzählte; aber die Verkettung der Thatsachen entgeht uns völlig, und es erscheint sehr langweilig, die fünf

oder sechs dicken Bände zu lesen, welche diese Erinnerungen klassifiziren könnten. Man wird mir also verzeihen, wenn ich hier einen kurzen Abriß der Ereignisse einverleibe, die Griechenland seit zwanzig Jahren bewegt haben. Diese Zusammenstellung, die überdies den Reiz eines Romans hat, wird das, was ich so eben gesagt, beweisen und mir die Erklärung der neuen Revolution, die Griechenland eine Verfassung verschafft, wesentlich erleichtern.

Die Knechtschaft der Griechen dauerte seit vier Jahrhunderten, als Mahmud, indem er einen rebellischen Pascha in Epirus züchtigen wollte, dieser lebhaften Nation, die nie an sich selbst verzweifelt hatte, Gelegenheit gab, das Joch abzuschütteln. Dieser Pascha war der bekannte Ali von Janina Aus einer ziemlich guten Familie hervorgegangen und aus Kleinasien stammend, war Ali durch seine Mutter, eine wahre Abenteurerin, erzogen worden. In seiner Jugend war er aus Neigung Räuberhauptmann geworden und hatte sich in diesem Gewerbe einen großen Namen gemacht. Durch List und Intriguen hatte er sich seine Ernennung zum Pascha, anfänglich von Thessalien und später gegen das Jahr 1788 von Epirus, zu bewirken gewußt. Sein Ehrgeiz, entflammt durch diesen ersten Erfolg, kannte bald keine Gränzen mehr, und er bebte, wenn es dessen Befriedigung galt, vor keinem Verbrechen zurück. Ausschweifender als Tiber, und grausamer als Caligula, hatte er Henker zu Pagen und Giftmischer zu Vertrauten. Alle Bey's seiner Umgebung wurden auf seinen Befehl gemordet, und er zog ihre Besitzungen an sich. Das Volk wagte bald nicht mehr, diesem Tyrannen Widerstand zu leisten, der die Sulioten und die Christen der akrocerauischen Berge ohne Erbarmen hatte niedermetzeln lassen. Im Jahr 1806 hatte Ali beinahe das ganze Griechenland in seine Gewalt übergehen sehen, und sein Vermögen belief sich auf mehr als vierzig Millionen. Mit Gold hatte er Stützen im Serail erkauft, und bis zum Jahr 1819 konnte er seine Schätze und seine Eroberun-

gen im Frieden genießen. Um diese Zeit schwur ein Mann, der an seinem Hofe erzogen worden war, und dessen Tochter er, wie man sagt, entehrt hatte, ihm den Untergang. Pacho Bey, dies war sein Name, verließ Janina heimlich, und langte, nachdem er zwanzigmal den Dolchen der Meuchelmörder Ali's entgangen war, zu Constantinopel an. Da zeigte er sich sehr thätig, den Pascha von Janina anzuschwärzen; er sprach mit Abscheu von seinen Grausamkeiten und mit Begeisterung von seinem Reichthum. Die Aufzählung der Goldtonnen und Edelsteine, die Ali besaß, verlockten die Minister, und die Gier that, was die Pflicht nicht zu bewirken vermocht hatte. Sie benachrichtigten den Sultan Mahmud von den Mittheilungen des Pacho Bey, der nun dem Sultan vorgestellt wurde, sein Vertrauen gewann und sich zum Kapidschi-Baschi ernennen ließ. Diese Ernennung war ein Donnerschlag für Ali. Er kannte die Gewandtheit seines Feindes und begriff, daß er sich ohne Zeitverlust dessen entledigen müsse. Dieser außerordentliche Greis hatte Seiden in allen Ländern, und vierzehn Tage später erhielt Pacho Bey auf offener Straße in Constantinopel mehrere Schüsse. Er wurde jedoch nur verwundet, und dieses freche, beinahe unter den Mauern des Serails ausgeführte Attentat brachte den Sultan außer sich, der nun sogleich einen Hattischerif erließ, durch welchen er den Pascha von Janina des Hochverraths schuldig erklärte und ihm gebot, innerhalb vierzig Tagen vor seinem Throne zu erscheinen. Ali hütete sich wohl, zu gehorchen, und zum ersten Male in seinem Leben empörte er sich offen. Im Monat Juli 1820 ging ein Geschwader unter dem Befehle des Pacho Bey ab, um den rebellischen Pascha zu züchtigen. Ali erschrack hierüber keineswegs; in Ermanglung der Volksgunst besaß er Gold. Er warb Truppen und leistete mehrere Monate hindurch den Heeren seines Gebieters kräftig Widerstand. Am Ende von seinem bezahlten Hülfsheere verlassen, von seinen Freunden und sogar von seinen Kindern

verrathen, war er genöthigt, vor den überlegenen und stets wieder erneuerten Truppen zurückzuweichen. Pacho Bey bemächtigte sich der Stadt Janina und gab sie der Plünderung preis. Besiegt, aber noch immer unbezähmbar, zog sich Ali mit den Entschlossensten unter seinen Soldaten in ein Schloß zurück, das er inmitten eines See's hatte erbauen und ausgezeichnet gut befestigen lassen. Hier wurde er bald von der ganzen Armee des Sultans belagert, und mehr als zwanzig Pascha's, die bis daher vor ihm gezittert hatten, verbanden sich jetzt, da sie die Stunde seines Verderbens kommen sahen, mit seinen Feinden. Mahmud mochte seinen Feind für besiegt halten, aber dieser Greis, der im Alter von achtzig Jahren die ganze Kraft und alle Leidenschaften der Jugend bewahrt hatte, war noch lange nicht am Ende seiner Hülfsmittel. Er setzte alle Vertheidiger seiner Sache zu seinen Erben ein, fesselte seine Soldaten durch Geschenke an sich, trat mit mehrern Häuptlingen der Belagerungsarmee in Verkehr, machte plötzliche Ausfälle, schlug die Türken zu wiederholten Malen, vernagelte ihre Kanonen und verschloß sich von Neuem in seine Burg, indem er erklärte, daß er sich beim ersten Angriff mit allen seinen Schätzen in die Luft sprengen würde. Diese Drohung machte Pacho Bey stutzig, und der alte Pascha benützte diesen augenblicklichen Aufschub, um mit seiner gewohnten Gewandtheit den Saamen der Zwietracht in dem ottomanischen Heere auszustreuen.

Unter den Truppen des Sultans befand sich ein Corps Sulioten. Bei der Kunde von der Befehdung ihres grausamen Feindes waren diese, früher von Ali vertriebenen Griechen nach sechszehnjähriger Abwesenheit in ihre Berge zurückgekehrt und hatten gegen den Pascha von Janina Dienste genommen. Indem Pacho Bey diesen Christen das Recht, auf ihre Gefahr das Land ihrer Väter wieder zu erobern, unter dem Vorwande verweigerte, daß die Türken daselbst Moscheen errichtet, entfremdete er sich sofort

diese tapfern Hülfsvölker, die zum größern Theile lange Zeit in fremdem Lande gedient, und deren Anführer, der berühmte Marko Bozzaris, mit Ruhm in den französischen Heeren gefochten hatte. Von der Unzufriedenheit der Sulioten benachrichtigt, beschloß Ali Pascha, sich dieselbe zu Nutze zu machen. Eines Morgens fiel eine, vom Schlosse im See abgefeuerte Bombe, ohne zu zerplatzen, in das Lager des Bozzaris. Einige Soldaten, die dieses Geschoß untersuchten, gewahrten, daß man eine Papierrolle als Lunte in die Rakete gesteckt hatte. Diese Papierrolle enthielt eine Proklamation Ali's an die Sulioten; er verpflichtete sich, ihnen die Berge von Suli zurückzugeben, versprach, sie mit Geld zum Behuf der Wiederaufbauung ihrer zerstörten Häuser zu unterstützen, wenn sie sich von der Sache des Sultans lossagen wollten, und als erstes Pfand für seine Versprechungen ließ er neue Bomben in ihr Lager werfen, die statt Pulver sechstausend Goldzechinen enthielten. Diese leeren Bomben sollten ganz Griechenland in Brand stecken. Die Sulioten nahmen die Vorschläge ihres frühern Feindes an, zogen beim hellen Tage mit klingendem Spiel aus dem Lager Pacho Bey's, erreichten ihre Schluchten und schlugen hier eine zu ihrer Verfolgung abgesandte Armee von fünftausend Türken auf's Haupt; bald endlich verbreiteten sie sich in ganz Griechenland und wurden die thätigen Anstifter eines allgemeinen Aufstandes. Arkadien erhob sich zuerst, Achaja und Akarnania ahmten sein Beispiel nach; die Bewohner des Chimäragebirges griffen zu den Waffen, und das, von Ali im Schach gehaltene Belagerungsheer sah sich von den Hellenen eingeschlossen. Die Worte Religion, Freiheit, Vaterland entflammten alle Herzen; die Bischöfe predigten den Aufstand im Namen der beschimpften Altäre; die auf Morea lebenden Türken wurden erwürgt; das Kreuz trat auf den Moscheen an die Stelle des Halbmondes, und die Griechen, schon stark geworden, antworteten auf die Aufforderungen der Türkei mit Flintenschüssen.

In dem Augenblicke, da sich der ganze Peloponnes zur Wiedererlangung seiner Unabhängigkeit begeistert erhob, bereitete sich auch in der europäischen Türkei eine aufrührerische Bewegung vor. Schon im Jahr 1815 hatte der Graf Capo d'Istria, um den Griechen zu Hülfe zu kommen, eine geheime Gesellschaft gegründet, die sofort ihre Verzweigungen in allen Ländern Europa's ausbreitete. Ursprünglich in einem menschenfreundlichen und wissenschaftlichen Zwecke gestiftet, nahm diese Gesellschaft bald eine ausschließlich politische Richtung an, und die unschuldige Gesellschaft der Philomusen wurde die feurige Verbindung der Hetäristen. Schon im Jahre 1818 war sie sehr mächtig und hatte in allen bedeutenden Städten Griechenlands, der europäischen Türkei und Kleinasiens ihre Vertreter und ihre Logen. Im Jahr 1821 stellte sich Alexander Ypsilanti an die Spitze der Hetäristen und begann sein Privatvermögen an die verschiedenen Chefs auszutheilen. Er kam in der Moldau an, erinnerte die Griechen an die Tage ihrer Unabhängigkeit, sammelte sich ein Heer von Proselyten und setzte sich gegen Bukarest in Marsch. Die ganze Wallachei stund im Begriff, sich zu erheben, als Oesterreich, das aus diesem Beispiele des Aufstandes für seine eigenen Provinzen fürchtete, und Rußland, auf das die Hetäristen gezählt hatten, die Versuche des Fürsten Ypsilanti völlig desavouirten und das Verdammungsurtheil darüber aussprachen. Dies hemmte den Aufschwung der Bevölkerung und schüchterte die Gemüther ein. Die Bewohner der Moldau und Wallachei verließen die Sache der Unabhängigkeit; die Bulgaren und Serbier aber blieben neutral. Von seinen Freunden verlassen und seinen Verbündeten verrathen, zählte Ypsilanti zu seinen Anhängern nur noch vier- bis fünfhundert junge Enthusiasten, von denen er unter dem Namen der heiligen Schaar eine kleine Cohorte bildete, die im Kampfe für die gute Sache unterzugehen bereit war. Diese jungen Leute machten ihrem Entschlusse Ehre; alle Tage angegriffen und

von ganzen Armeen umzingelt, vollbrachten sie Wunder der Tapferkeit und starben ruhmvoll. Alexander Ypsilanti schenkte, nebst einigen seiner Freunde, nachdem er lange, wie ein wildes Thier gejagt und immer verfolgt, in den Wäldern umhergeirrt, unvorsichtiger Weise dem Versprechen einiger Agenten des Wiener Cabinets Vertrauen und ging nach Siebenbürgen. Statt Freunde in Oesterreich zu finden, traf er Kerkermeister; man sandte ihn als Staatsgefangenen auf eine böhmische Festung, wo er kurze Zeit darauf starb. Sein erster Lieutenant, Georg der Olympier, ein thatkräftiger und unermüdlicher Mann, sammelte die zerstreuten Trümmer der heiligen Schaar und setzte den Krieg mit einer Handvoll Tapferer fort. Jeden Tag decimirt, sah sich sein Häuflein endlich genöthigt, in das Kloster Seko sich zurückzuziehen, wo eine türkische Armee ein paar Leute belagerte. Nachdem diese tapfern Griechen lange Zeit mit unerhörter Kühnheit Widerstand geleistet, öffneten sie ihren Feinden die Thore und sprengten, indem sie sich auf Pulvertonnen setzten, das Kloster mit mehr als zweitausend Türken in die Luft.

Als man in Constantinopel den Aufstand der Griechen von Morea und der europäischen Türkei erfuhr, kannte die Wuth der Türken keine Grenzen mehr; die Imans predigten die Niedermetzlung der Christen, und Constantinopel wurde der Schauplatz eines fürchterlichen Blutbades. Man schoß die Griechen auf offener Straße nieder und erwürgte sie des Nachts in ihren Häusern; mehr als fünfzig Bischöfe wurden, angethan mit ihren priesterlichen Gewändern, vor ihren Thüren aufgehangen, und, um sie noch mehr zu beschimpfen, ließ man ihre Leichname durch Juden in den Straßen umherschleifen. Weit entfernt jedoch, die Griechen einzuschüchtern, gab diese blutige Verfolgung ihrem Aufstande einen heiligen Charakter, und das Blut der Märtyrer düngte das Feld der Rache. Um sie zu züchtigen, hatte der Sultan alle seine Flotten bewaffnen lassen, aber mit den Griechen waren ihm auch

seine besten Seeleute verloren gegangen. Die Mannschaft der türkischen Fahrzeuge, aus Galeerensträflingen und aus Leuten jedes Gewerbes bestehend, wie man sie in den Buden von Constantinopel zusammengerafft, konnte nicht wohl gegen die kühnen Seeleute des Archipels ankämpfen, die Geschwader auf eigene Kosten ausrüsteten. Die Einwohner von Ipsara, Spezzia und Hydra opferten der heiligen Sache der Freiheit ihr ganzes Vermögen. Nur auf der kleinen Insel Hydra steuerten zehn Familien zwölf Millionen in den öffentlichen Schatz. Die Begeisterung war allgemein, und die Hellenen trugen gleich anfangs glänzende Siege zur See davon. Im Peloponnes war die Landarmee eben so glücklich; die wichtige Stadt Tripolizza wurde im Sturm genommen; dort befleckten die Griechen ihre Sache durch fürchterliche Repressalien; kaltblütig machten sie beinahe zehntausend wehrlose türkische Gefangene nieder. Auf Kandia wiegelte Melidoni seine Landsleute auf, bekämpfte mit Erfolg die türkischen Besatzungen, erwürgte ihre Anführer und fiel selbst unter dem Dolch von Neidern. Schon hatte die Fama die Kunde von dem kräftigen Aufstand und der trotzigen Haltung der Hellenen in der ganzen Welt verbreitet. Aller Augen wandten sich theilnahmsvoll diesem Volke zu, das endlich, seines alten Ruhmes sich erinnernd, seine Ketten abschüttelte; Aller Hände klatschten mit Enthusiasmus seinen Triumphen Beifall, und bald strömten aus allen Ländern Europa's hochherzige und begeisterte junge Leute nach Griechenland, um hier der Sache der Freiheit zu dienen. Diesem aufgestandenen, siegreichen und schon durch Hülfe unterstützten Volke fehlte es nur noch an einer Regierung. Demetrius Ypsilanti, der auf die Weisung seines Bruders Alexander die Armee der Hetäristen in der Wallachei verlassen hatte, um den Aufstand im Peloponnes zu leiten, wurde durch den Mund des Volkes als das Haupt der Hellenen bezeichnet. Er gesellte sich Maurokrodato und Negris bei und vereinigte in Epidaurus die Vornehmsten der Nation,

um Griechenland eine erste Verfassung zu geben. Unglücklicherweise war die Auctorität Ypsilanti's, groß genug, um den Neid zu erwecken, nicht auch mächtig genug, um ihn zu erdrücken. Heftige Erörterungen erhoben sich zwischen den Häuptlingen, die auf ihn eifersüchtig und durch Kastengeist und Provinzialhaß geschieden waren. Aus dem Rathe ging die Spaltung in die Armee über, und die Versammlung von Epidaurus, die dem Aufstand durch eine regelmäßige Ordnung desselben eine neue Kraft verleihen sollte, hatte den unglücklichen Erfolg, daß sie der Nation die Meinungsverschiedenheiten ihrer Chefs zeigte und ihr das Beispiel der Zwietracht gab.

Der alte Ali hielt sich noch immer in seinem Schlosse im See. Durch geheime Intriguen war es ihm gelungen, unter den Generalen des Belagerungsheeres Zwietracht auszustreuen, und alle Anstrengungen des Sultans wären vielleicht vor dem beharrlichen Widerstande des rebellischen Pascha's gescheitert, wenn ihm nicht der Verrath zu Hülfe gekommen wäre. Einer so langen Belagerung müde und ohne Zweifel durch den türkischen General bestochen, öffneten eines Tages Offiziere Ali's die uneinnehmbare Veste, die auch ungesäumt durch die ottomanischen Truppen besetzt wurde. Der Pascha von Janina fand noch Zeit, sich in einen Thurm zu flüchten, in welchem er nebst seinen Schätzen zwei tausend Faß Pulver verwahrt hatte. Ein an Ali abgesandter Parlamentär fand ihn auf reichen Teppichen liegend und ruhig rauchend in jener Pulverkammer, die er glänzend hatte möbliren lassen. Der Pascha von Janina war ein schöner Greis mit weißem Barte. Zu seiner Seite stund ein junger, zierlich gekleideter Page, eine brennende Lunte in der Hand, neben einem halb geöffneten Pulverfaß. Von diesem Anblicke höchst beunruhigt, setzte der Unterhändler zitternd den Zweck seiner Sendung auseinander. Jeder Vorstellung unzugänglich, begnügte sich der alte Pascha damit, kalt zu antworten, daß das Schloß innerhalb einer

Stunde in die Luft fliegen werde, wenn es nicht geräumt sey, und um seine Pünktlichkeit darzuthun, nahm er zwei Uhren, richtete sie sorgfältig und steckte eine derselben in seinen Gürtel, während er die andere dem Abgesandten übergab. Uebrigens, fügte er hinzu, sei er bereit, sich zu unterwerfen, wenn ihm der Sultan nebst einer vollständigen und unbedingten Begnadigung das Recht bewillige, seine Tage an irgend einem, ihm gut dünkenden Orte zu beschließen. — Das Schloß wurde eilends geräumt, und die Drohung des Greises jagte dreißigtausend Mann in die Flucht.

Der türkische General, der sich nun in großer Verlegenheit befand, da er den Ali weder auf's Aeußerste zu treiben, noch dem Sultan sein Ultimatum mitzutheilen wagte, beschloß, sich mit List aus dieser ärgerlichen Lage zu ziehen. Nachdem er vierzehn Tage zugewartet, ließ er dem Pascha sagen, daß der Begnadigungsferman aus Constantinopel angekommen sei; um ihn in Empfang zu nehmen, verstund sich Ali, zum ersten Male in seinem Leben unvorsichtig, dazu, seine Pulverkammer zu verlassen, indem er übrigens seinen jungen Pagen als Wächter des heiligen Feuers zurückließ Später ließ er, nachdem man ihm ein falsches Schreiben von Mahmud vorgezeigt, die drohende Fackel auslöschen. Weiter wollte man nicht; der wehrlose Page wurde alsbald niedergedolcht, und die Abgesandten von Constantinopel erklärten dem Ali, daß der Sultan seinen Kopf verlange. „Mein Kopf ist nicht so leicht zu bekommen", erwiderte der getäuschte Greis stolz, und seine Pistolen ergreifend, tödtete er drei seiner Gegner und hieb einen vierten mit dem Kandschar nieder. Die übrigen Offiziere des Sultans, die hierüber in Schrecken geriethen und den alten Pascha nicht Gesicht gegen Gesicht zu bekämpfen wagten, verschloßen ihn in den Saal und machten Löcher in die Decke, um ihn ohne eigene Gefahr zu erschießen. Ali fiel, indem er seinen Feinden ihre Feigheit vorwarf, und sein letzter Seufzer galt der Liebe zu

einer jungen Christin, die er dem Schwerte des Mörders entrissen, und deren reizendes und melancholisches Gesicht neben der wilden Physiognomie des Pascha's von Janina als ein eigenthümliches Seitenbild in der Geschichte erscheint. „Ihr, die Ihr mich tödtet," rief er, „erwürgt wenigstens auch meine arme Wasiliki, daß sie nicht durch elende Soldaten entehrt werde." Ali wurde endlich getödtet, aber im Tode noch hatte er der Hand, die ihn vernichtete, eine tiefe Wunde beigebracht: er vermachte dem Sultan den griechischen Freiheitskrieg.

Obgleich der Tod des gefürchteten Pascha's den Truppen, die ihn belagert, jede Freiheit der Bewegung gegeben, wurden die türkischen Heere gleichwohl in mehreren Treffen durch die Griechen geschlagen, und die vorübergehenden Vortheile, die sie davontrugen, kamen ihnen ebenso theuer zu stehen als ihre Niederlagen. In den Schluchten von Suli lieferte Bozzaris seinen Feinden einen Vertilgungskrieg; die Suliotenweiber hatten die Waffen ergriffen und folgten ihren Männern in's Gefecht nach; die Greise pflegten die Verwundeten, und die Kinder luden die Gewehre ihrer Väter. Dieser unerwartete Widerstand erbitterte die Türken, und um diese Zeit ermordeten sie feiger Weise die friedliche Bevölkerung der Insel Chios. Wir können füglicherweise unterlassen, von diesem Blutbade zu sprechen, da die Erinnerung daran noch in Jedermanns Andenken fortlebt. Vor zwanzig Jahren besangen die Dichter das Unglück der Chioten, und oft haben die Maler die blutigen Episoden jenes Tages gezeichnet, für den Kanaris durch Verbrennung der ottomanischen Flotte im Namen der Christenheit Rache nahm. Wüthend über diesen neuen Schlag, sandte Mahmud alle Truppen, die er zusammenbringen konnte, nach Griechenland, befahl überdieß durch einen kaiserlichen Ferman dem Vicekönig Mehemet-Ali von Aegypten, Kandia zu unterwerfen, und gebot allen Häuptlingen der Barbareskenstaaten, ihre Fahrzeuge nach dem Archipel zu

senden. Nun entstund in Griechenland, das sich von allen Seiten umzingelt sah, eine Bewegung der Furcht und des Schreckens; schon zerstreuten sich die Soldaten, und die Sache der Unabhängigkeit wäre vielleicht verloren gewesen ohne die feste Haltung des Demetrius Ypsilanti, der durch sein Beispiel den Muth und die Vaterlandsliebe überall neu erweckte. In Argos angegriffen, tödtete er den Türken zweitausend Mann, verfolgte sie, schloß sie in den Bergen ein und nöthigte sie, von Menschenfleisch zu leben. Maurokordato und Bozzaris, die in Missolunghi lagen, machten sich in demselben Augenblicke unsterblich, indem sie das Heer, das sie belagerte, vernichteten. Bald fiel Nauplia in die Hände der Hellenen. Zur See kam der Himmel den griechischen Seeleuten zu Hülfe. Stürme rieben die Geschwader auf, die den Brandern von Miaulis und Kanaris entkamen. Das war ein fürchterlicher Krieg: auf beiden Seiten mordete man sich ohne Gnade; die griechischen Führer gaben sich gegenseitig den Beinamen von Turkophagen (Türkenfressern), und gleichwohl fehlte es keineswegs an Zügen ritterlichen Heldenmuthes inmitten dieser erbitterten Kämpfe, während deren man sah, wie ein junger Fürst unter einem Kugelregen in's Handgemenge und mitten durch die Leichen ging, um seinen Finger zu suchen, den ihm ein Yatagan-hieb abgehauen hatte, und an dem ein kleiner Ring stecken geblieben war.

Der ottomanische General Kurdschid Pascha vergiftete sich aus Verzweiflung über diese Unglücksfälle. Noch immer unerschütterlich, rüstete der Sultan Mahmud eine neue Flotte aus und zog ein zweites Heer zusammen. Das Heer wurde vernichtet, und die Flotte wich vor den kleinen Geschwadern der Hellenen zurück. In diesen Tagen des Sieges erlitt Griechenland einen unermeßlichen Verlust: Marko Bozzaris wurde getödtet. Dieser unerschütterliche Chef hatte mit zweitausendfünfhundert Mann eine ganze Armee in Unordnung gebracht; er beschloß, den

Türken den Todesstoß zu versetzen, indem er mit einer auserwählten Schaar bei einer dunkeln Nacht in ihr schlecht bewachtes Lager drang. „Wenn Ihr mich," hatte er zu seinen Soldaten gesagt, „in der Dunkelheit aus dem Gesichte verliert, so marschirt auf das Zelt des Pascha zu; dort werdet Ihr mich finden." Still rückt er an der Spitze seiner Truppe vor; beim Geräusch seiner Schritte erwachen neun, unter einem Baume schlafende Albanier und machen Lärm; Bozzaris erdolcht fünf mit eigener Hand; beinahe sofort herrscht eine fürchterliche Verwirrung im feindlichen Lager. Inmitten der, vom Blutbade müden Griechen tödten sich die Türken in der Finsterniß selbst unter einander. Obgleich von kleiner Gestalt, besaß Bozzaris gleichwohl eine außerordentliche Kraft und Behendigkeit. Seinem Versprechen gemäß, war er gerade auf das Zelt des Pascha zugelaufen. Er wurde erkannt, umringt und von allen Seiten angefallen; er vertheidigte sich wie ein Löwe und brach sich mit Dolch und Säbel Bahn; aber endlich erhielt er eine Kugel vor die Stirne und fiel, indem er jenen Schrei ausstieß, der an die berühmten Worte eines Helden Frankreich's erinnert; „Meine Freunde, ich sterbe, rächet mich!" Ebenso sanft und einfach in seinem Familienkreise, als fürchterlich auf dem Schlachtfelde, hat Bozzaris einen reinen Namen und einen makellosen Ruhm hinterlassen. Sein ganzes väterliches Erbgut hatte er dem Unterhalte seiner kleinen Armee geopfert und seine Kinder sind nunmehr vermögenslos. *)

Die türkischen Völkerschaften von Albanien hatten den Muth verloren und weigerten sich, gegen die immer siegreichen Griechen zu marschiren. Mahmud fand keine Soldaten mehr, und er mußte zu Anfang des Jahres 1824 dem Vicekönig von Aegypten die

*) Der Sohn von Marko Bozzaris ist gegenwärtig Adjutant des Königs Otto und seine Tochter, Rosa Bozzaris, Ehrendame der Königin Amalie, gilt mit vollem Rechte für die schönste Blume Griechenlands.

Paschalik von Morea und Candia übertragen, unter der Bedingung, daß er die Fortführung des griechischen Krieges übernehme. Somit war also der Sultan, um rebellische Unterthanen zu züchtigen, schon genöthigt, einem gefährlichen Vasallen eine Macht zu geben, die sich dieser bald zu Nutzen machen sollte, um auch seinerseits die oberhoheitliche Auctorität abzuschütteln. Die Griechen übrigens veranstalteten ebenfalls zweckmäßige Werbungen. Die Zahl der Philhellennen steigerte sich von Tag zu Tag. Schon kämpften der Oberst Fabvier, dem es allein gelang, ein Palikarencorps nach europäischer Weise zu disciplíniren, der Oberst Stanhope und viele andere Offiziere von Auszeichnung im Peloponnes. Endlich hatte sich auch Lord Byron, nachdem er zu London ein Anlehen für Griechenland negociirt, eingefunden, um der Sache der Freiheit mit seinem Muthe, seinem Credit, seinem Vermögen und seinem Geiste zu dienen. Um in die militärischen Operationen mehr Einheit zu bringen, um eine engere Verbindung mit den entfernteren Bezirken zu erzielen, errichtete er einen Postdienst, ließ Pressen kommen und gab ein Journal heraus, das unter dem Titel: Hellenische Jahrbücher, im Januar 1824 erschien. Durch ihre heldenmüthige Vertheidigung riefen die Griechen nicht blos Beispiele edler Aufopferung hervor, sondern sie gewannen auch allmälig die Sympathien der Völker. Frankreich, Rußland und England, die nicht, wie Oesterreich, im griechischen Aufstande ein schlimmes Beispiel für ihre Provinzen befürchteten, begannen die Bestrebungen der Hellenen mit günstigem Auge zu betrachten. Ein erstes Anlehen von zwanzig Millionen wurde zu London contrahirt. Unglücklicherweise führten weder die Ordnung noch die Sparsamkeit den Vorsitz bei der Verwendung dieser Gelder, die den Griechen die Mittel zu Beendigung des Krieges hätten liefern können. Als man den Truppen einige Soldrückstände bezahlt und ein paar Fahrzeuge gekauft hatte,

fand sich, daß kaum Geld genug im Schatze verblieb, um einige einflußreiche Personen zu befriedigen, die dem Vaterlande große Vorschüsse gemacht zu haben behaupteten. Dieselben Häuptlinge, die zur Zeit, da Griechenland arm war, eine bewunderungswürdige Uneigennützigkeit an den Tag gelegt hatten, zeigten sich unersättlich, als sie es für reich geworden hielten. Ehrgeizige Rivalitäten tauchten von allen Seiten auf, heftige Discussionen folgten nach; eine Faction erhob sich gegen die neue Regierung, in der damals Konduriotis den Vorsitz führte, und der Zwist kam so weit, daß die beiden Parteien trotz der Bemühungen Ypsilanti's in's Handgemenge geriethen. Dieses Anlehen, das die Unabhängigkeit Griechenlands sichern sollte, wurde im Gegentheil ein Apfel der Zwietracht. Zu derselben Zeit erlag, sich selbst überlassen, die Insel Candia den Anstrengungen der ägyptischen Armee, und um das Maaß des Unglückes voll zu machen, starb Lord Byron in dem Augenblicke, da er Lepanto erstürmen wollte. Der große Dichter hatte bis daher auf seine Kosten ein Corps von sechshundert Sulioten unterhalten und in wenigen Wochen über fünfmalhunderttausend Franken ausgegeben. Sein Geist im Kriege angewendet, und sein Einfluß in England geltend gemacht, hätten der Sache der Hellenen großen Vorschub geleistet; darum setzte auch sein Tod ganz Griechenland in Trauer. Eine düstere Niedergeschlagenheit folgte auf die Begeisterung der schönen Tage; weder die Aufopferung der Ipsarioten, die dreitausend Mann stark, von einer zahlreichen Flotte blockirt und angegriffen, sich mit viertausend ihrer Feinde in die Luft sprengten, noch die Siege, die Miaulis und Kanaris zur See davontrugen, indem sie mit ihren kleinen Fahrzeugen Flotten von dreihundert Segeln angriffen und schlugen, und das ägyptische Geschwader bis in den Hafen von Alexandria verfolgten, fachten die erste Glut im Peloponnes wieder an. Uebrigens versuchte man, jedoch ohne besondern Erfolg, die Klänge der Zwietracht zum Schweigen zu bringen und die

Einheit im Lande wieder herzustellen. Nun erschien ein Mann von hohem Geiste und edlem Charakter, der mehr als jeder Andere dazu beitrug, die Faction im Peloponnes wieder auf den Boden der Ordnung zurückzuführen: Johann Koletti. Maurokordato, der schon daran dachte, Griechenland unter den ausschließlichen Schutz Großbritanniens zu stellen, hatte eine englische Partei gebildet, Koletti seinerseits schuf eine französische Partei, und nun begann zwischen diesen beiden Männern jener loyale und ernstliche Kampf, der noch heute fortwährt. Die Ankunft einer ägyptischen Armee unter dem Befehle von Ibrahim Pascha, dem Sohne Mehemet Alis, erhöhte bald das Gefährliche der Lage; gewöhnt, die minder kriegsgeübten Soldaten des Sultans zu besiegen, bebten die Griechen plötzlich vor den wohl disciplinirten Truppen des Vicekönigs zurück. Ibrahims erstes Auftreten war ein Sieg; er bemächtigte sich Navarins, und durch diese Bresche in Morea einziehend, drang er siegreich bis in das Herz der Halbinsel, schlug Kolokotroni unter den Mauern von Tripolizza auf's Haupt und gelangte bis Nauplia. Die Sache der Hellenen schien verloren, als Ypsilanti, der die Volksgunst verloren hatte und sich ferne von den Parteien hielt, noch einmal erschien, um das Vaterland zu retten; eilends sammelte er ein Corps von Palikaren, stellte sich an ihre Spitze, griff herzhaft die Aegypter an, tödtete ihnen viele Leute und zwang sie, sich bis nach Tripolizza zurückzuziehen. Die Hoffnung kehrte wieder in die Herzen; einige neue Erfolge erhöhten sie, und man bereitete sich vor, Missolunghi, das der türkische General Reschid Pascha mit einer beträchtlichen Armee belagerte, bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Erbitterter, als je über den Widerstand der Hellenen, hatte Mahmud seinem General eine Depesche gesandt, die statt jedes weiteren Befehles nur die Worte enthielt: „Missolunghi oder Deinen Kopf!" und dennoch zögerte Reschid,

als ihm Ibrahim Pascha mit neuntausend Aegyptern zu Hülfe kam. Wer kennt nicht die heldenmüthige Vertheidigung von Missolunghi? Wer von uns erinnert sich nicht, des Abends am Heerde die Vorlesung des traurigen Berichtes dieses erbitterten Kampfes mitangehört zu haben? Wer erinnert sich nicht jener fürchterlichen Hungersnoth, jener sterbenden Frauen, die in männlicher Kleidung auf den Wällen kämpften, jenes verunglückten Ausfalles und der schrecklichen Niedermetzlung dieser erschöpften Bevölkerung?

Die Einnahme von Missolunghi verbreitete noch einmal Entmuthigung im Peloponnes. Eine neue Nationalversammlung trat am 26. April 1826 in Epidaurus zusammen, und schon sprachen einige Häuptlinge von Unterhandlung mit der Türkei, als Ypsilanti, den man stets nach seinen Siegen vergaß, in einer denkwürdigen Rede feierlich gegen einen Akt protestirte, den er als ungesetzlich und einer Nation, die allerdings schon besiegt und unterdrückt gewesen sein mochte, die aber wenigstens nie mit ihren Tyrannen unterhandelt hatte, unwürdig bezeichnete. „Der Verlust von Missolunghi," rief er am Schlusse aus, „macht Euch muthlos; es war allerdings, wie ich wohl weiß, einer Eurer besten Wälle, aber Ihr vergeßt, daß die Brust eines jeden Griechen ein zweites Missolunghi ist!" Diese Rede, welche die Begeisterung der Patrioten neu belebte, reizte diejenigen Glieder, die, bereit, dem ausschließlichen Schutze Englands sich zu unterwerfen, wünschten, daß der englische Botschafter zu Constantinopel als Vermittler zwischen Griechenland und der Pforte auftreten möchte. Die beiden Parteien traten schärfer hervor und verkündeten laut ihre Meinung. Der patriotische Bund verlangte, daß das Staatsruder einem, von der Nation erwählten Präsidenten anvertraut werde, und nun erst dachte man zum erstenmale an Capo d'Istria.

Geboren zu Corfu, hatte sich der Graf Capo d'Istria in

Rußland in der diplomatischen Laufbahn rasch emporgeschwungen. Weder die dort errungenen Würden, noch die langen Jahre der Abwesenheit hatten das Andenken an seine Landsleute aus seinem Herzen verwischt, und er hatte ihnen unablässig bei jeder Gelegenheit Zeichen seiner Theilnahme und seines Mitgefühls gegeben. Im Jahre 1815, wie wir schon früher angeführt, hatte er auf dem Congreß zu Wien die philhellenische Gesellschaft der Philomusen gestiftet; später hatte er auf dem Congreß von Verona zu Gunsten der Griechen mit soviel Wärme gesprochen, daß es dem Kaiser von Rußland mißfiel. Indem die Patrioten der Wahl der versammelten Chefs den Grafen Capo d'Istria bezeichneten, der, ohne irgend einer Partei anzugehören, das Wohl Aller zu wollen schien, hofften sie die Parteien zu vereinigen; die Zwistigkeiten dauerten übrigens noch mehrere Monate fort; die Versammlung wurde aufgelöst, und erst eine neue, nach Trözen zusammenberufene ernannte den Capo d'Istria zum Präsidenten des griechischen Freistaates, ohne jedoch seine Befugnisse näher zu bestimmen. Um sich hiefür zu entschädigen, setzte die Oppositionspartei durch, daß zwei englische Offiziere, Lord Cochrane und General Church, zum Oberbefehl über die Land- und Seetruppen berufen würden. Die griechischen Häuptlinge willigten ein, unter den Befehlen des neuen Generals zu dienen, und Miaulis, der so oft die Flotten zum Siege geführt hatte, trieb die Bescheidenheit so weit, daß er um die Erlaubniß bat, Flaggencapitän des Lord Cochrane zu werden. Die englischen Befehlshaber waren nicht glücklich. Sie hatten gewünscht, ihre Gelangung zur Macht durch die Befreiung Athens bezeichnen zu können, scheiterten aber in ihrem Unternehmen und lieferten ein unglückliches Gefecht, in welchem der junge Karaiskakis umkam, auf den die Hoffnungen Griechenlands gerichtet waren. Zur See war Lord Cochrane ebensowenig glücklich, und unzufrieden, verließ Miaulis das Admiralschiff, um wieder als einfacher Capitän den Oberbefehl seiner Brigg

zu übernehmen. Diese Unfälle waren die letzten; nun sollten die europäischen Mächte in's Mittel treten und den Leiden Griechenlands ein Ende setzen.

Am 6. Juli 1827 wurde zwischen Frankreich, England und Rußland zu London ein Vertrag geschlossen, durch welchen sich diese drei Mächte verpflichteten, die Pforte zur Annahme ihrer Vermittlung und zu unmittelbarer Einstellung der Feindseligkeiten in Griechenland zu veranlassen. Weit entfernt, sich, wie man erwartet hatte, zu unterwerfen, antwortete das türkische Gouvernement mit Entschiedenheit, daß die Ereignisse auf Morea nur die Pforte berühren, daß Niemand das Recht habe, in ihre Angelegenheiten sich zu mischen, und daß die Regierung Seiner Hoheit fest entschlossen sei, die Griechen, die nur rebellische Vasallen seyen, zu züchtigen. Einer neuen Aufforderung der Botschafter ward keine friedfertigere Antwort zu Theil; ganz im Gegentheil ließ der Sultan die Dardanellenschlösser ausrüsten. Nun trat eine englisch-französisch-russische Flotte in Griechenland zusammen und vereinigte sich in demselben Augenblicke, da Mehemet Ali seinem Sohne Ibrahim aus Aegypten Verstärkungen zur Fortsetzung des griechischen Krieges sandte. Die erste Sorge der französischen und englischen Admirale ging dahin, dem Ibrahim in einem Schreiben zu melden, daß sie den Befehl erhalten hätten, jedes Zusammentreffen zwischen den Türken und Griechen zu verhüten, und daß sie deßhalb, im Falle seine Schiffe, die auf der Rhede von Navarin angelegt hatten, dieselbe zu verlassen suchen würden, einen Kampf zu liefern genöthigt wären, dessen unvermeidliches Ergebniß die völlige Vernichtung der Flotte des Sultans seyn würde. Ibrahim antwortete würdevoll, daß ihn keine Drohung erschrecke, daß weder sein Heer, noch seine Flotte die Feindseligkeiten beginnen werde, bevor er die definitive Antwort seines Gebieters habe; daß er aber, wenn man ihm die Fortsetzung des Krieges anbefehle, alsdann dieser Weisung, ohne irgend Jemand

zu fürchten, zu Land wie zur See nachkommen werde. Mahmud befahl in der That, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, und die türkisch-ägyptische Armee begann einen unversöhnlichen Vertilgungskrieg: die Soldaten plünderten die Städte, erdrosselten die Frauen und Kinder, verbrannten die Ernten, zerstörten die Pflanzungen und verwüsteten das Land mit einer fürchterlichen Barbarei. Zugleich erhielt die Flotte Befehl, die Rhede von Navarin zu verlassen; das Geschwader der Verbündeten stellte sich ein, um diesem Vorhaben sich zu widersetzen, und eine Collision wurde unvermeidlich. Die beiden Flotten hatten sich auf zwei Parallellinien aufgestellt. „Die Hängematten herunter!" war schnell kommandirt; im Augenblick stund die Mannschaft bereit, vorn die Artilleristen an ihren Stücken, die Offiziere an ihren Posten; aber keiner von beiden Theilen wollte die Initiative ergreifen, und es trat nun ein Augenblick jenes fürchterlichen Stillschweigens ein, das großen Ausbrüchen vorhergeht. Ein, aus einem türkischen Fahrzeug auf eine englische Barke abgefeuerter Gewehrschuß war gewissermaßen der Funken, der Feuer in die Mine legte; die Fregatte, zu der die Barke gehörte, antwortete durch einen Kanonenschuß, das türkische Schiff gab seine ganze Ladung zurück, und die Batterien entzündeten sich auf beiden Linien. Alle Welt weiß, wie die berühmte Schlacht von Navarin endete. Die türkisch-ägyptische Flotte verlor sechszig Fahrzeuge und zwei Drittel ihrer Mannschaft. Die Kunde von diesem Siege hallte in ganz Europa gewaltig wieder; in Constantinopel verbreitete sie unter allen Klassen tiefste Bestürzung. Obgleich sehr erzürnt, bewahrte Mahmud gleichwohl seine Würde und seine Mäßigung. Was man in der Türkei noch nie gesehen, er beschützte das Leben und sogar das Eigenthum der, im Reiche wohnenden Europäer. Auf die neuen Aufforderungen der Botschafter antwortete er, daß die Schlacht von Navarin nichts an seinen Entschlüssen ändere, und weit entfernt, sich zu unterwerfen, verlangte er Schaden-

ersatz. Die Botschafter verließen Constantinopel, und die Türkei bereitete sich zum Kriege vor. Dieser Widerstand war übrigens von kurzer Dauer; unabläßig durch eine russische Armee gedrängt, die an den Ufern der Donau triumphirte und Varna genommen, verzichtete der Sultan auf seinen ersten Entschluß, und gab seine Zustimmung zu den, zwischen den drei Mächten zu London verabredeten Bestimmungen.

Kaum war Griechenland von seinen Feinden befreit, als es sich durch innere Zwistigkeiten zerrissen sah, die durch die Sicherheit nach außen immer mehr gesteigert wurden. Die Finanzen befanden sich in einem bejammernswerthen Zustande. Indem die Regierung ihren Verpflichtungen nicht nachkam, hatte sie ihren Credit vernichtet, und ein neues Anlehen unmöglich gemacht. Die Armuth des Schatzes war überaus groß; man mußte einen Theil der Truppen, und besonders viele Seeleute, verabschieden. Das war ein großes Unglück: an ein thätiges, ruhmvolles und rühriges Leben gewöhnt, konnten diese Leute ihre Gewohnheiten nicht an Einem Tage umändern und eben so wenig plötzlich an dem stillen Zauber eines zurückgezogenen Lebens Geschmack finden. Sie liebten den Pulvergeruch, und nun sie nicht mehr für das Vaterland zu kämpfen hatten, führten sie für ihre eigene Rechnung Krieg. Sie wurden Piraten. Bald wurde das Meer Griechenlands sehr gefährlich, und die Räuberei war um so schwerer zu unterdrücken, als die, zur Verfolgung der Seeräuber ausgesandten Fahrzeuge Brüderschaft mit ihnen machten, und als diese Leute glaubten, die Schmach ihres Gewerbes durch die Kühnheit ihrer Thaten abzuwaschen. Die Kaufleute beklagten sich heftig, und eine dumpfe Aufregung brütete auf allen Seiten, als endlich der Graf Capo d'Istria im Januar 1828 in Griechenland eintraf. Die Versammlung von Trözen hatte, wie gesagt, seine Befugnisse nicht bestimmt, und er sah sich somit gewissermaßen mit der Würde eines Dictators bekleidet. Schon in den ersten Tagen

seiner Ankunft beschäftigte er sich mit Eifer und Gewandtheit damit, ein wenig Ordnung in dieses Chaos zu bringen und einige regelmäßige Institutionen in diesem, aller Organisation entbehrenden Lande zu stiften; er theilte Griechenland in Distrikte ein, ernannte Präfekten, regelte den Handel, gründete Collegien, öffnete Straßen, ließ Schiffe bemannen und beauftragte Miaulis und Kanaris, die Piraten bis auf's Aeußerste zu verfolgen. Der Archipel wurde auch in wenigen Monaten von ihnen gesäubert. Die Verwirrung verschwand, und die Regierung nahm einen regelmäßigen Gang, so daß sich die Großmächte veranlaßt sahen, Repräsentanten nach Griechenland zu senden.

Indessen befand sich die Armee Ibrahims noch immer auf Morea, blockirt von dem Geschwader der Alliirten und vor Hunger sterbend in einem Lande, das sie verwüstet hatte. Der Sultan hatte ebensowenig seine Truppen zurückberufen. Getreu dem Vertrage vom sechsten Juli, der einen strengen Waffenstillstand zwischen der Pforte und Griechenland festsetzte, sandte Frankreich unter den Befehlen des Generals Maison eine Armee von zwanzigtausend Mann nach Morea, um die Räumung des Landes zu beschleunigen. Im Monat November 1828 hatte diese Armee ihre Sendung erfüllt; alle, von den Türken besetzten Plätze waren in die Hände der Franzosen gefallen, und der General Maison kehrte nach Hause zurück, indem er in Griechenland, zur Unterstützung der Regierung, nur ein Observationscorps, unter den Befehlen des Generals Schneider, ließ. Schon hatte Mehemet Ali, nach einer zu Alexandria zwischen ihm und dem Admiral Codrington unterzeichneten Uebereinkunft, sein Heer zurückberufen und Ibrahim Morea ohne einen Schwertstreich geräumt. Capo d'Istria fuhr umzugestalten und mit unermüdetem Eifer anzuordnen fort, wobei er mit Muth die Hindernisse überwältigte, die ihn von allen Seiten umringten. Der Gesammtertrag der Abgaben Griechenlands belief sich damals auf etwa sechs Millionen

Franken. Mit dieser mäßigen Summe, zu der noch einige, von Frankreich hochherzig gelieferten Zuschüsse kamen, wußte er Einnahme und Ausgabe in's Gleichgewicht zu bringen. Belehrt durch das Beispiel der letzten Jahre, während deren die Nationalcongresse und die gesetzgebenden Versammlungen stets Heerde der Uneinigkeit und des Streites gewesen waren, erklärte er sich so lange, bis er seine Institutionen gegründet habe, gegen jede Versammlung. Diese Politik machte ihm Feinde; man beschuldigte ihn des Ehrgeizes, man unterschob ihm Pläne ausschließlicher Herrschaft; die Journale griffen ihn wüthend an; der Moniteur de Smyrne insbesondere reizte die Griechen unablässig zum Widerstand gegen diesen vorgeblichen Tyrannen; Unruhen brachen in der Maina aus und endlich empörten sich die Hydrioten. Unterdrückt durch das russische Geschwader, das der Regierung thatkräftige Hülfe lieh, steckten sie die Arsenale von Poros in Brand und versetzten in einem, für Griechenland verderblichen Anfalle von Wuth, der Nationalmarine einen Stoß, von dem sie sich heute noch nicht erholt hat. Der Admiral Miaulis war, wie man sagte, einer der Hauptanstifter dieser Widersetzlichkeiten gewesen, und er befleckte bei dieser Veranlassung einen Ruhm, den er in so vielen Kämpfen erworben hatte. Dabei jedoch blieb es nicht stehen, sondern bald kam in der Maina ein Complott in dem Schooße einer Familie zu Stande, die zuerst das Zeichen zur Opposition gegen den Präsidenten gegeben hatte, und die Verschwörer bebten vor keinem Verbrechen zurück. Eines Sonntages, in dem Augenblicke, da Capo d'Istria über die Schwelle der Kirche von Nauplia trat, gaben gedungene Mörder Feuer auf ihn; er fiel todt nieder. Der Graf Capo d'Istria wurde allgemein bedauert. Um in Griechenland eine mühsame Stellung anzunehmen, hatte er einem glücklichen Leben und einer glänzenden Laufbahn in Rußland entsagt; seine Hingebung war unbedingt und seine Verwaltung gewandt und umsichtig gewesen. Als er zur Gewalt gelangte,

schlug er jeden Gehalt aus und übernahm die Kosten der Repräsentation der Regierung auf seine eigene Kasse, indem er so ein Beispiel von Uneigennützigkeit gab, das in Griechenland noch seltener ist, als in der ganzen übrigen Welt. Mit schwachen Hülfsmitteln hatte er ein verwüstetes Land, das ihm beinahe alle seine Institutionen verdankt, zu neuem Leben erweckt. Was hätte er nicht mit den sechzig Millionen bewirkt, welche seitdem durch die drei Großmächte Griechenland geliehen wurden, und welche unfähige oder strafbare Verwalter während der Minderjährigkeit des jungen Königs verschleudert haben!

Nach dem Tode des Präsidenten rieben sich die wiedererwachten Factionen mit erneuerter Heftigkeit an einander, und der Ehrgeiz erhob von allen Seiten sein Haupt. Der Graf Augustin, der berufen wurde, seinen Bruder Capo d'Istria zu ersetzen, sah sich durch eine Partei mit Entschiedenheit unterstützt und von einer andern mit Wuth bekämpft. Die militärischen Chefs bemächtigten sich der bürgerlichen Gewalt in ihren Bezirken, warfen sich zu Despoten auf und erhoben Contributionen für ihre eigene Rechnung. Es kam alle Tage zum Handgemenge und die Anarchie gab Griechenland den Schrecken des Bürgerkrieges preis. Am 9. April 1832 beim Sturz des Grafen Augustin, der seinem Bruder Capo d'Istria nachgefolgt war, fand man in der Schatzkammer baare vierundzwanzig Kupferthaler.*) Das war das ganze Vermögen Griechenlands. Es war dringend nothwendig, daß Europa von Neuem in den Angelegenheiten dieses unglücklichen Landes einschritt. Die drei großen Schutzmächte entschieden, daß, um diesem traurigen Stande der Dinge ein Ende zu setzen, den Hellenen ein König gegeben werden sollte. Es war festgesetzt worden, daß dieser König weder Franzose, noch Engländer, noch Russe seyn dürfte; ebensowenig sollte er Griechenland angehören,

*) Thiersch, État act. de la Grèce. 1834. t. I. p. 119.

auf daß er, allen Parteien fremd, sie alle versöhnen und unter seiner Auctorität vereinigen könnte. Zuerst warf man die Augen auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg. Dieser Prinz erklärte, bevor er die Krone Griechenlands annehme, verlange er, daß man dem jungen Reiche, durch Erweiterung seiner Gränzen, seine Lebensbedingungen sichere. Der Prinz Paul von Württemberg antwortete, wie man behauptet, auf ein ähnliches Anerbieten in derselben Weise. Endlich blieb die Wahl der verbündeten Höfe bei dem zweiten Sohne des Königs Ludwig von Baiern stehen, der den Griechen während des Krieges mehr als einmal seine glühende Sympathie für sie und ihre Sache durch Opfer kundgethan hatte. Der Prinz Otto zählte kaum achtzehn Jahre, und gerade seine große Jugend war einer der Hauptbeweggründe, weßhalb ihn die Mächte wählten. Man dachte, daß ein sehr junges Haupt den Griechen Vertrauen einflößen würde. Man gab ihnen hier einen Souverän, um ihn nach ihren Begriffen, nach den Bedürfnissen des Landes zu erziehen. Man hoffte ferner, daß der junge Monarch, wenn er in Griechenland in dem Alter ankomme, wo der Charakter der Menschen und der der Fürsten insbesondere, noch eher von den Umständen sein Gepräge annimmt, sich unschwer nach den Sitten seiner Unterthanen richten und, obgleich durch die Bande der Geburt Deutscher, mit den Jahren, durch die Neigung des Herzens, Grieche werden würde. Diese Ansicht war im Grundsatze richtig; unglücklicherweise jedoch vernichteten die Maßregeln, welche gerade die Jugend des Königs erheischte, die guten Wirkungen, die man erwartete, und führten Anfangs widrige Ergebnisse herbei, die man hätte voraussehen können. Man mußte einen Regentschaftsrath ernennen; die Mitglieder dieses Rathes nun wurden unter den wichtigsten Personen des Hofes von München gewählt. Die Griechen begannen zu glauben, daß man ihnen eine schon vollendete Regierung in's Land setze, nicht aber einen jungen Prin-

zen gebe, um ihn an die Spitze der politischen Ordnung zu stellen. die sie selbst begründen wollten. Gezwungen, diese Organisation sich gefallen zu lassen, dachten sie, daß, wenn eine fremde Verwaltung zur Leitung ihrer Angelegenheiten berufen sey, sie wenigstens nicht davon ausgeschlossen seyn und eine berathende Stimme im Rathe erhalten würden. Während des Krieges und seit ihrer Unabhängigkeit, hatten sich die Griechen, wie schon gesagt, durch Versammlungen regiert, und sie besaßen mehrere Constitutionen, unter anderen die von Epidaurus und Trözen. Sie wollten nun, nach den Interessen des Landes, eine definitive Verfassung entwerfen, um sie dem König und seinen Ministern zu unterbreiten. Dieser Entschluß, der gewiß sehr weise war, mißfiel zu München. Man ersuchte die Griechen, vor der Ankunft des Königs sich um Nichts zu bekümmern; man versprach ihnen, daß der Regentschaftsrath ihrer Forderung Recht widerfahren lassen und sich in allen Dingen nach den Wünschen der Nation richten werde. Um dem jungen Reiche Lebenssaft zu geben, vermittelten ihm die drei Großmächte ein Anlehen von sechzig Millionen.

Am 6. Februar 1833 kam der König an. Unglücklicherweise kam er gefolgt von seinen Rathgebern und geleitet von viertausend Baiern. Weit entfernt, sich nach den Bräuchen des Landes zu richten und die Kosten der Einrichtung dem Stande der Finanzen anzupassen, deren einzige Hülfsquellen in dem Anlehen bestunden, stellte man in Griechenland mit großen Kosten ein Miniaturbild des Münchners Hofes auf. Uebrigens schätzten sich die Griechen so glücklich, endlich aus dem Zustande der Anarchie herauszukommen, daß man der neuen Regierung ihre ersten Vergeudungen nicht besonders zum Vorwurfe machte. Der junge König brachte so viele Hoffnungen mit sich, daß er, trotz seiner fremden Escorte, mit Begeisterung empfangen wurde. Jeden Tag fanden neue Feste und Lustbarkeiten statt. Indem die

Nation an ihrer Spitze einen jungen Chef sah, fühlte sie sich größer und vollständiger und begrüßte darum mit einstimmigem Freudenrufe das Glück, das ihr verheißen schien.

Der Regentschaftsrath bestund aus den Herren v. Armansperg, Maurer und Heideck. Obgleich Herr v. Armansperg Präsident des Rathes war, so übte doch Herr v. Maurer sofort jene Auctorität, die ihm eine geistige Ueberlegenheit verlieh, über seine Collegen aus, und ein ganzes Jahr hindurch leitete er allein die Geschäfte. Von all' den bairischen Ministern, die sich seit zehn Jahren nachgefolgt sind, ist vielleicht Herr v. Maurer der einzige, der das Vertrauen der Griechen zu gewinnen wußte. Zu einer Zeit angekommen, da noch Alles zu thun war, sammelte er die ausgezeichneten Leute des Landes um sich und rasch studirte er die Lage und die Bedürfnisse Griechenlands. Bei aller Achtung vor dem Bestehenden, schuf er gleichwohl neue Institutionen; ein Freund französischer Ideen, gab er den Griechen ein Strafgesetzbuch, das dem unsrigen nachgeahmt, und ein Geschwornengericht, das unserer Jury nachgebildet ist; seine gewandte und kluge Verwaltung stellte die Ordnung wieder her. Allmälig kamen die Geschäfte in einen regelmäßigen Gang, und das Land gedieh. Das Andenken des Herrn v. Maurer steht noch heute in Athen in Ehren. Unglücklicherweise wurde er nach Verfluß eines Jahres, und zwar, wie man versichert, in Folge von Intriguen Englands, nach München zurückberufen. Herr v. Armansperg erfaßte das Ruder, und nun nahm Alles eine andere Gestalt an. Der Conseilpräsident zeigte sich eben so verschwenderisch als sein Vorfahr sparsam gewesen war; er vervierfachte den Gehalt gewisser hoher Beamter und veränderte das ganze Personal der Verwaltung, um sich mit seinen Creaturen zu umgeben, oder um sich deren neue zu schaffen. Zwei bedeutende, von Jedermann geachtete Männer, Maurokordato und Koletti hatten einen großen Antheil an den öffentlichen Angelegen-

heiten genommen; die Griechen, anfänglich ein wenig erschreckt durch das bairische Gouvernement, hatten sich beruhigt, als sie im Rathe derer, die über ihre Interessen wachten, diese beiden Söhne ihrer Revolution sitzen sahen. Wohl erwägend, welche Kraft seiner Verwaltung die Mitwirkung dieser beiden Parteichefs verleihen müßte, hatte sie Herr v. Maurer an sich gezogen; der Conseilpräsident aber machte sich von ihnen los. Unter dem Vorwand, sie zu Gesandten, den einen in Deutschland, den andern in Frankreich, zu ernennen, verbannte er Maurokordato nach Berlin, und Koletti nach Paris. Nach ihrer Abreise waren die Griechen im Ministerium nicht mehr thatsächlich repräsentirt, und das bairische Gouvernement nahm, inmitten der Nation, eine vereinzelte Stellung ein. Schon damals machte es sich schreiender Ungerechtigkeiten schuldig, die in Griechenland allgemeine Entrüstung erregten. Alle Grade in der Armee wurden an die Landsleute des Königs verliehen. Um die Fähigkeit der neuen Beamten bekümmerte man sich wenig; aus München gebürtig zu seyn, das war das Wichtigste. Die Eigenschaft als Baier machte zu allen Stellen fähig; aus einem Soldaten machte man einen Capitän und aus einem Infanterieoffizier einen Schiffslieutenant. Ein untergeordneter bairischer Expeditor nahm eine der wichtigsten Stellen in der Verwaltung ein, und an einer der Fakultäten von Athen war ein Unterlehrer aus einer deutschen Dorfschule als Professor angestellt. Die Wittwen der, für das Vaterland gestorbenen Bürger ließ man im Elende schmachten, während man jedes Jahr eine beträchtliche Summe nach Baiern sandte, an die Familien von Soldaten, die als Opfer einer unmäßigen Vorliebe für den Santoriner umgekommen waren. Die Hellenen fragten sich, ob sie sich etwa nur deßhalb vom ottomanischen Joche losgemacht, um unter ein anderes zu gerathen. Im Jahre 1835 wurde der König majorenn, der Regentschaftsrath aufgelöst und Herr v. Armansperg zum Staatskanzler ernannt. Diese Titel-

veränderung schmälerte den Umfang seiner Gewalt nicht im Mindesten; bald konnte er sogar mit noch größerer Freiheit handeln. Der junge König hatte sich bis um jene Zeit wenig mit den Geschäften befaßt; aber schon seine Anwesenheit legte dem Ministerium eine Art — wenigstens anscheinender — Zurückhaltung auf. Im Jahre 1837 reiste Otto nach Deutschland, um dort die Prinzessin Amalie von Oldenburg zu heirathen; der Staatskanzler blieb als unumschränkter Herrscher in Athen. Bald hatte die Unordnung ihren höchsten Grad erreicht; Erpressungen aller Art lasteten auf dem mißvergnügten Volke, und da alle Stellen vergeben waren, so schuf man neue. Daß diese Stellen unnütz waren, kam nicht in Betracht; man errichtete sie im Interesse der Beamten, nicht aber zum Wohle des Landes. Ein Baier wurde mit einem schönen Gehalte zum Aufseher über die Gewässer und Wälder auf Syra ernannt, und er nahm seinen Sitz auf diesem Felsen, der keinen Baum und keinen Busch hervorbringt, und wo das Glas Wasser einen Sou kostet. Nach dem Beispiele ihrer Vorgesetzten wollten auch die Subalternbeamten sich ein Vermögen zusammenscharren. Jeder wünschte an den, durch Griechenland aufgenommenen Millionen seinen Antheil zu erhalten, und so wurde der Schatz förmlich geplündert; doch verzichten wir darauf, alle Thatsachen zu erzählen, welche diese Vergeudungen beurkunden.

Auch in den Provinzen herrschte die größte Unordnung. Die, mit dem König gekommenen bairischen Truppen waren in verschiedenen Garnisonen untergebracht worden. Die Griechen fügten sich nicht gerne in die Anmaßung dieser fremden Beschützer; sie verlachten sie; die Baiern wurden zornig, und Streitigkeiten entstanden. Das Palikarenblut in ihren Adern fühlend, erinnerten sich die Griechen, daß sie die Gefährten des Kanaris gewesen waren, und luden ihre langen, mit Silber eingelegten Pistolen. Fortwährende Streitigkeiten fanden zwischen dem Volke und dem

Heere statt; die Maina insbesondere war oft der Schauplatz jener blutigen Kämpfe, in welchen die Baiern, nicht sehr gewöhnt an die Führung eines Parteikampfes im Gebirge, beinahe immer unterlagen. Dahin gehört eine Thatsache, die unglaublich erscheinen wird, deren Wahrheit aber gleichwohl nicht in Zweifel gezogen werden kann. In diesen Kämpfen machten die Griechen eine ziemlich große Anzahl von den Soldaten des Königs zu Gefangenen; diese nun verkauften sie, nachdem sie ihr Lösegeld festgesetzt hatten, an die Regierung. Ein Soldat galt zehn und ein Offizier fünfzig Centimes. Gegen den festgesetzten Preis überließen die Palikaren sich gegenseitig ihre Gefangenen, und Spekulanten traten auf, die diesen sonderbaren Handelszweig betrieben.

Vor der Rückkehr des Königs nach Griechenland hatte Herr von Armansperg, um einen Anspruch auf seine Nachsicht zu erwerben, sich beeilt, den Staatsrath einzusetzen und die Universität zu gründen; aber man wußte, daß die sechzig Millionen für die unsinnigen Ausgaben der Regierung kaum hingereicht hatten, und man berechnete ferner, daß Griechenland, arm wie in den schlimmen Tagen, jetzt noch ohne irgend ein ersprießliches Ergebniß für sich, eine ungeheure Schuld contrahirt hatte, deren Zinsen es bezahlen mußte, während das Capital nach Baiern gewandert war. Die Unzufriedenheit steigerte sich von Tag zu Tag; bald erschien eine Revolution unvermeidlich, und wenn sie nicht schon damals ausbrach, war es blos, weil man noch hoffte, daß der König bei seiner Ankunft Jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Als die Ankunft der Fregatte signalisirt wurde, die den Souverain und die junge Königin brachte, strömte die aufgeregte Volksmasse nach dem Piräus. Erschrocken, wie er war, bemühte sich der Minister vergebens, sich gefaßt zu zeigen. Nachdem er zur Feier der Rückkehr des Königs öffentliche Feste angeordnet hatte, schiffte er sich auf einem Dampfboot ein und begab sich,

auf der hohen See, auf das königliche Fahrzeug. Das Volk, das sich unruhig auf der Straße von Athen umhertrieb, erwartete gespannt das Ergebniß einer Unterredung, die entscheidend seyn sollte. Dieses Ergebniß jedoch wurde erst gegen ein Uhr Morgens bekannt. Da erfuhr man, daß der Staatskanzler entlassen sey, und daß der König den Herrn von Rudhard zum Ministerpräsidenten ernannt habe. Einmüthige Freudenrufe begrüßten die königliche Entscheidung, und als der Monarch des folgenden Tages mit der jungen Königin erschien, wurde er mit Liebe empfangen; das Volk wollte die Pferde von seinem Wagen losspannen und ihn ziehen: es war ein wahrer Triumph. Der Souverain ergriff also endlich die Partei der Hellenen. Die junge Königin sollte Griechenland einen griechischen Prinzen geben, einen Prinzen, erzogen in der Religion des Landes! Alle Gegensätze waren nunmehr versöhnt; die Zukunft lächelte endlich, und zum zweiten Male stieß Griechenland einen lang forttönenden Schrei der Hoffnung aus.

Der König schien in den ersten Tagen schon das Vertrauen rechtfertigen zu wollen, das man in ihn setzte. Bis daher hatte er sich wenig um die Verwaltung bekümmert, sondern, da er sehr jung nach Griechenland gekommen war, das erste Jahr hindurch die Sorge für die öffentlichen Geschäfte gänzlich dem Herrn von Maurer überlassen. Indem der Conseilpräsident die Zügel der Regierung ergriff, hatte er sein eigenes Interesse zu richtig erfaßt, als daß er nicht hätte bemüht seyn sollen, bei dem Könige jeden Gedanken an persönliche Unabhängigkeit einzuschläfern. Nachdem sich die Regierung der Nation entfremdet hatte, war der König durch die Regierung seinem Volke entfremdet worden. Er kannte die Interessen seiner Unterthanen nur durch den Canal seiner Minister, und ihre Klagen sogar drangen nur in veränderter Gestalt und Farbe zu ihm. Diese Art von Bevormundung war ohne Zweifel für die Griechen ver-

derblich, aber sie kam dem Souverain zu Gute; gerade seiner Unthätigkeit hatte er es zu verdanken, daß er von dem allgemeinen Hasse ausgenommen wurde, den seine Landsleute erregt hatten. In jedem andern Lande würde man den Monarchen und seine Agenten mit einander verwechselt haben; aber die Griechen haben eine feine Bildung und einen scharfen Blick: sie begriffen, daß, wenn die Minister im Namen des Königs und anscheinend im Einverständnisse mit ihm handelten, dies ohne seine wirkliche Theilnahme geschah, und machten ihn darum auch nicht für die Handlungen des Ministeriums verantwortlich. Der Fürst hatte überdies bei verschiedenen Veranlassungen Beweise seiner Güte und Loyalität gegeben, und war deshalb allgemein beliebt.

Sofort nach der Abreise des Herrn von Armansperg, entfaltete der König einen ganz neuen Charakter. Bis daher war er nur dem Namen nach Souverain gewesen, hinfort aber wollte er es auch in der That seyn. Auf seiner Reise war der Jüngling zum Manne geworden; unglücklicherweise rannte er, indem er zu hastig nach einem löblichen Ziele lief, darüber hinaus. Seit drei Jahren hatte die Regierung falsch gehandelt, der König gedachte jetzt ganz anders zu handeln. Die Minister hatten sein Vertrauen mißbraucht, nun setzte er in alle Minister Mißtrauen; bisher hatte er Nichts selbst gethan, jetzt wollte er Alles thun. Nun begann für ihn ein Leben voll Arbeit und Thätigkeit. Die Unfähigkeit gewisser Beamten erregte Murren; da gedachte er hinfort alle Ernennungen allein zu treffen. Ehe er aber eine Wahl traf, wollte er selbst die genauesten Erkundigungen einziehen, und da der Souverain nur mit der strengsten Unparteilichkeit handeln wollte, so vertagte er jede, noch so unbedeutende Angelegenheit, wenn sie ihm nicht genügend instruirt erschien; da die kleinsten Projecte jeder Verwaltung, ehe sie eine Lösung erhielten, durch die Camarilla (königliche Kanzlei) und durch das Cabinet des

Königs gehen mußten, so wurden sie auf unbestimmte Zeit verschoben. Die Handlungen der Regierung geschahen nur mit ausnehmender Langsamkeit. Der junge Fürst, der sein Leben damit zubrachte, eine Menge von Kleinigkeiten mit gewissenhafter Genauigkeit zu untersuchen, verirrte sich in einem unentwirrbaren Labyrinthe. Mithridates hätte hier den Kopf verloren. Der König Otto fuhr in seinem Werke mit einer Hartnäckigkeit fort, die den hervorragendsten Zug seines Charakters an's Tageslicht brachte. Indessen stellte sich, trotz der Fehler und Unvollkommenheiten des Administrativsystems, die Ordnung in Griechenland schon dadurch allmälig wieder her, daß man überhaupt eine Regierung hatte. Der Landbauer wie der Kaufmann faßte neuen Muth; das Land befand sich auf der Bahn des Fortschrittes, und eine, allerdings langsame, aber zunehmende Verbesserung machte sich in den Geschäften bemerklich. Man braucht blos einen Blick auf die Lage des Landbaues und des Handels des jungen Staates zu werfen, um sich über diesen Fortschritt Rechenschaft zu geben.

In Griechenland fehlt es dem Ackerbau an Händen. Von einer Oberfläche von vier Millionen achtmalhunderttausend Hektaren werden achtmalhundertfünfzigtausend Hektaren und zwar nur durch einmalhunderttausend Feldbebauer bepflanzt. Jeder Arbeiter bewirthschaftet somit mehr als acht Hektaren, und man rechnet in Griechenland nur auf je vier Arbeiter ein Gespann Ochsen. Dieser ungeheure Mißstand vermindert sich von Jahr zu Jahr. Nur im Jahr 1839 hat man für eine Million Franken Hornvieh in das Reich eingeführt. Die Hälfte des, für den Gebrauch erforderlichen Getreides kommt aus dem südlichen Rußland, und man darf sich keine besondere Hoffnung machen, daß sich Griechenland in dieser Beziehung je selbst wird befriedigen können; dagegen kann es sich für den Mangel an Getreidepflanzen durch andere Produkte, die seinem Boden besser zusagen, entschädigen.

Der Weinbau hat seit einigen Jahren bedeutend zugenommen. Vor dem Jahr 1835 nahm der Wein keine Stelle auf der Ausfuhrliste ein. Seit dieser Zeit ist das Erzeugniß veredelt worden, und schon haben mehrere Fahrzeuge den Malvasier aus Griechenland nach Deutschland und sogar nach Boston und New-York verführt. Die Korintheuernte hat sich beinahe verdoppelt. Das Olivenöl, das den Hauptartikel des griechischen Handels bilden sollte, ist bis heute wegen seiner schlechten Qualität von den europäischen Märkten ausgeschlossen geblieben. Ein neues Läuterungsverfahren wurde in der jüngsten Zeit in Griechenland eingeführt. Wilde Olivenbäume sind auf mehreren Cykladen und besonders auf der Insel Tinos gepfropft worden, wo wir sehen konnten, daß dieser Versuch von dem vollständigsten Erfolge begleitet war.

Das Land consumirte beinahe für eine Million fremden Zucker. Seit einigen Jahren ist die Runkelrübe mit Erfolg in Euböa eingebürgert worden, und eine Manufaktur von selbsterzeugtem Zucker ist in's Leben getreten, von der man die besten Erfolge zu erwarten berechtigt ist. Die Maulbeerbäume, die im zwölften Jahrhunderte auf Morea so zahlreich waren, daß das Land nach ihnen seinen Namen erhielt, *) sind während des Krieges beinahe gänzlich vernichtet worden. Neue Pflanzungen wurden angelegt, und die Ausfuhr der Seide hat sich in den letzten Jahren auf beinahe eine Million belaufen.

Die Handelsmarine hat sich allmälig erholt. Von 1838 bis 1840 sind allein aus den Werften von Syra sechshundertdreizehn Fahrzeuge von allen Größen hervorgegangen; der Küstenhandel hat sich seit 1833 verdreifacht; endlich hat sich der ganze Umsatz im Handel mit Einschluß des Werthes der Ausfuhr, der Ein-

*) Andere behaupten, der Name Morea sey dem Peloponnes wegen seiner geographischen Bildung, die beinahe die Form eines Maulbeerblattes zeigt, gegeben worden.

fuhr, des Transits und des Küstenhandels in zehn Jahren von sechsundzwanzig Millionen achtmalhunderttausend auf achtundsiebzig Millionen achtmalhunderttausend Drachmen erhoben. Die Einrichtung der königlichen Marine läßt noch Vieles zu wünschen; sie ist bis heute Baiern anvertraut gewesen, welche die Lage ihres Landes keineswegs nöthigte, den Krahnbalken von der Kampanie eines Fahrzeuges unterscheiden zu können. Indessen haben die Schiffe des Königs, wenn man ihnen den Titel Schiffe geben kann, gegen die Piraten, welche die Küsten des Peloponneses unsicher machten, mit ziemlichem Erfolg einen Vertilgungskrieg geführt.

Von Jahr zu Jahr wurde der Bestand der Armee vermindert, so daß sie heutzutage nur noch etwa aus neuntausend Soldaten besteht. Man spricht davon, eine Art Landwehr zu errichten, vermittelst deren man in wenigen Tagen eine Aushebung von hunderttausend Mann bewerkstelligen könnte. Eine zahlreiche und wohlorganisirte Gendarmerie hat die Sicherheit im Lande wieder hergestellt. Die sonst so zahlreichen Raubanfälle mit bewaffneter Hand gehören heutzutage zu den Seltenheiten.

In Griechenland konnte man die Künste keineswegs ganz vergessen. Eine archäologische Gesellschaft hat Nachgrabungen angeordnet, die kostbare Trümmer an's Tageslicht gefördert haben, und im öffentlichen Unterricht sind in neuester Zeit große Verbesserungen vorgenommen worden.

Zum Schlusse dieses zu flüchtigen Ueberblickes der gegenwärtigen Lage Griechenlands wollen wir nur noch einige Ziffern dem Staatsbudget für 1843 entnehmen, wie es am 31. Januar durch den Minister der Finanzen, Herrn Rhallis, vorgelegt wurde.

*) Im Moniteur vom 4. Mai 1843 schlägt man die Einnahmen nur auf fünfzehn Millionen sechsmalhundertneunundsechzigtausend siebenhundertfünfundneunzig Drachmen an, während für die Ausgaben die Ziffer des Herrn Rhallis beibehalten wird.

Die Einnahmen von 1843 wurden auf siebenzehn Millionen einmalhundertachtundneunzigtausend einhundertfünfzehn, die Ausgaben auf achtzehn Millionen sechsmalhundertsechsundsechzigtausend vierhundertzweiundachtzig Drachmen angeschlagen. Es bleibt also noch für dieses Jahr ein Deficit von einer Million viermalhundertachtundsechzigtausend dreihundertsiebenundsechzig Drachmen; aber im Jahr 1834 belief sich das Deficit auf zehn Millionen, im Jahr 1837 auf sieben Millionen fünfmalhunderttausend und im Jahr 1842 auf zwei Millionen neunmalhunderttausend Drachmen.

Dieses Gemälde der finanziellen Lage, das zu beweisen scheinen würde, daß der Mißstand der Finanzen sich vermindert habe, hat allerdings viele Ungläubige gefunden; jedenfalls übrigens ist der Aufschwung des Handels einleuchtend. Aber den Griechen war er nicht schnell genug gewesen: indem sie an das dachten, was die Regierung hätte thun können, vergaßen sie das Gute, das sie gethan hatte. Diese Verbesserungen glaubten sie eher sich selbst als der Regierung verdanken zu müssen, die sie beschuldigten, daß sie nur eine negative Kraft besitze, und von der sie behaupteten, daß sie ihre Anstrengungen öfter lähme als unterstütze. Wie weit hätte Griechenland in zehn Jahren vorrücken müssen und wie wenig Schritte hatte es seit der Abreise des Herrn von Maurer gemacht! Dies etwa war die Stimmung der Gemüther im Monat September 1843. Während man der Thätigkeit des Königs alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, sagte man gleichwohl, daß die beharrliche Thätigkeit, zu der er sich verdammt hatte, keine Früchte trage. Die Griechen zweifelten nicht daran, daß er das Wohl des Landes wollte; aber Alles war gelähmt. Einige baierische Offiziere umgaben noch den jungen Monarchen. Diese hatten den ganzen Haß geerbt, den man für ihre Vorgänger empfand. Endlich dachte man allgemein, nur die, gleich bei der Ankunft des Königs verheißene und seit jener Zeit immer hinausgeschobene Verfassung könne das Wohl des Landes sichern. Indem der junge Monarch, der wiederholten

Forderungen seines Volkes ungeachtet, sein Versprechen zu erfüllen anstund, hatte er eine tiefe Unzufriedenheit erregt. Die Agenten einer Macht, die sich unablässig unter der Erde in den Orient hineinwühlt, stachelten die Aufgeregtern noch mehr auf. Broschüren, die zu Constantinopel gedruckt wurden und unwürdige Schmähungen gegen den König und die Königin enthielten, wurden in Griechenland verbreitet. Diese Schmähschriften, die, was wohl zu beachten ist, gleich bei ihrem Erscheinen Rußland zugeschrieben wurden, fanden in den Provinzen mehr Anklang als in der Hauptstadt. Die russische Partei (wir werden sofort sagen, in welchem Sinne man das Wort Partei nehmen muß) verdankt es den religiösen Sympathien, daß sie unter ihrem Einflusse beinahe die Hälfte der Hellenen vereinigt; aber sie ist unstreitig die schwächste in Athen. So klein die Hauptstadt von Griechenland noch ist, so sucht sie gleichwohl, wie alle Hauptstädte, das Land zu centralisiren. Die jungen Athener sind meistens in Deutschland, England oder Frankreich erzogen worden. Die europäischen Ideen haben die angeborene Intoleranz ihrer religiösen Gefühle merkwürdig umgestaltet, und sie haben von ihren Reisen liberale Grundsätze heimgebracht, die ihnen die Autokratie des Czar keineswegs als die möglichbeste Regierung erscheinen lassen. Aber das unwissende Volk hat den religiösen Haß in seiner ganzen Heftigkeit bewahrt. Rußland hat sich dieses mächtigen Hebels mit Erfolg zu bedienen gewußt, nicht um den Aufstand vom 15. September hervorzurufen, wohl aber um eine unvermeidliche Revolution, deren Zweck es übrigens war, und deren Ergebniß, wie diese Macht wenigstens hoffte, der Sturz des Königs seyn konnte, um einige Monate, vielleicht auch um einige Jahre zu beschleunigen.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir zuvörderst aus Veranlassung der russischen Partei erklären, was wir unter den fremden Parteien in Griechenland verstehen. Das Wort Partei, dem man

unseres Erachtens in der neuesten Zeit eine zu ausgedehnte Bedeutung geliehen, besagt in Griechenland bei Weitem nicht dasselbe, wie in jedem andern Lande. Indem viele Journale und ebendamit viele Abonnenten dasselbe in einem falschen Sinne nahmen, haben sie jeden Tag den politischen Ereignissen Griechenlands verworrene und widersprechende Deutungen gegeben. Es gibt eine Thatsache, die wir zuvörderst constatiren müßen; daß nämlich, wenn gleich der dreifache Einfluß Rußlands, Englands und Frankreichs den politischen Meinungen der Hellenen drei wohl unterschiedene Schattirungen gegeben hat, nichtsdestoweniger wahr ist, daß es richtig gesprochen, in Griechenland nur Eine Partei gibt, die griechische Partei. Die Hellenen wollen vor Allem ihre Unabhängigkeit; sie haben nur Einen Gedanken, nur Einen Wunsch, nämlich den, sich wieder zu einer Nation zu machen.

Wenn sie nach so vielen Kämpfen, nach so gewaltigem Blutvergießen, endlich so glücklich waren, die Herrschaft der Türken abzuschütteln, so wollen sie nicht nur deßhalb gerungen haben, um das Haupt unter ein anderes Joch zu beugen. Nur fühlen sie sich noch zu schwach, um allein zu gehen, und zählen sämmtlich auf den Beistand der einen oder der andern Schutzmächte. Aber stets betrachten sie — und man kann das nicht oft genug wiederholen, — diese Mächte nur als befreundete Nationen. Sobald eine von ihnen ihren Charakter als Alliirte aufgäbe, um Pläne der Herrschaft zu enthüllen, würde sie der Treulosigkeit beschuldigt, und das verrathene Griechenland würde sich gegen diese neue Unterdrückung empören. Das ist die allgemeine Ansicht der Hellenen. Wenn man einige Ausnahmen anführen und die Namen gewisser, gegen ihr eigenes Vaterland in den Dienst von Rußland oder England getretener Menschen nennen kann, so verachtet man diese Menschen, deren es nur sehr wenige an der Zahl sind, und die keineswegs eine Partei bilden, in Athen;

man deutet mit den Fingern auf sie und verhöhnt sie jeden Tag durch Spottlieder und Karrikaturen. Das wußten ohne Zweifel diejenigen nicht, die, weil sie in der Revolution vom 15. September 1843 nur das Ergebniß eines, durch ein fremdes Cabinet gegebenen Anstoßes erblicken, die Griechen so dargestellt haben, als ob sie vollkommen bereit wären, sich in die Arme einer der drei Schutzmächte zu werfen und die Farbe ihrer Nationalfahne zu wechseln, während sie doch im Gegentheile nur ihre Freiheiten vergrößern wollten. Diese Revolution ist rein griechisch gewesen. Jetzt, da ein fremdes Cabinet den Funken angeschürt hat, der unter der Asche glimmte, jetzt, da es durch dumpfe Drohungen den Tag einer unvermeidlichen Katastrophe beschleunigt hat, von der es Nutzen zu ziehen hoffte, die aber zum Nachtheile dieses Cabinetes ausgefallen ist, jetzt haben wir, weit davon entfernt, die Sache läugnen zu wollen, ganz im Gegentheile von den geheimen Umtrieben Rußlands gesprochen. Fügen wir hier noch hinzu, daß dieses Reich, indem es zu schnell seine Pläne demaskirte, seinen Einfluß in Griechenland auffallend gefährdet hat. Der Antheil, den es an den Septemberereignissen genommen, war zu offenbar, als daß es ihn läugnen könnte. Die Absetzung des Herrn von Katakasy, welche die förmliche Desavouirung dieser Theilnahme war, hat Niemand getäuscht. Man konnte sogar die Handlungsweise des Petersburger Cabinetes vorhersehen. Lagen doch die Ereignisse von Serbien noch nicht so ferne. Unter beinahe gleichen Verhältnissen ist sein Benehmen ganz dasselbe gewesen. Seine Politik im Orient ändert sich nicht: unabläßig vorschreiten, aber im Dunkeln, ohne Geräusch und so, daß man, wenn Lärm gemacht würde, sich ohne gesehen zu werden, zurückziehen kann, das war von jeher sein unwandelbarer Grundsatz. Das bemerkenswerthe Benehmen des Königs Otto bei den letzten Vorfällen hat alle Berechnungen, welche die Feinde Griechenlands auf die wohlbekannte Festigkeit seines Charakters begründet haben

mochten, zu nichte gemacht. Man hoffte den König eher brechen als biegen zu sehen; aber er hat nachgegeben, und er hat Recht gehabt. Jetzt ist der König so, wie ihn die Griechen wollten, so, wie er zu seyn verheißen hatte,

Uebrigens hat der Bericht über die Septemberrevolution, sogar in derjenigen Gestalt, in der ihn die Journale veröffentlichten, zur Genüge bewiesen, daß sich die Nation nur gegen das System der Verwaltung, nicht aber gegen den König selbst auflehnte. Der Grimm, der die Minister verfolgte, legte sich vor dem Antlitze des Souverains. Es ist falsch, wenn eine Episode des Aufstandes einige Leute auf den entgegengesetzten Gedanken brachte. Die Griechen hatten alles Interesse dabei, daß der König Otto auf dem Throne verblieb; denn wenn er abgedankt hätte, so wäre entweder dieses unglückliche Land noch einmal in die Anarchie verfallen, oder einem neuen Souverain übergeben worden. Die Anarchie nun kannten die Griechen schon, und das wußten sie auch, daß ein neuer König, selbst wenn es der Herzog von Leuchtenberg wäre, Alles um zehn Jahre rückgängig machen und die Dinge wieder auf denselben Standpunkt versetzen würde, auf dem sie sich bei der Ankunft des Königs Otto befunden hatten. Der junge Souverain ist überdies beliebt. Man kennt seine Redlichkeit, seine Ehrfurcht vor dem Gesetze, seine Anhänglichkeit an das Land, welches das seinige geworden ist, sowie seine Sparsamkeit, und diejenigen, welche seinen Verstand so nieder angeschlagen haben, kannten keineswegs alle Schwierigkeiten seiner Stellung.

Man muß allerdings bekennen, daß die Septemberrevolution nicht alle diejenigen Ergebnisse geliefert hat, die man sich von ihr versprechen konnte. Die neue Verfassung hat diesem schönen Lande, auf welchem das Verhängniß zu lasten scheint, den Frieden noch nicht gegeben. Aber sie hat einen gewaltigen Wiederhall gefunden in der europäischen Türkei, im Archipel und in Kleinasien, und in die große griechische Revolution, die sich gegenwärtig vor-

bereitet, Leben gebracht. Heutzutage noch an die Erhaltung des ottomanischen Reiches zu denken, erscheint lächerlich. Wer die gegenwärtigen Bestrebungen der Völkerschaften der europäischen Türkei beobachtet, kann jene wichtige und fruchtbare moralische Insurrection der griechisch-slavischen Welt nicht verkennen, von welcher Herr Cyprien Robert spricht, — einer der ersten Schriftsteller, die Frankreich auf dieselbe aufmerksam machten. Diese Völkerschaften haben die fürchterlichen Unabhängigkeitsrufe gehört, die in Griechenland, Polen und Serbien erschallten. Das Wort Freiheit hat wie mit electrischem Feuer alle Glieder dieser großen Familie durchzuckt. Indem diese Völker aus ihrem Schlafe erwachten, haben sie sich die Augen ausgerieben und ihre Unterdrücker gezählt. Nun zählt man in der europäischen Türkei weniger als drei Millionen Türken und mehr als fünfzehn Millionen Christen. Diese christlichen Völker sind im neunzehnten Jahrhundert Vasallen einer solchen Hand voll Muselmannen; wer könnte da noch an die Fortdauer eines so ärgerlichen Zustandes der Dinge glauben! Nein, müde, Gesetze zu empfangen, schicken sich diese Völker an, Gesetze zu geben, und schon herrscht, wie Herr Cyprien Robert sagt, der Sultan nur noch durch die Gnade der griechisch-slavischen Völkerschaften. Diese Revolution des östlichen Europa's nimmt seit drei Jahren auf eine außerordentliche Weise an Kraft und Umfang zu. Eine ganze neue Welt geht aus dem Chaos hervor. Die freien Griechen des Peloponneses lehren ihre Brüder in der Türkei, wie man das Joch abschüttelt; geistvoll und entschlossen drängen sich die Söhne Polens in das Innere der Familien und säen hier Keime der Unabhängigkeit. Geheime Gesellschaften bilden sich auf allen Seiten, slavische Journale erscheinen allerwärts und predigen die Propaganda. In Oesterreich wird die Bewegung zwar noch zurückgehalten, aber sie gewinnt doch Boden, und beschäftigt die Regierung. Schon will die Censur von Wien das Wort Illyrien ver-

nichten, aus Furcht, die dem Reiche unterworfenen slavischen Provinzen möchten gewahren, daß es ihnen, um ein unabhängiges Reich zu bilden, an nichts gebricht, selbst nicht an einem Namen. Das Vertrauen wächst überall mit der Insurrektion. Wenn die, dem Grabe zueilende Generation die Befürchtungen und Bedenklichkeiten eines früheren Geschlechtes bewahrt hat, so ist hingegen die heranwachsende Generation voll Eifer, Vaterlandsliebe und Entschlossenheit. Dies ist heutzutage die Achse, um die sich die orientalische Frage dreht. Es ist gewiß, daß ein großer Ausbruch sich vorbereitet; er ist unvermeidlich; was werden seine Ergebnisse seyn? Dies ist die einzige Frage, die einen denkenden Geist beschäftigen darf. Die unvermeidlich drohende Insurrektion der griechisch-slavischen Völkerschaften der Türkei hat, wie wir hiermit offen erklären, alle unsere Sympathien, und wir glauben an ihre Zukunft, ohne übrigens zu vergessen, daß sie große Hindernisse zu überwältigen und viele Klippen zu vermeiden hat. Von allen Mächten, die sich gegen dieselbe erklären werden, ist die Türkei zugleich die am meisten betheiligte und die am wenigsten zu fürchtende. Die ottomanische Macht existirt nicht mehr, und wenn dieser Leichnam sich noch zu regen scheint, so geschieht es blos, weil die europäischen Großmächte ihm vorderhand eine Art galvanische Existenz lassen zu müssen glauben. Sich selbst überlassen, besitzen die Türken keine Vertheidigungsmittel; an dem Tage, da man das so schwache Band zerreißen wird, das sie an Europa knüpft, werden sie ihre Zelte abschlagen und sich in ihre Wüsten von Afrika und Asien vertiefen müssen, wo sie alsdann noch ein mächtiges Reich gründen können. Das mehr zu fürchtende Oesterreich hat Alles bei einer Revolution zu verlieren und wird sie darum mit seiner ganzen Kraft bekämpfen; aber wird es kämpfen können? Das slavische Element herrscht in den österreichischen Ländern vor; schon umschlingt es den doppelköpfigen Adler, bald wird es ihn bedrohen, und statt auf die Empörer herabzustürzen,

wird er vielleicht die Augen verschließen und zitternd sein Schicksal erwarten müssen. — Die Politik Englands im Orient war bis auf den heutigen Tag mit der Oesterreichs verknüpft, und es steht zu befürchten, daß das Cabinet von London das Wiener Cabinet zu unterstützen fortfährt. Uebrigens hat England, wie man wohl sagen kann, indem es Hand in Hand mit Oesterreich ging, bisher eine hergebrachte Politik befolgt und sich keineswegs entschieden; die Verhältnisse können seine Anschauungsweise ändern. Seine Liebe zu Oesterreich ist überdies nicht so groß, als seine Furcht vor Rußland, und wenn die Slaven auch keinen Verbündeten in Albion erblicken dürfen, so haben sie das stolze England doch ebensowenig als einen erklärten Feind zu betrachten! — So gedemüthigt auch Frankreich seyn mag, so wird es doch nie seine Geschichte von sich weisen können, nie wagen, den edlen und ritterlichen Beruf zu verläugnen, den es sich zu allen Zeiten aneignete. Die Slaven zählen auf Frankreich, und Frankreich wird kräftig antworten, sobald man es im Namen der Freiheit ruft. — Es bleibt somit noch Rußland, das gewiß inmitten der ersten Unruhen sofort gierig und drohend erscheinen wird. Seit langer Zeit hat es sich unter diesen Provinzen unterirdische Gänge gegraben, sie unterminirt, und bei jeder Gelegenheit verfolgt es seine Politik mit bewundernswürdiger Thätigkeit, Gewandtheit und Beharrlichkeit. Wenn es uns indessen erlaubt wäre, unsere Ansicht in Bescheidenheit auszusprechen, so möchten wir sagen, daß Rußland seinem Ziele früher näher gewesen ist als gegenwärtig, daß es, statt vorzuschreiten, nunmehr Rückschritte macht, und weit entfernt, Boden zu gewinnen, jeden Tag Terrain verliert. Das Cabinet von St. Petersburg hatte gewonnenes Spiel und machte Riesenschritte, als es nur unwissende Volksstämme vor sich hatte. Sich in die Arme des Czars zu werfen, erschien damals den griechisch slavischen Völkerschaften als das einzige oder leichteste Mittel, um dem Sultan zu entgehen; heutzu-

tage aber, da ihnen die Augen aufgegangen sind, sehen sie, daß das russische Protectorat ebenso drückend und vielleicht noch drückender wäre, als das ottomanische Joch; und immer mehr auf ihre Kraft vertrauend, weisen sie jeden Schatten von Unterwerfung zurück und verlangen eine völlige Unabhängigkeit. Wird wohl Rußland in dem, von Tag zu Tag wahrscheinlicher werdenden Falle eines Widerstandes, durch Gewalt erobern können, was es durch Ueberredung erlangen wollte? Es ist erlaubt, hieran zu zweifeln. Hinter den Griechen würde es das gereizte Frankreich, das eifersüchtige England, das erschrockene Oesterreich finden; ganz Europa würde sich erheben, sobald es den nordischen Riesen sich Constantinopel nähern sähe. Wer weiß überdies, ob nicht am Tage des Aufstandes irgend ein Funken auch gewissen russischen Provinzen das Feuer der Insurrection mittheilt, und ob nicht der Czar, statt anzugreifen, an seine Vertheidigung wird denken müssen!

Nach unserer Ansicht sind die größten Gefahren, welche die Emancipation der griechisch-slavischen Völkerschaften bedrohen, nicht außen zu suchen. Diese große, noch so wenig gekannte Familie verschließt in ihrem Schooße gefährliche Keime zur Zwietracht, bedenkliche Ursachen zu Spaltungen, die ihre Macht lähmen dürften. Unter der anscheinenden Einheit dieser Völker bergen sich Meinungsverschiedenheiten, die ihre Wurzel in ihren Sitten, ihrer Abkunft und ihrer Geschichte haben. Wenn wir dieß auf die Völkerschaften der europäischen Türkei anwenden, so finden wir sechs verschiedene Völker, die durch dasselbe Verlangen und ein gemeinsames Geschick verbunden, gleichwohl unabhängig, auf einander eifersüchtig sind, und in dieser Welt ganz verschiedene Pfade verfolgt haben.

Die Serbier, die kriegerischsten von Allen, sind reine Slaven und stammen von den Krapacken. Gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts haben sie an den Ufern der Donau einen

Staat gegründet, der vier Jahrhunderte hindurch seine Unabhängigkeit zu bewahren wußte. Später nach einander durch die Bulgaren und die Türken unterworfen, haben sie zwanzigmal ihre Freiheit wieder errungen. Durch den Vertrag von Belgrad im Jahre 1739 wieder an die Türkei zurückgegeben, haben sie das Joch im Jahre 1804 abgeschüttelt, und ihre Abhängigkeit besteht nur noch dem Namen nach.

Die Bulgaren, ein Glied der Scythenfamilie, früher ein kriegerisches, jetzt aber ein Nomadenvolk, sind an den Ufern der Wolga geboren. Im Jahr 559 träumten sie von der Eroberung Constantinopels und wurden durch Belisar geschlagen. Ein Jahrhundert hindurch den Awaren unterworfen, machten sie sich im Jahr 679 unabhängig, wurden Christen und blieben dreihundert Jahre lang frei. Von 1186—1389 hatten sie von neuem unabhängige Fürsten, die Hassaniden, die zugleich über die Wallachei herrschten; Bajazet der Erste, vereinigte sie im Jahr 1396 definitiv mit dem Reiche.

Die Bewohner der Moldau, deren Zahl man mit Einschluß der einmalhundertzwanzigtausend Zigeuner auf eine Million fünfmalhunderttausend anschlägt, gehören beinahe sämmtlich der griechischen Religion an. Die Moldau bildete, wie die Wallachei, einen Theil des alten Daciens, dessen Schicksale es unter der römischen Herrschaft und das ganze Mittelalter hindurch theilte. Im Jahr 1386 führte Dragosch die Wallachen, die Abkömmlinge der alten dacisch-römischen Völkerschaft aus Ungarn dahin zurück und bildete unter dem Namen Bogdan einen kleinen Staat, der im Jahr 1432 die Souverainität Polens anerkannte. Von 1458 bis 1504 war die Moldau unabhängig, während sich die Türkei mit Polen darum stritt. Im Jahr 1513 unterwarf sie sich Selim dem Ersten und seit dieser Zeit ernannte stets die Pforte die Wojwoden, die sie unter den Fanarioten wählte.

Die Wallachei (das alte Dacien), die eine Million fünf-

malhunderttausend Einwohner zählt, wurde nach einander durch die Hunnen, Awaren, Bulgaren, Petschenegen und Utzen besetzt, und im Jahr 1290 zu einem eigenen Königreich erhoben, das bald unabhängig, bald ein Vasall von Ungarn und Polen war. Im Jahr 1479 machte Mahomet der Zweite eine ottomanische Provinz daraus. Im Jahr 1717 bringt es der Vertrag von Passarowitz an Oesterreich; der von Belgrad gibt es zweiundzwanzig Jahre später an die Türken zurück, und im Jahr 1829 endlich stellt es der von Adrianopel unter den Schutz Rußlands und macht die ottomanische Souveränität zu einer bloß scheinbaren.

Die Montenegriner, siebenundfünfzigtausend an der Zahl, sind factisch durchaus unabhängig. Früher mit Illyrien und später mit Neu-Epirus verbunden, wurde Montenegro unter Heraklius die Heimath einer slavischen Bevölkerung, die bald unabhängig, bald Serbien unterworfen, im vierzehnten Jahrhundert unter das Joch der Venetianer, im fünfzehnten aber unter das der Türken gerieth, und sich diesen verschiedenen Herrschaften immer wieder zu entziehen vermochte.

Die Bosniaken, ein, während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts Ungarn unterworfenes Slavenvolk, waren das vierzehnte Jahrhundert hindurch unabhängig. Später durch Ungarn und durch die Pforte unterjocht und wieder unterjocht, wurden sie mit dem ottomanischen Reiche erst wieder durch den Vertrag von Karlowitz im Jahre 1699 regelmäßig verbunden.

Man sieht, alle diese Völker sind frei gewesen, alle haben ihre Sprache, ihre Civilisation, ihre Gesetze, ihre Geschichte gehabt, und es hält schwer, Leute, die nicht für die Knechtschaft geboren sind, unter das Joch zu beugen; aber täuschen wir uns hiebei nicht, eine große Gefahr birgt sich unter den Erinnerungen, welche diese Völkerschaften von ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit bewahren. Wenn eine gemeinsame Liebe zur Freiheit sie

vereinigt und sie antreibt, ihre Ketten zu zerschlagen, so trennen sie wieder kleinliche Nationaleitelkeiten, die sie vielleicht am Tage der Befreiung spalten werden. Diese Völker werden auf jeden Vorrang eifersüchtig seyn, und diejenigen, die sich dem schönen Traume hingeben, ein großes griechisches Reich an die Stelle des ottomanischen Reiches zu setzen, fragen sich besorgt, ob die Serbier zum Beispiel sich je dazu verstehen würden, die Oberhoheit der Hellenen anzuerkennen. Ohne Zweifel wird die giechische Freiheit, bevor sie sich desinitiv constituirt, auf große Hindernisse stoßen und lang andauernden Wechselfällen preisgegeben seyn; allmälig indeß wird, wie man wohl glauben darf, die Erziehung, die sich von Tag zu Tag ausbreitet, die kindischen Eitelkeiten verwischen, die herausfordernden Erinnerungen vertilgen und die kleinlichen Gefühle der Eifersucht werden vor der Größe der gemeinsamen Sache verschwinden. Die Völkerschaften der europäischen Türkei sind, und das ist der Hauptpunkt, durch das stärkste Band, das die Menschen vereinigen kann, durch die Religion an einander geknüpft; sie sind sämmtlich Christen, mit Ausnahme der Bosniaken, die in früheren Zeiten ihren Glauben ihrer Rettung geopfert haben. Noch müssen wir hinzufügen, daß das Christenthum in Bosnien tiefe Wurzeln zurückgelassen hat, so daß der Islam nur äußerlich die Herrschaft ausübt. Um eine Religion abzuschwören, die für sie nichts als ein Schutzbrief gewesen, erwarten die Bosniaken nur eine günstige Gelegenheit. Zu Begründung dieser Behauptung könnten wir eine sehr bemerkenswerthe Thatsache anführen, wenn wir nicht ein Cabinetsgeheimniß zu verletzen befürchteten. Beschränken wir uns darauf, zu sagen, daß unmittelbar nach Veröffentlichung jenes Hattischerifs, der die Freiheit der Rajah's sicherte, Bosniaken insgeheim bei Frankreich angefragt haben, ob sie, im Falle sie ihre muselmannische Maske abwürfen, auf seinen Schutz zählen könnten. Und überdieß müßte man auch den politischen Rivalitäten die religiösen

Differenzen einer so unbedeutenden Fraction hinzufügen, was läge daran? Waren die Hellenen, als sie für die Freiheit kämpften, nicht ebenfalls durch ihren Glauben und durch die Gefühle der Eifersucht getrennt, und sind sie nicht gleichwohl heute frei? Was nun achtmalhunderttausend Griechen im Peloponnes zu einer Zeit thun konnten, da die Türkei, noch mächtig dastehend, Mahmud zum Gebieter, und Mehemet Ali zum Helfershelfer hatte, warum sollten das die vierzehn Millionen der griechisch-slavischen Völkerschaften jetzt nicht auch thun?

Oft schon haben wir hinsichtlich der sich gegenwärtig vorbereitenden Revolution eine sonderbare Bemerkung machen hören: Warum, fragt man, sollten die griechisch-slavischen Völkerschaften ein so wenig drückendes Joch abzuschütteln suchen? Wird die Unabhängigkeit, von der sie träumen, ihnen mehr Freiheit bringen? Denen, die also sprechen, antworten wir, daß sie den Patriotismus zu wenig in Anschlag bringen, und daß sie die Demüthigung der Knechtschaft nie gekannt haben. Man urtheilt schlecht über Leiden, die man nicht erduldet hat, und es verhält sich, wie ein slavischer Dichter (Miskiewicz) gesagt, mit der Heimath, wie mit der Gesundheit; erst dann, wenn man sie verloren hat, weiß man, was sie werth ist.

Nein, es ist heutzutage Narrheit, einen unmöglichen status quo zu vertheidigen. Der Islam muß Europa räumen. Weit entfernt, den Krieg zu erzeugen, muß die Erhebung des griechisch-slavischen Volkes in der Zukunft den allgemeinen Frieden sichern. Sie beschwichtigt alle ehrgeizigen Wünsche und vereinigt alle Parteien. Wenn das junge Reich schon in seinem Entstehen Besorgnisse einflößt, wenn es gefährlich scheint, ihm Constantinopel zur Hauptstadt zu geben, wohlan, so nehme man Constantinopel von der Erbschaft des ottomanischen Reiches hinweg und lasse dieses Loos unvertheilt zwischen allen Mächten. Indem man die Dardanellenschlösser schleift, kann man dem Welthandel eine

Straße öffnen, wie sich keine zweite findet, und Constantinopel, eine freie Stadt, Allen zugänglich, ohne einem Einzigen anzugehören, mächtig, ohne furchtbar zu seyn, wird der Stapelplatz beider Welttheile werden.

Uebrigens bringen wir unsere Ueberzeugung Niemanden auf. Wir befinden uns hier im Lande der Vermuthungen, und wir machen weder darauf Anspruch, in höchster Instanz zu entscheiden, noch das freie Feld der ernsten Diskussionen zu schließen. Wir begrüßen die im Werden begriffene Revolution im Orient mit Begeisterung, und vielleicht wird die Zukunft unsern Hoffnungen Unrecht geben. Was jedoch auch kommen möge, und sollte die Sache der griechisch-slavischen Völkerschaften noch für einige Zeit unterliegen, wir würden dennoch hoffen und immer glauben, daß man im Gebiete der Geschichte viel weniger Täuschungen ausgesetzt ist, wenn man seine Vermuthungen auf die Emancipation der menschlichen Geschlechter gründet, als wenn man die Möglichkeit einer ewigen Knechtschaft zur Basis wählt.

Ich habe jetzt wegen dieser langen Abschweifung um Verzeihung zu bitten; aber es ist schwierig, durch eine so kräftige, so schöne, so jugendliche und so ergreifende Sache sich nicht hinreißen zu lassen, und ich vermochte das, was ich zu sagen hatte, nicht in mein Inneres zu verschließen. Ich gehe nun wieder zu meiner Rolle als Reisender über und werde suchen, hinfort nicht wieder so sehr von ihr abzuweichen.

Seit vierzehn Tagen war ich in Athen und noch hatte ich den König nur von Weitem gesehen, auf der Sonntagspromenade. An diesem Tage versammelt sich bei Sonnenuntergang die Musik eines Regiments inmitten einer Ebene, die ein wenig außerhalb der Stadt liegt, und bringt der Bevölkerung im Freien eine Serenade. Dieses wöchentliche Fest versammelt eine zahlreiche und für das Auge ziemlich merkwürdige Menge. Obgleich das europäische Costüm hier vorherrscht, so mischen sich doch die rothen

Fese in ziemlich großer Zahl unter die Castorhüte, und inmitten der dunkeln Stutzerkleider sieht man da und dort den Flitterstaat an der Weste eines Palikaren schimmern; Offiziere tummeln sich auf hübschen syrischen Pferden herum. Trotz ihres kleinen Kaskets und ihres langen blauen Ueberrockes, mit rothem Kragen und wattirter Brust, wie es die Münchener Ordonnanz vorschreibt, haben diese jungen Militärs in keiner Weise den germanischen Anstrich. Wenn man nur diesen hübschen Lieutenant sieht, wie er stolz einherschreitet, den Kopf hoch trägt, mit vornehmer Nachläßigkeit seinen Schnurrbart streicht, und sich gerne sehen läßt, erkennt man sofort den eleganten Athener. Die Damen kommen in offenen Kaleschen, und prangen in Federhüten und schimmernden Gewändern. Gegen die Mitte des Abends wird regelmäßig der königliche Wagen gemeldet, und man sieht nun eine Art Phaëton kommen, bespannt mit zwei deutschen, englisch angeschirrten Pferden, und vom Könige selbst gelenkt. Der Fürst erscheint in griechischer Tracht, die Königin nach französischer Mode gekleidet, sitzt neben ihm. Von ferne hatte ich mir nur einen sehr unbestimmten Begriff von der Physiognomie des Königs Otto und der Schönheit der Königin Amalie machen können; aber bald wurde mir Gelegenheit geboten, Ihre hellenischen Majestäten ganz bequem zu betrachten. Das im Piräus vor Anker liegende französische Geschwader sollte in wenigen Tagen nach Smyrna unter Segel gehen, als die Königin gegen den Admiral den Wunsch ausdrückte, sein Schiff zu besuchen. Herr von Lasusse erbot sich, einen Ball an Bord seines Fahrzeuges zu geben, und sein Vorschlag wurde angenommen.

An einem herrlichen Juniabend waren alle Fahrzeuge im Piräus mit ihren Flaggen bedeckt. Die Barken des Geschwaders, geführt von weißgekleideten Ruderern, und befehligt von den Seekadetten, harrten am Ausschiffungsorte, von wo sie jeden Geladenen, der sich einstellte, sofort nach dem Admiralsschiff brachten.

Die Zurüstungen zu dem Feste waren mit ausgezeichnet gutem Geschmacke angeordnet worden. Die Königin wünschte ein französisches Schiff zu sehen; man mußte es ihr also in seinem schönsten Schmucke, das heißt kampfbereit, zeigen. Darum gewahrte man auf allen Seiten nur Kriegsapparate, nirgends aber die Vorbereitungen zu dem Balle, der stattfinden sollte. Ein Theil der Mannschaft stund unter den Waffen; die Kanoniere um ihre Stücke aufgestellt, hielten den Setzer oder den Kanonenwischer in der Hand. Um zum Admiral zu gelangen, mußte man zwischen einem Spalier von Matrosen mit gebräunten Gesichtern und martialischem Aussehen, sowie zwischen Gruppen von Offizieren in Gallauniform hindurch. Die Gesellschaft war versammelt, als ein Kanonenschuß die Ankunft Ihrer Majestäten verkündete. Sobald der König den Fuß in seine Barke gesetzt hatte, erhob sich die blau und weiß gestreifte griechische Flagge auf dem Hauptmast des Inflexible und wurde mit hundert und einem Kanonenschusse begrüßt. Die Trommeln wirbelten, die Musik ließ eine kriegerische Fanfare hören, die Fahrzeuge gaben aus allen ihren Batterien Feuer, die Matrosen schwangen sich auf die Taue, kletterten auf die Raaen, und brachten, über dem Rauche ihre Wachshüte schwenkend, drei Hurrahs aus, die wie das Rollen des Donners wiederhallten. Der Admiral und der französische Gesandte erwarteten Ihre Majestäten unten an der Schiffstreppe. Der König Otto erschien unter dem Wirbeln der Trommeln in griechischer Tracht auf dem Verdeck und grüßte. Freundlich lächelnd, trat die Königin anmuthig vor, gefolgt von Hofdamen, unter denen einige die reizende Tunika der Griechen und die rothe Mütze trugen, aus der ihre langen schwarzen Haare hervorfielen. Die Adjutanten des Königs, zierlich nach albanesischer Weise gekleidet, traten im Gefolge Ihrer Majestäten in die schönen Gemächer des Admirals, wo die schon vorgestellten Personen sich versammelten. Das Verdeck blieb beinahe verlassen;

auf das Krachen des Geschützes, auf das Schmettern der Trompeten folgte ein Augenblick des Stillschweigens. In der Ferne sah man die mit Leuten bedeckten Quais; über den Hauptmasten der Fahrzeuge wälzte sich eine ungeheure Rauchwolke, von einer leichten Brise dahingetrieben, in die klare Luft, schimmerte in den glänzenden Tinten des Himmels und ließ da und dort am Horizonte die strahlenden Farben eines prachtvollen Sonnenuntergangs durchblitzen.

Die Königin blieb kaum fünf Minuten in den Salons der Kampanie, und doch war, als sie wieder auf dem Verdecke erschien, hier Alles wie durch Zauber verändert. Es gab hier kein Tafelwerk, keine Matrosen, keinen Krieg, und so zu sagen kein Schiff mehr; der Inflexible hatte sich in ein ungeheures, mit Blumenkränzen behangenes Zelt verwandelt, das durch Tausende von Kerzen erleuchtet wurde, die man sinnreich an Bajonetpyramiden, deren glänzender Stahl das Licht wunderbar zurückwarf, angebracht hatte. Ein Theater war am Fuße des Hauptmastes errichtet worden; das Orchester stund auf seinem Posten; Armstühle luden die Zuschauer zum Sitzen ein. Nie ist in der Oper eine Verwandlung schneller ausgeführt worden; hatte doch der Admiral mehr als neunhundert der gewandtesten Maschinisten an Bord. Das Fest begann mit einer jener nautischen Vorstellungen, vermittelst deren an Bord der Fahrzeuge die Matrosen jeden Sonntag die Langeweile langer Ueberfahrten zu beschwören suchen. Ein Vaudeville wurde mit viel Laune gegeben. Die Costüme der Schauspieler erregten schallendes Gelächter; die Hauptperson des Stückes, ein junges blondes Mädchen, mit weißem Kleide und gelben Handschuhen, das durch einen riesenhaften Matrosen vom Mastkorbe dargestellt wurde, erröthete höchst possirlich über die etwas rohen Artigkeiten, womit es ein, in einen Stutzer umgewandelter Ruderknecht überschüttete.

Nach dem Schauspiel, das unter einmüthigen Beifallsbezei-

gungen endete, wurden die Offiziere Ihren Majestäten vorgestellt, und der französische Gesandte machte mir das Anerbieten, mich an dieser Ehre Theil nehmen zu lassen. Während ich so gut als möglich auf die Fragen antwortete, die der junge Monarch an mich zu richten geruhte, betrachtete ich ihn sorgfältig. Der König Otto zählt jetzt dreißig Jahre; er hat braune Haare, schönen und hohen Wuchs, und sieht von Ferne und zu Pferde sitzend, ziemlich hübsch aus, aber von Nahem ist seine Physiognomie weniger angenehm; seine Bewegungen verrathen etwas Gezwungenes, und seine Schüchternheit macht verlegen. Er trug eine himmelblaue, silbergestickte Tuchweste und ein Fes mit blauer Quaste; eine weiße Fustanella, Kamaschen von der Farbe der Weste und rothe Pantoffeln vollendeten dieses elegante Costüm. Die Königin spricht das Französische mit Leichtigkeit. Sie fragte mich, wie ich Athen gefunden habe, und als ich irgend eine lügnerische Antwort herstammelte, unterbrach sie mich mit der Bemerkung, daß mein erster Eindruck nothwendig ein gewisses Gefühl des Befremdens gewesen seyn müsse. „Athen ist ein Name, der zu sehr zur Phantasie spricht, als daß nicht namentlich ein Franzose," sagte sie lächelnd, „bei seiner Ankunft eine gewisse Enttäuschung empfinden sollte; aber die Stadt vergrößert sich alle Tage, und wenn Sie in einigen Jahren wiederkommen," fügte sie mit viel Anmuth hinzu, „so werden Sie dieselbe sehr verschönert finden." Die Königin ist reizend, sie scheint fünfundzwanzig Jahre zu zählen; ihre Taille ist schlank und zart, ihre Physiognomie lebhaft und geistvoll; fügt man hiezu eine sehr weiße Haut, lange, kastanienbraune Haare, hübsche Schultern, schöne Zähne, und was man bei einer Deutschen selten findet, einen sehr kleinen Fuß, so hat man gewiß mehr, als man braucht, um aus einer anmuthigen Frau eine kostbare Königin zu machen. Sie hat so schöne Augen, daß man es ganz natürlich findet, wenn sie deren Macht kennt, und man freut sich, diesen lächelnden Mund, diesen leich-

ten Gang an der jungen Gebieterin eines Landes zu sehen, dessen Bewohner das eleganteste Volk der Erde waren. Die Königin Amalie ist überdies eine Frau von Geist; sie übt einen großen Einfluß auf den König aus, und man weiß, daß sie unter verschiedenen Umständen wesentlich mitgewirkt hat, seinen starren Charakter zu beugen.

Man walzte bis fünf Uhr Morgens. Wenn man sich ein wenig von dem Gewirre des Tanzes entfernte, so konnte man auf dem Vordertheile des Schiffes ein ganz anderes Schauspiel genießen. Die vom Glanze der Kerzen geblendeten Augen ruhten plötzlich, sobald man aus dem Ballsaale trat, auf dem weichen Lichte eines schönen Mondscheins; Alles schlief im Hafen; der unbewegliche Schattenriß und das zierliche Takelwerk der vor Anker liegenden Fahrzeuge zeichnete sich schwarz auf einem Sternenhimmel ab. Etwas Mildes wogte durch die Atmosphäre; man hörte zumal das ferne Murmeln des Meeres und den verhallenden Lärm des Festes. Diese Walzer erinnerte man sich schon einmal in Frankreich gehört zu haben, und unwillkürlich wandte sich der Gedanke dem fernen Vaterlande zu. Dieser Hafen war der Piräus. Die Gestirne, die da oben funkelten, hatten den Glanz von Athen beschienen und in einer ähnlichen Nacht die siegreiche Flotte von Salamis nach demselben Gestade geleitet!

Ende des ersten Theils.

Ein Jahr im Orient

oder

Griechenland unter Otto I.
die Türkei unter Abdul-Medschid
und
Sicilien unter Ferdinand II.

von

Vicomte Alexis de Valon.

Aus dem Französischen.

Zweiter Theil.
(Die Türkei enthaltend.)

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1854.

Ein Jahr im Orient

Griechenland unter Otto I.

die Türkei unter Abdul-Medschid

und

Italien unter Victor II.

von

Hermann Alexis de Valon.

Aus dem Französischen.

Zweiter Theil.

(Die Türkei enthaltend.)

Stuttgart.

Gebrüder Kröner.

1864.

Türkei.

Rhodus und Patmos.

Ich rühme mich keineswegs, einer jener unerschütterlichen Reisenden zu seyn, die ihren Weg gerade fortgehen, ohne daß sie Etwas abzulenken vermöchte, und die ihre Richtung unwandelbar verfolgen, wie ein Waggon seine Eisenbahn. Ich überlasse mich vielmehr gerne dem Gange der Ereignisse und liebe keine anderen Führer, als den Zufall und meine Phantasie. Wären nicht die Fesseln dieser Welt, möchte ich ohne Unterlaß reisen wie der Vogel des Himmels, der sich frei von allen Sorgen nach Belieben auf jeden blühenden Ast setzt, dann mit dem Morgenwinde auf neue Gestade dahinschwebt, wo er andere Bäume und ein anderes Liebchen finden wird. Ich liebe das Unvorhergesehene; eine Kleinigkeit hält mich auf, oder lenkt mich ab. Wenn sich ein schattiger Fußpfad mir bietet, so schlage ich ihn jedem Plane zum Trotz ein; wenn eine Stadt mich langweilt, so verlasse ich sie, und wenn ein Haus mir gefällt, so setze ich mich darin fest. — Ich war in Athen mit der Absicht angekommen, den ganzen Peloponnes zu besuchen; ein kleiner Vorfall jedoch, den ich nunmehr erzählen werde, gab sofort meinem Reiseplane eine andere Richtung.

Die Empfehlungsschreiben mit denen ich versehen war, und vor Allem die außerordentliche Gefälligkeit unseres Gesandten, hatten mir, wie gesagt, schon in den ersten Tagen die Salons

der Hauptstadt des Königs Otto geöffnet. Obgleich zum Theil aus Fremden, die aus allen Ländern Europa's herbeigekommen waren, bestehend, war die Gesellschaft von Athen gleichwohl die heiterste von der Welt. Schöne Griechinnen, blonde Engländerinnen, reiche russische Damen, elegante Französinnen, geistreiche Diplomaten, muntere Seeleute und unermüdliche Touristen, alle hatten die Vorurtheile der Nation oder des Gewerkes vergessen; man erinnerte sich nur, daß man jung war, daß der Himmel blau war und daß man darauf dachte, sich zu belustigen. Die Nächte hindurch wurde wahnsinnig gewalzt, und bei Tag machte man große Spatzierritte in der Umgegend. Die neuerdings erfolgte Ankunft eines französischen Geschwaders und eben damit fünfzig junger, vergnügungssüchtiger Offiziere hatte dem gewöhnlichen Gange dieser Reunionen einen neuen Schwung gegeben. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß ich mich leicht an diese Lebensweise gewöhnt hatte, obgleich es nicht gerade diejenige war, die ich in Griechenland zu führen gedacht; das Vergnügen schließt überdies das Studium nicht aus, oft erleichtert es dasselbe, und ich schickte mich ausgezeichnet gut in dieses muntere Leben.

Eines Morgens wurde ich benachrichtigt, daß man sich heute um drei Uhr bei dem Café della Bella Grecia einzufinden habe, da man in einer verlassenen, auf der halben Höhe des Hymettus gelegenen Einsiedelei ein ländliches Essen einzunehmen gedenke. Alles traf genau zur festgesetzten Zeit ein, und die Cavalcade rückte, nachdem sie die staubigten und verlassenen Straßen des heutigen Athens in gestrecktem Galopp durchzogen, bald am Fuße des Hymettus auf eine kleine Ebene vor, die mit Oleandern bepflanzt und von dem völlig ausgetrockneten Bett eines Baches durchschnitten ist, der, jedoch nur des Winters, das Recht hat, sich Ilissus zu nennen. Zwei Stunden später waren wir bald zu Fuß, bald zu Pferd, immer lachend an einem alten Gemäuer angekommen, vor dem sich ein

kleiner Hof befand, und das von einer prachtvollen Platane beschattet wurde. Hier erwarteten uns Diener; in eine Quelle des Berges mit seinem süßen Honig und seinem poetischen Namen, hatten sie höchst prosaisch in großer Anzahl Flaschen Champagner und Johannisberger zur Erfrischung gestellt, und vor einem großen Feuer drehten sie in ächt homerischer Weise einen ganzen, mit aromatischen Kräutern gefüllten Hammel, der uns wie auf Tinos mit Kopf, Schwanz und den vier Füßen aufgetragen wurde. Das Auftragen eines Hammels à la Palikare (dies ist heutzutage in Griechenland die, antiker Zeiten würdige Benennung dieses Gerichtes) ermangelte weder der Originalität noch localer Färbung. Sobald das Thier gebraten ist, hängt man es an einem Baumzweige an den Füßen auf, sodann bewaffnet sich Jeder mit seinem Messer und schneidet seinen Theil von diesem Braten ab, der außerordentlich geschmackvoll und saftig ist. In Erwartung der Mahlzeit fuhren wir fort den Hymettus zu besteigen. Dieser berühmte, den Angaben der Alten zufolge früher mit Wäldern bedeckte Berg ist heutzutage nackt. Nur einige krüppelhafte Oelbäume und mehrere düstere Mastixbäume stehen da und dort auf seinen nackten Seiten. Aber die Aussicht, die von dem Punkt, auf dem wir angelangt waren, sich über die Ebene von Athen erstreckt und in der Ferne von dem Piräus bis nach Eleusis und Aegina, entschädigt reichlich für die Unfruchtbarkeit jener Ebene. Die Hauptstadt Griechenlands, die mich auf den ersten Anblick so sehr entzaubert hatte, machte, als ich sie von dieser Stelle und von dieser Entfernung aus betrachtete, einen tiefen Eindruck auf mich. Von Ferne konnte ich die kleinliche Bauart der neuen Häuser nicht gewahren, die sich so unverschämt auf den Ruinen des Perikles erheben. Athen erschien mir als ein provisorisch in einem breiten, stillen Thale errichtetes Lager; über der Stadt erhoben sich in ihrer unsterblichen Schön-

heit die wunderbaren Tempel, welche die Akropolis verschließt. Zwischen den zierlichen Säulen des Parthenon und der Propyläen gewahrte ich die Streifen des Himmels, welche die untergehende Sonne mit ihren prachtvollen Schattirungen überzog; zu meinen Füßen lagen die herrlichen Ruinen des Tempels des Jupiter Olympius; am Horizont stiegen zu meiner Rechten Berge empor, die sich je nach der Entfernung mit rosigen, violetten und bläulichen Tinten färbten; vor mir endlich folgte das Meer ruhig wie ein Spiegel, schimmernd wie ein Goldsee, den anmuthigen Krümmungen dieses wunderbaren Gestades, in dessen ausgerundete Golfe es drang, und das es mit Liebe zu umschlingen scheint. Nachdem wir dieses schöne und melancholische Schauspiel eine Stunde hindurch betrachtet, kehrten wir wieder stillschweigend auf die Einsiedelei zurück. Jeder Mund war stumm; Jeder hörte gleichsam seine eigenen Gedanken. Wir traten auf Kräuter, deren starker und lieblicher Geruch zur Träumerei hinreizte und wunderbar mit der Poesie im Einklange stund, die in Allem lag, was uns umgab, der Erinnerung, der Abendstunde, dem schönen Himmel, der ländlichen Ruhe, den eleganten Frauen, die uns vorausliefen. Der griechische Wein, sowie oft wiederholte Toaste erweckten unsere Heiterkeit, und eine Stunde schon war die Nacht hereingebrochen, als wir noch immer im Kreise unter der Platane saßen. Als man davon sprach, wieder nach Athen zurückzukehren, gewahrte ich, daß mein Pferd verschwunden war; ich sah mich somit genöthigt, meine Gefährten zu verlassen und mein Thier aufzusuchen. Eine Viertelstunde hindurch suchte ich vergebens; dann nahmen meine Gedanken unvermerkt eine andere Richtung, ich vergaß mein Pferd, und da mich nichts drängte, so legte ich mich in's Gras, zündete eine Cigarre an und begann mich meinen Gedanken hinzugeben. Die Nacht hatte sich sanft niedergesenkt auf die großartige Landschaft, die zwei Stunden zuvor die Sonne so prachtvoll vergoldete. Eine beinahe

schauerliche Stille herrschte auf dem Hymettus; ich hörte nur das Rauschen der Olivenblätter, die ein leichtes Lüftchen bewegte, und in der Ferne den immer undeutlicheren Laut, den die Pferde meiner Gefährten, die in der Ebene galoppirten, verursachten. Seit lange schon befand ich mich, die Nacht belauschend, liebe Erinnerungen hervorrufend, und die strahlenden Sterne des Himmels, die ich, obgleich noch so jung, schon in so vielen Ländern betrachtet hatte; beschauend, auf derselben Stelle, als ich plötzlich hinter mir eine Melodie pfeifen hörte. Ich wandte mich rasch um und erkannte in dem nächtlichen Sänger einen der Theilnehmer an der Mahlzeit in der Einsiedelei. Es war ein junger Schiffslieutenant, dessen Bekanntschaft ich vor wenigen Stunden erst gemacht hatte. Gleich mir hatte er sein Pferd verloren und fruchtlos gesucht.

„Wenn Sie mir folgen wollen," sagte er, sich neben mich setzend, „so lassen wir diese Thiere laufen und machen in dieser schönen Nacht Verse an den Mond."

„So eben," antwortete ich lachend, „habe ich einige an die Sterne gerichtet," und ohne mich lange bitten zu lassen, trug ich ihm folgende Strophen vor, die unter Umständen einiges Verdienst besessen hätten, wenn sie nicht des Ortes, der sie hervorrief, so wenig würdig gewesen wären:

Warum, o süßes Liebchen mein,
Stimmt aus den blauen Räumen
Der Sterne ungewisser Schein
Zu wehmuthsvollen Träumen?
Er strömt von Lieben niederwärts,
An deren Grab wir klagen;
Ein jedes Sternchen ist ein Herz,
Das aufgehört zu schlagen! . . .

Ein jedes Sternchen oben spricht
Zu einer Seele unten,
Sein Schein ist ein Vergißmeinnicht
Auf ihrer Liebe Wunden.

Beklage ihren stillen Schmerz
Ob den entschwund'nen Tagen;
Such' ein Gebet für dieses Herz,
Das bald wird nicht mehr schlagen!

Siehst Du dort den verlaß'nen Stern?
S'ist eine jener Seelen,
Die, ach! von aller Freude fern
In ew'ge Nacht sich stehlen!
Das Herz, das hier noch schlägt, es brach,
Was es in schönen Tagen
Dem Herzen einst vor Gott versprach,
Das aufgehört zu schlagen.

Nach meinem Leben wirst Du mich
Einst Abends vor Dir sehen,
Um eine einz'ge Thräne Dich,
Geliebte, anzuflehen.
O tritt, o tritt mir dann nicht fern,
Nur Eine Deiner Klagen,
Ein Lächeln meinem blassen Stern,
Wenn's Herz wird nicht mehr schlagen!

Diese poetische Mittheilung machte unsere Unterredung schon im ersten Augenblick sehr vertraulich; Literatur, Reisen, schöne Pläne, süße Erinnerungen und junge Liebe, Alles kam rasch an die Reihe. Nichts ist reizender als diese Plaudereien ohne Zweck, ohne Absicht, denen ein Wort eine andere Wendung gibt, und die der Zufall leitet. Der Geist schweift gerne nach Laune umher: wie es ihm beliebt, schwingt er sich in die Höhe, läßt sich nieder in die Tiefe, fliegt, schweift durch die ganze Welt, setzt sich wie die Biene auf alle Blumen, sammelt oft einen köstlichen Honig, den das Herz verarbeitet. Nachdem wir, der junge Seemann und ich, zwei Stunden an dieser einsamen Stätte verbracht, hatten wir uns besser schätzen gelernt, als uns dies im Gewühle der Welt in einem Jahre möglich geworden wäre. Des Morgens kannten wir uns kaum, und des Abends, als wir nach

Athen zurückkehrten, waren wir Freunde. Im Augenblicke, da wir uns trennten, blieb mein Gefährte stehen und sagte zu mir:

„Des heutigen Abends werden wir uns Beide erinnern, Sie in Frankreich, in der Ecke Ihres Kamins, ich in fremden Ländern, auf dem Verdeck meines Fahrzeuges. Sie machen, daß es mir leid thut, Athen zu verlassen. Uebrigens," fügte er hinzu, „wozu uns trennen, da wir so gut zusammenpaßten? Das Geschwader geht, wie Sie, nach Smyrna. Ich habe ein Dampfschiff unter meinen Befehlen; nehmen Sie an meinem Bord ein Bett an, über das ich verfügen kann, und einen Platz an meinem Tische, der sehr gut ist. Der Admiral gedenkt, eine interessante Reise im Archipel zu machen. Kommen Sie mit mir, wir wollen, mit einander plaudernd und rauchend, zusammen reisen."

Dieser Vorschlag wurde mit der Freimüthigkeit eines Seemanns gemacht; ich nahm ihn mit jenem Vertrauen an, das eine der liebenswürdigsten Eigenschaften der Jugend ist, und meine Abreise war beschlossen. Acht Tage später brachte mich einer jener Fiaker, die ich beim Ausschiffen mit so großer Entrüstung auf dem Boden Grichenlands gesehen hatte, nach dem Piräus. Schon am Morgen hatten die Schiffe l'Inflexible und der Santi Petri die hohe See gewonnen. Bei dieser Veranlassung hatten unsere Seeleute eine Probe nautischer Gewandtheit abgelegt, über welche die griechischen Matrosen erstaunt waren. Was bis daher noch nie vorgekommen war, das Admiralschiff hatte man bei einem beinahe conträren Winde aus dem Piräus herauslaviren sehen, dessen Bassin im höchsten Fall so groß wie der Vendomeplatz und dessen Einfahrt kaum für ein Kriegsschiff breit genug ist. Das Dampfboot, der Acheron, auf welches ich mich begab, war allein im Hafen geblieben. Während der Nacht fuhr es ab, und des Morgens verloren wir bei Sonnenaufgang die Küste von Attika aus den Augen.

Das Geschwader hatte Befehl erhalten, auf Kandia loszu-

segeln. Unglücklicherweise ließ der Wind im Laufe des Tages nach und drei oder vier Tage hindurch konnten die Fahrzeuge kaum einige Meilen auf der eingeschlummerten See zurücklegen. Ich ließ mir über diesen Unfall, der die Seeleute trostlos machte, keine grauen Haare wachsen. So eben erst in diesen Räumen des Lichts und der Poesie angelangt, ward ich nicht müde, dieses durchsichtige Meer, diesen so schönen, reinen Himmel zu bewundern, und ich berauschte mich in der Einathmung der balsamischen Lüfte des Orients. Der Commandant des Acheron hatte ein Zelt auf der Kampanie errichten lassen; mit den Ellenbogen auf die Schanzverkleidung gestützt, verbrachte ich hier köstliche Stunden, indem ich meine Blicke und meine Gedanken auf gut Glück umherschweifen ließ. Die unbeweglichen Schiffe rings um uns, mit ihren großen Segeln, die vergebens dem Winde entgegenharrten, fügten dem prächtigen Schauspiele, welches das Meer und der Himmel boten, eine gewisse Majestät hinzu. Des Abends, wenn die Stunde der Retraite herankam, ließ sich eine kriegerische Musik von dem Admiralschiffe hören; ihre schwachen Töne drangen bis zu uns und schwebten, sich in der Ferne verlierend, über die Fluthen hin. Gewöhnlich um diese Stunde erschien eine junge und elegante Pariserin, die sich auf dem Inflexible eingeschifft hatte, auf dem Balkon des Hintertheiles. Ich vermöchte nicht zu sagen, welche Fülle von wunderbarer Anmuth in dieser schlanken, jugendlichen Taille, sowie in diesem weißen Kleide lag, die wir zwischen Himmel und Meer erblickten, inmitten der Kriegsapparate, der Uniformen und einer dreifachen Batterie. Später erscholl plötzlich ein Kanonenschuß, die Schiffslaternen erhoben sich rasch auf die Spitzen der Maste, Alles sank wieder in die Stille zurück, und wenn zufällig eine verliebte Brise mit den Segeln koste, so sahen wir, wie die schönen Fahrzeuge sich anmuthig verneigten und einen Augenblick beim Sternen-

licht dahinglitten, um bald inmitten der Ruhe der Nacht anzuhalten.

„Was drängt Sie denn," sagte ich oft zu meinem Freunde, dem Schiffslieutenant, den dieser Aufschub ungeduldig machte, „was drängt Sie denn? Statt der rauchgeschwängerten Luft unserer Städte, statt unseres bleiernen Himmels, statt des betäubenden Geraffels der Wagen, statt des Kothes, des Regens, der Straßenlampen und der Stadtsoldaten, statt alles dieses inmitten eines schönen Meeres sich zu befinden, das Murmeln der Fluthen zu hören, die goldenen Sterne zu schauen, wie sie sich am schönsten Himmel der Welt anzünden, seine Gedanken in diesem Lande großer Erinnerungen von Traum zu Traum schweifen zu lassen, genügt Ihnen das nicht? Wie gerne möchte ich immer so leben!"

Unglücklicherweise hinderten mich diese Windstillen, hinsichtlich deren ich mich mit so viel Lebensweisheit zu fassen wußte, das alte Kreta zu sehen. Der Admiral zählte die Tage; müde, vergebens auf einen günstigen Wind zu warten, änderte er seinen Fahrtenplan. Eines Morgens erhielt der Acheron Befehl, den Inflexible an's Schlepptau zu nehmen und ihn nach der Insel Rhodus zu bringen. Den fünften Tag nach unserm Abgang von Athen kamen wir Angesichts dieses durch die Johanniter berühmt gewordenen Bodens an.

Von allen Inseln des Mittelmeeres, die ich gesehen, ist Rhodus unstreitig die schönste. Sein Gestade steigt sehr sanft an und bietet dem Blicke von allen Seiten undurchdringliche Wälder. Schlanke Palmbäume erheben sich malerisch über diese ungeheuren Waldungen, deren reiche Vegetation einen vortheilhaften Gegensatz zu dem gewöhnlich so öden Anblicke der Inseln des Archipels bietet. In dem Augenblicke, da wir ankamen, entflammte die untergehende Sonne das Meer; die Luft schien mit einem Goldstaube angefüllt, wie ihn ein Feuerwerk hinter sich läßt.

Durch diese strahlende Wolke gewahrten wir am Ende der Insel beinahe in gleicher Höhe mit dem Wasserspiegel eine ganz weiße Stadt, große Mauern mit Schießscharten, über die sich Hunderte von Kuppeln und Minarets erhoben. Das war endlich der Orient, der Orient, so wie ich ihn geträumt hatte! Beim Anblick der Schiffe hatten alle Consuln ihre Flaggen aufgesteckt. Sobald der Acheron Anker geworfen hatte, setzte man die Jolle aus und wir begaben uns hinter dem Admiral an's Land. Hier erwartete uns der französische Consul; er hatte bereits den Pascha benachrichtigen lassen, der, wie er uns ganz treuherzig sagte, sich gerade in seinem Harem befand. Während ich ihn erwartete, lief ich auf gut Glück am Gestade umher; ich empfand eine geheime Befriedigung dabei, zum ersten Male den Boden Asiens zu betreten. Alte Türken mit ihren Röcken und ihren Turbanen verliehen der Scene, die mich umgab, Charakter. Unter einer Platanenreihe, die am Strande des Meeres eine erfrischende Promenade bildet, sah ich von Ferne etwas wie ein weißes Gespenst vorübergehen. Das war die erste türkische Frau, die ich traf. In der Luft flog eine Menge blauer Tauben. Hinter den Bäumen stiegen die Mauern der Stadt empor, auf welchen noch unberührt die stolzen Wappenschilde der Ritter, die sie aufführten, scharf hervortreten. Vor mir erhoben sich kleine, viereckige Gebäude, die mit einer Kuppel bedeckt und mit Gärten von blühenden Bäumen umgeben waren. Es waren die verehrten Gräber einiger türkischen Mönche. Die frommen Muselmannen, für welche der Gedanke des Todes nichts Schreckliches hat, halten hier ihre Siesta und rauchen gemüthlich ihre Pfeife im Schatten der Bäume, unter denen ihre Vorfahren ruhen. Seit einer Viertelstunde ging ich so, in's Blaue sehend, vor mich hin, als ich plötzlich gegen etwas Weiches und Sammtartiges stieß. Es war ein Bär. Das arme Thier war über die Begegnung beinahe eben so erschrocken als ich; es trug einen Maulkorb und folgte friedlich einem

großen Neger, seinem Herrn, der mit diesem Schauspiel in Rhodus Geld zu verdienen dachte. Möge man nach Frankreich, nach Spanien oder nach Rußland, nach Europa, Amerika oder Asien gehen, überall trifft man denselben Geschmack, denselben Instinkt; überall ist sich das Volk gleich.

Unterdessen war der Pascha, von unserer Ankunft benachrichtigt, aus seinem Harem in seinem Palaste eingetroffen, der eine Art große, hölzerne, am Rande des Meeres errichtete Baracke ist; er verließ übrigens bald seine Behausung und kam dem Admirale entgegen. Der Pascha von Rhodus ist ein Mann von vierzig Jahren; er hat ein ganz alltägliches Aussehen, dessen Bedeutungslosigkeit durch den langen, schwarzen Bart, der sein Gesicht schmückt, durchaus nicht gemindert wird. Wie die Mehrzahl der türkischen Beamten, trägt er linkisch die europäische Tracht. Mit ihren weiten Kleidern haben die reichen Muselmannen jenen edlen Gang und jene ernste Haltung verloren, die in frühern Zeiten den Söhnen Othmans eigenthümlich waren. Zum großen Glücke für die Reisenden sind das Volk und die Kaufleute in den Bazars bis heute dem Nationalcostüm getreu geblieben. Unsere engen Kleider machen nur die Beamten des Reiches lächerlich, indem sie die abgerundeten Umrisse ihrer im Allgemeinen zur Fettigkeit geneigten Bäuche erbarmungslos blosgeben. Der Generalstab des Pascha von Rhodus bestund aus einem Dutzend Unglücklicher, die mit niedergetretenen Schuhen, mit farbigen rothen Fesen und mit seltsamen Ueberröcken angethan waren. Diese Capitäne (dies war nämlich, wie man mir versicherte, der Rang, den diese lebendigen Carrikaturen einnahmen) trugen als einziges Unterscheidungszeichen einen Gürtel von schlecht genähtem Leder, in welchem elende Pistolen mit Steinschloß staken. Man grüßte sich gegenseitig höflich. Unsere Begrüßungen erwiederte der Pascha damit, daß er militärisch die Hand an seine rothe Mütze legte; sobald er jedoch die elegante junge Frau gewahrte, die mit uns

reiste, legte er zuerst die Hand an seine Stirne, dann auf seinen Mund, und endlich auf sein Herz. Es gibt nichts Galanteres, als diesen morgenländischen Gruß, den man sich folgendermaßen übersetzen kann: Meine Stirne neigt sich vor deiner Schönheit, mein Mund möchte meine Bewunderung ausdrücken, und mein Herz zittert bei deinem Anblick. Nachdem die Salamalek vorbei waren, brachte man Stühle, und wir setzten uns im Kreis an das Gestade, genau an der Stelle, wo sich aller Wahrscheinlichkeit nach der rechte Fuß des berühmten Kolosses befinden mußte, der Plinius zufolge siebzig Ellen hoch war, von dem jedoch kein Ueberbleibsel die Archäologen in ihren Vermuthungen zu unterstützen vermochte. Auf ein Zeichen des Pascha hatten sich die zerlumpten Capitäne nach der Baracke begeben, die er seinen Palast nannte; sie erschienen bald wieder, die Einen mit dem Kaffee, die andern mit schönen Pfeifen. Nach dem Brauche der Orientalen, der weniger galant ist, als ihr Gruß, wurde unsere Reisegefährtin zuletzt bedient. Die Tassen, die in kleinen, silbernen Eiernäpfchen staken, waren überaus klein, und überdies hatte man sie nur halb gefüllt. Man sagte mir nun, daß in der Levante die Ehre, die man einem zu erweisen gedenkt, um so größer ist, je kleiner die Portion ist, die man einem anbietet. In unsern Provinzen ist das ganz umgekehrt; man ist da untröstlich, wenn man von einem Festessen weggeht, ohne sich den Magen zerrüttet zu haben. Nachdem wir den Kaffee getrunken hatten, trugen die Capitäne die Tassen fort, und wir begannen zu rauchen. Dieser, also am Gestade gebildete Zirkel bot eine originelle und malerische Scene. Marineoffiziere in Uniform, Türken mit langen Bärten, eine hübsche Pariserin in frischer Toilette, Stutzer in schwarzen Kleidern durcheinander sitzend und gemüthlich rauchend auf diesem alten Boden von Asien, im Schatten der Palmbäume, am Fuße der, von ihren Vorfahren aufgeführten Mauern, im Angesichte eines ruhigen Meeres, über welches

die Abenddämmerung ihre lieblichen Tinten ergoß; links Gräber, rechts der große, viereckige Thurm, in welchem zur Zeit der Belagerung von Rhodus fünfhundert französische Ritter bei ihrer Vertheidigung umkamen; Decampes hätte hier den Vorwurf zu einem hübschen Gemälde gefunden.

Wie herrlich übrigens auch diese Lage war, ich fühlte mich nicht sehr in der Stimmung, ihre Reize zu genießen, da ich ganz wüthend war über den, so eben vom Admiral dem Acheron gegebenen Befehl, noch an demselben Abend nach Syra abzugehen, um daselbst die Depesche des Geschwaders in Empfang zu nehmen; ich hatte Kandia nicht gesehen und mußte nun auch darauf verzichten, Rhodus zu besuchen, dessen, dem muselmannischen Gesetze zufolge, schon nach Sonnenuntergang geschlossene Thore uns selbst die Auctorität des Pascha nicht zu öffnen vermochte. Was ich noch lieber zu sehen gewünscht hätte, als die wenig interessanten Straßen der Stadt, das waren die Gefilde dieser Insel, die wegen ihres prachtvollen Klima's den Namen Sonneninsel, den ihr schon Pindar gegeben, noch heute bewahrt. Es gibt, versichert man, nichts Wunderbareres, als diese Savanne, an welche die Natur alle Schätze einer wilden Vegetation verschwendet, die der Mensch nie beherrschen oder leiten kann, wie neulich der Commandant des Acheron in seiner Beschreibung der Insel Rhodus gesagt hat.

Unser Dampfschiff ging während der Nacht ab, und des folgenden Tages, gegen zehn Uhr Morgens, fuhren wir an Kos vorbei, nahe genug, um die Fahnen zu unterscheiden, welche arme Agenten zu unsern Ehren über ihren Häusern aufsteckten. Die Insel Kos, deren nördlichen Theil ich schon gesehen hatte, war mir unfruchtbar und öde erschienen, wie die Mehrzahl der Sporaden. Auf der Südwestseite jedoch bietet sie einen ganz andern Anblick. Statt in einer Felsenpyramide zum Himmel hinanzusteigen, dacht sich der Boden ab und senkt sich außerordentlich

sanft gegen das Meer hin. In dieser kreisförmigen Ebene wächst eine lachende Vegetation, geschützt gegen die fürchterlichen Nordostwinde, denen man, um es zu wiederholen, zum großen Theile die Unfruchtbarkeit der Inseln des Archipels zuschreiben muß. Von Ferne konnten wir das Laubwerk der berühmten Platane von Kos gewahren, deren ungeheure, in der Levante berühmte Dimensionen an den riesenhaften Kastanienbaum erinnern, den man am Fuße des Aetna zeigt. Von Bäumen umschlossen, erheben sich die Häuser der Stadt mit ihren weißen Wänden und ihren platten Dächern anmuthig. Auf dieser, heutzutage von einigen Matrosenfamilien bewohnten Insel wurde Hyppokrates im ersten Jahre der achtzigsten Olympiade, das heißt vierhundertsechzig Jahre vor Christus, geboren. Er gehörte zu der Familie der Asklepiaden, in welcher sich die Lehre Aeskulaps erhalten hatte, von dem sie abzustammen behauptete. Heraklid, sein Vater, war sein erster Lehrer, aber bald gewahrte er mit seinem angebornen Scharfblick, daß seine Kunst nicht in dem Geheimniß einiger Recepte bestehen müsse, und überzeugt, daß man, um das Wesen jedes einzelnen Körpers zu erkennen, auf die Prinzipien zurückgehen müsse, die der Organisation der Welt zu Grunde liegen, widmete er sich eifrig dem Studium der allgemeinen Naturlehre. Im Gebiete der Medizin war Hippokrates der Erste, der die Empirie durch das Raisonnement aufklärte und die Theorie durch die Praxis berichtigte. Mit seinen Werken, in welchen man eine Wahrheit und eine Bescheidenheit findet, welche die Aeskulape unserer Tage nicht besonders nachahmen, beginnt eine neue Aera der Wissenschaft.

Im Verlaufe des Tages fuhren wir nach einander an Kalymna, Lero und Mykoni vorbei, die insgesammt gelblichte, öde und verbrannte Felsen sind, in deren traurige Farbe auch nicht Ein Grashalm Abwechslung bringt. Des folgenden Tages wurde ich wie gewöhnlich durch die ungeheure Hitze geweckt, und nach-

dem ich die oberhalb meines Bettes befindliche Stückpforte geöffnet, sah ich, daß wir im Hafen von Syra vor Anker lagen, Angesichts dieser kleinen Stadt mit weißen Häusern, die sich auf den Abhängen eines kahlen Felsens pyramidenförmig erheben. Hier hatte ich sechs Wochen zuvor zum ersten Mal den Fuß auf den Boden Griechenlands gesetzt; damals trug ich mehr als Einen schönen Traum der Jugend im Herzen, der seitdem an der unerbittlichen Wahrheit zerschellte. Syra hat, trotz seiner völligen Unfruchtbarkeit, seit einigen Jahren eine große Bedeutung erlangt. Durch seine Lage im Mittelpunkte nämlich hat dieser traurige Felsen beinahe den ganzen Handel Griechenlands an sich gezogen. Indem die französische Regierung den Hafen von Syra zum Durchschnittspunkte der vier Paketbootlinien wählte, welche nach der Levante gehen, hat sie die Lebhaftigkeit bedeutend erhöht, die der einheimische Handel dieser Insel verlieh. Dreimal des Monats, am selben Tage und beinahe zur selben Stunde, sieht man hier von den vier Himmelsgegenden vier Dampfschiffe mit der dreifarbigen Fahne ankommen: das eine kömmt von Malta und geht über Smyrna nach Constantinopel, das andere kehrt von Constantinopel zurück und geht nach Malta, das dritte, das Abends zuvor von Athen abgegangen ist, steuert nach Alexandria; das vierte endlich kömmt von Aegypten und begibt sich nach dem Piräus.*) Während eines sechsstündigen Aufenthaltes werfen diese vier Dampfboote nebeneinander Anker und setzen, nachdem sie sich Depeschen und Passagiere überliefert, ihre Fahrt wieder fort. Die österreichische Gesellschaft, deren Gedeihen durch die unsinnige Strenge unserer Quarantänen jeden Tag erhöht wird, hat gleichfalls Syra zu einem Anhaltspunkte für ihre Schiffe gewählt, die von Triest, nachdem sie nach einander Korfu, Patras, Syra und

*) Der Fahrtenplan der Packetboote ist in der neuesten Zeit abgeändert worden.

Smyrna berührt, in Constantinopel ankommen und mit den Dampfschiffen des schwarzen Meeres und der Donau in Verbindung stehen. Wenn schon der Aufschwung Syra's für Griechenland ein Glück ist, so kann man doch nicht umhin, diesen Aufschwung für bedauerlich zu finden, wenn man bedenkt, daß dieses Inselchen sich auf Kosten der Hauptstadt bereichert, und daß, wenn sein Hafen voll ist, dieß nur der Leere des Piräus zugeschrieben werden muß.

Da der Acheron von Rhodus kam, so führte er die gelbe Flagge, das unterscheidende Zeichen der, in Quarantäne befindlichen Fahrzeuge; wir durften uns nicht ausschiffen und stachen darum sofort wieder in die hohe See, nachdem wir einen gewaltigen Sack voll Journale und Revüen in Empfang genommen, die wir mit jener fieberhaften Ungeduld erbrachen, welche nur diejenigen kennen, die seit langer Zeit vom Vaterlande entfernt sind. Den ganzen Tag hindurch ließen uns die Nachrichten vom Heimathlande die Schönheit des griechischen Himmels vergessen, und des Abends langten wir vor Patmos an, wo wir die Ankunft des Geschwaders erwarten sollten. Die Heftigkeit des Windes verhinderte uns, noch denselben Abend Anker zu werfen, und die Nacht verging damit, daß wir Angesichts der Insel kreuzten.

Patmos, heutzutage Patmos, kleine Insel, südwestlich von Samos, im ägeischen Meere. Sanct Johannes wurde dorthin verbannt und schrieb daselbst die Offenbarung. Das etwa ist alles, was uns das geographische Wörterbuch über Patmos sagt. Es wäre übrigens schwierig, weitere Aufschlüsse darüber zu finden, denn wenig französische Reisende haben an dieser Insel gelandet und meines Wissens hat seit Herrn v. Choiseul, der sie vor mehr als sechzig Jahren besuchte, auch nicht Einer über dieselbe etwas veröffentlicht. Das geringe Interesse, das dieser unfruchtbare Fels darbietet, dessen gegenwärtige Bedeutung null und nichtig ist, und dessen ganze Geschichte in einer Erinnerung besteht, erklärt das Stillschweigen

der Reisenden zur Genüge. Dieses Stillschweigen müßte ich ohne Zweifel nachahmen, wenn es in meiner Absicht läge, mich ausschließlich mit der großen Bewegung zu beschäftigen, die im Oriente vor sich geht und seit mehreren Jahren die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf diese Seite hinlenkt. Verloren mitten im Meere, scheint der Fels von Patmos unabhängig zu seyn von den Ländern, die ihn umgeben, und nie werden, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, seine Interessen mit den unsrigen sich verknüpfen; aber außer den wichtigen Fragen der Politik und des Handels, denen der Reisende, in der Levante insbesondere, sein Hauptstudium widmen muß, gibt es so zu sagen persönliche Fragen, welche ebenfalls ihr Interesse haben können. Selbst in der gegenwärtigen Zeit ernster Fragen ist es meines Erachtens merkwürdig, im Vorbeigehen einen Blick auf einen ungekannten Winkel der Erde zu werfen, wo Menschen leben, ohne daß wir etwas von ihrem Daseyn wüßten, und wo diese unsere Brüder sterben, ohne etwas von dem Lärm gehört zu haben, der rings um uns braust. Ich bilde mir mit Einem Worte ein, daß der beinahe unbekannte Name Patmos bei dem Leser ein Gefühl der Neugierde erwecken müsse, gleich dem, das ich selbst empfand, als ich von der hohen See aus zum ersten Male die Felsenriffe dieses wilden Eilandes erblickte, das ich in Folge der ziemlich sonderbaren Begegnung, von der ich am Anfange dieses Abschnittes gesprochen, besuchen sollte.

Als ich bei Sonnenaufgang auf das Verdeck trat, schaukelte sich der Acheron auf den großen Wogen einer sehr unruhigen See. Vor uns erhoben sich senkrecht zwei ungeheure Felsen von entsetzlicher Oede. Zu ihren Füßen brachen sich brüllend ungeheure Wogen und eine Menge Seevögel schoß unter Klagetönen über die Fluthen hin. Vermittelst eines Augenglases unterschied ich bald auf einer der Felsenspitzen die düstern Mauern eines

festen Schlosses aus dem Mittelalter. Unten gruppiren sich die kleinen, viereckigen Häuser mit weißen Wänden und platten Dächern, welche die Stadt Saint Jean bilden. Der andere Felsen ist nackt und verlassen, nur einige Raubvögel schweben langsam um seinen kahlen Gipfel, der uns an die Felsenriffe des Kanals erinnert haben würde, wenn nicht eine morgenländische Sonne diese traurige Landschaft mit ihren herrlichsten Strahlen beschienen hätte. Zwischen diesen beiden Bergen liegt ein schmales Thal, in welches die Natur einen breiten Schnitt gemacht hat, der einen herrlichen Hafen bildet, in welchen der Acheron fuhr. Auf dem Verdecke stehend, inmitten der mit dem Ankerwerfen beschäftigten Matrosen, richtete ich mein Augenglas auf die mich umgebenden Felsen, indem ich mich fragte, ob denn wirklich Menschen in einem solchen Lande leben könnten, als ich plötzlich gewahrte, daß die Terrassen der Häuser mit Leuten bedeckt waren. Sobald der Dämpfer seine Flagge aufgehißt und seinen Anker ausgeworfen hatte, entstand eine Bewegung unter dieser Menge, und die Eingeborenen galoppirten hinter einander den rauhen Fußpfad herab, der von der Stadt nach dem Hafen führt. Bald bildete sich eine zahlreiche Versammlung um eine Gruppe von Häusern, die an den Landungsplatz grenzen; hierauf stieß eine Barke vom Ufer ab. Ich verfolgte sie mit neugierigem Blicke, indem ich mich an die wunderbaren Berichte Cooks und Bouyinville's erinnerte: sie hielt ein Klafter von der Schiffstreppe an. Die Person, welche diese Barke zu befehligen schien, stund aufrecht im Hintertheile des Schiffs. Ich wünschte von diesem Insulaner ein anziehendes Gemälde entwerfen zu können, und in Ermanglung des Tomahawk und der Mocassons, möchte ich gerne das malerische Costüm eines griechischen Freibeuters beschreiben; um jedoch bei der Wahrheit zu verbleiben, muß ich sagen, daß die Civilisation unsere Moden bis auf die Insel Patmos verpflanzt hat: Der Sanitätsbeamte dieser wenig bekannten Insel

trug einen Castorhut und den schwarzen Anzug eines Notars; seine auf den Bänken des Kahnes sitzende Gefährten hatten weite Hosen und die tausendknöpfige Weste der Seeleute des Archipels an. Dem Sanitätsbeamten reichte man vermittelst einer Zange ein altes Patent, das ihn ohne Zweifel befriedigte; denn nachdem er es mit den Augen durchlaufen, stieg er an Bord. Auf dem Verdeck angekommen, schaute er unentschlossen um sich; dann trat er, da er inmitten der Uniformen der Offiziere meine von Epauletten entblößte Weste gewahrte, und von seiner eigenen Person aus den Schluß zog, daß meine Civilkleidung einen hohen Rang anzeige, gerade auf mich zu und begann damit, daß er mir herzlich die Hand drückte. Seine Begleiter stiegen nach ihm die Schiffstreppe herauf und es blieb in der Barke nur ein einziger Matrose zurück, der rasch dem Lande wieder zuruderte, um dort eine neue Ladung Neugieriger in Empfang zu nehmen. Die Insulaner schienen sich in einem schwer zu beschreibenden Zustande des Entzückens zu befinden. Nachdem sie uns mit lächerlicher Aufmerksamkeit gemustert, begannen sie nach allen Seiten hinzulaufen, und in allen Ecken des Schiffes herumzustöbern. Ihre Verwunderung gab sich jeden Augenblick durch die seltsamsten Ausrufungen kund. Seit dem Unabhängigkeitskriege hatte, wie sie uns sagten, kein Kriegsschiff an ihrer Insel gelandet, und nie noch war ein Dampfschiff nach Patmos gekommen. Nach Verfluß einer Stunde umgaben, durch die allgemeine Neugierde in Anspruch genommen, alle Barken der Insel den Acheron. Das Verdeck war voll Griechen mit rothen Fesen und nackten Beinen, aber auch nicht eine einzige Frau ließ sich in dieser Menge sehen. Im ersten Augenblick belustigte uns dieses Schauspiel, später aber stellte man, da die Menge so groß geworden war, daß man nicht mehr im Schiffe umher gehen konnte, Schildwachen an alle Luken und der Eingang in die Kammern wurde den Gästen untersagt.

Wie man später sehen wird, war diese Maßregel sehr weise. Einige junge Leute, welche die schwarze Sutane und die viereckige Mütze der griechischen Priester trugen, wünschten für ihre Person eine Ausnahme von der allgemeinen Regel: sie ließen den Commandanten um die Erlaubniß bitten, seinen Salon besuchen zu dürfen, was ihnen auch zugestanden wurde. Wir saßen bei Tische, als die Neophyten mit langen Haaren erschienen; nachdem Jeder von ihnen, offenbar mit nicht geringem Vergnügen, ein großes Glas Bordeaux getrunken, das man ihnen anzubieten sich beeilt hatte, ließen sie uns zu unserem nicht geringen Befremden fragen, ob wir ihnen Stahlfedern verschaffen könnten. Also ist die Feder Perry's auf Patmos berühmt. Wir gaben ihnen Alle in unserem Besitze befindlichen Stahlfedern, worauf sie der Commandant geleitete, indem er ihnen mit komischer Feierlichkeit ankündete, daß er noch an diesem Tage an's Land gehen und alsdann dem Superior des Klosters, sowie dem Gouverneur der Insel die Ehre seines Besuches zu schenken gedenke. In der That schifften wir uns zwei Stunden später aus. Am Land wie am Bord bemerkte ich, daß nicht eine einzige Frau unter der Menge war, die uns umgab. Die Töchter Eva's sind übrigens auf Patmos ebenso neugierig als in jedem andern Lande, und ihre Schönheit, die in der Levante berühmt ist, bildet für sie ohne Zweifel keinen Grund der Schüchternheit. Aber die orientalische Eifersucht und die alten Bräuche des Gynäcäums herrschen auf dieser Insel in ihrer ganzen Strenge. Diese Absonderung besteht, wenn gleich modificirt, in den Städten Griechenlands, und ich hatte sie sogar in den Dörfern Siciliens zu finden geglaubt. Die Bewohner von Patmos übrigens bewahren das Andenken an eine Begebenheit, der wir die anscheinend übergroße Schüchternheit der Frauen zuschreiben könnten, von denen wir bald mehrere Gruppen bei unserer Ankunft flüchten sahen. Man sagt, daß zu einer fernen Zeit ein zufällig nach Patmos gekommener Kaufmann

von Marseille bei seiner Abreise eine auf der Insel berühmte Schönheit entführt habe. Von da an versichern mehrere Reisende, deren Berichte über hundert Jahre alt sind, von da an bezeugen die Bewohner von Patmos einen großen Schrecken beim Anblick von Fremden, von Franzosen insbesonders, denen sie räuberische Absichten zutrauen. Ich weiß nicht, was man von dieser Geschichte denken muß; aber was ich bestätigen kann, ist, daß seit hundert Jahren das scheue Wesen der Damen dieser Insel dasselbe geblieben ist. Nur werde ich mir, nach dem was ich selbst gesehen urtheilend, die Bemerkung erlauben, daß der meines Erachtens anscheinende Schrecken der Schönen von Patmos nicht sowohl als der Ausdruck ihrer eigenen Gefühle, sondern vielmehr als das Ergebniß der Befehle ihrer Ehegatten zu betrachten ist.

Nachdem wir drei Viertelstunden hindurch und bei einer glühenden Sonnenhitze, die sehr steile Küste hinangeklimmt, die nach der Stadt führt, kamen wir, gefolgt von einer zahlreichen Schaar Neugieriger in St. Jean an. Die Stadt, oder richtiger gesagt, das Dorf Saint Jean, gleicht in jedem Punkte St. Nicolo auf Tinos, Exopurgos und allen übrigen elenden griechischen Dörfern, die ich schon im Archipel besucht hatte: es ist eine verworrene Masse von würfelförmigen weißen Häuschen, mit Einem Fenster und Einem Stockwerk. Das Dach ist eine platte Terrasse, die den Bewohnern während des Sommers, wenn die Hitze und mit ihr die Insecten von der schlimmsten Art das Innere der Häuser unbewohnbar machen, als Schlafzimmer dient. Die Straßen sind schmale und meistens verpestete Gänge voll Rauch, in denen man bei jedem Schritte auf Schweine stößt, die grunzend entfliehen. Nur gewisse Weiler der Auvergne und des Limousin vermögen einen Begriff von dem elenden Aussehen der kleinen Städte des Archipels zu geben. Wenn wir, in diesen feuchten Gängen umhergehend, zufällig in die Höhe schauten, so gewahrten wir im Winkel der Terrassen Gesichter von neugie-

rigen jungen Frauen, die niedergekniet waren, um uns zu mustern, und die, da sie uns sehen wollten, ohne gesehen zu werden, sich eiligst zurückzogen, wenn sie unsern kühnen Blicken begegneten. Bald kamen wir am Kloster an, das sich auf dem höchsten Punkte der Insel erhebt. Auf seiner obersten Terrasse hatten vier Matrosen des Acheron bereits ein Observatorium und einen Signalmast errichtet: einer von ihnen spähte, das Augenglas in der Hand, nach allen Ecken des Horizonts und stund bereit, das Signal von der Ankunft des Geschwaders zu geben. Diese Leute, die erst seit einer Stunde angekommen waren, schienen seit Jahren schon auf der Insel zu leben. Während der Eine Schildwache stund, beschäftigten sich die Andern mit der Sorge für das Hauswesen; dieser hatte eine Küche improvisirt, jener wusch das Weißzeug und ein Anderer endlich rupfte Hühner. Schon hatten sie sich Freunde unter den Griechen gemacht, die über die gute Laune, über die Geschicklichkeit und über die erstaunliche Gewandtheit, welche die französischen Seeleute auszeichnen, entzückt zu seyn schienen. Der Bischof, der von unserer Ankunft benachrichtigt worden war, erwartete uns. Wir fanden ihn umgeben von fünf oder sechs griechischen Priestern, in einem ärmlichen, kahlen, schlecht getünchten und mit unansehlichen Divans von grüner Sarsche ausgerüsteten Zimmer. Der Prälat ist ein Greis mit weißem Barte und ehrwürdigem Gesichte; wie die Priester, die ihn umgaben, war er mit einer schwarzen Sutane angethan. Nach der üblichen ersten Begrüßung ließ er uns schlechtes Backwerk, Kaffee und Pfeifen von mönchischer Einfachheit bringen. Diese Priester, mit denen wir unter Vermittlung eines Matrosen, der als Dollmetscher diente, ein Gespräch anknüpfen konnten, schienen uns Leute von tiefer Unwissenheit und Trägheit, aber im Ganzen honette Leute und glücklich bei dem Leben zu seyn, das für sie ohne Freuden, wie ohne große Mühen entschwand. Mein Freund, der Commandant, begann ihre Lebensweise zu beneiden; während wir

rauchten, hörte er den Wind durch die zerbrochenen Fenster dieses alten Klosters heulen.

„Wie erinnert mich dieses Murmeln an meine Bretagne," sagte er zu mir; „wie glücklich finde ich diese Leute, wenn ich ihr so friedliches Daseyn mit unserem so bewegten Leben vergleiche! so allein zu leben, Angesichts eines schönen Himmels, ferne von jedem Geräusch der Erde, ist das nicht Glück?"

„Es ist ein lebendiger Tod," antwortete ich ihm, „ein Glück, um vor Langeweile darüber zu sterben!"

Da er mich nicht überzeugen konnte, so richtete er verschiedene Fragen an den Bischof, lud ihn ein an seinen Bord zu kommen, dort alles ihm irgend Beliebige auszuwählen und bat ihn endlich, ihn und seine Mannschaft dem Herrn im Gebete anzuempfehlen. Entzückt über den Seemann, begann der Prälat uns im Kloster herumzuführen; dies war bald geschehen. Nachdem wir die Kirche besucht, die außerordentlich klein, aber mit Füllungen von Schnitzarbeit umgeben ist, die den Charakter des höchsten Alters an sich tragen, gingen wir in die Bibliothek hinauf — ein ärmliches Zimmer, wo auf einer Schichte Staub ziemlich viele theologische Werke und zwei- bis dreihundert, nicht besonders werthvolle Manuscripte aus dem Mittelalter liegen. Dicht daneben, in einem Cabinete, wo der Zwiebelvorrath des Klosters getrocknet wird, zeigten uns die Mönche mit einem gewissen Stolz eine in die Mauer eingesetzte Marmorplatte, die eine ziemlich lange und ihrer Behauptung zufolge höchst merkwürdige griechische Inschrift führt. Mit dem Finger zeigten sie uns insbesondere das bekannte Wort *Οφεστης*, das in der That seit langer Zeit die Archäologen getäuscht hat. Herr Raoul Rochette hat dieser Inschrift, die sich einen nicht verdienten Ruhm anmaßte und zu dem Glauben führte, daß sich eine große Merkwürdigkeit auf Patmos befinde, den ihr gebührenden Platz angewiesen.

Dieses Kloster ist, wenn wir hierin Dapper, dem Geschichtsschreiber des Archipels glauben dürfen, durch einen gewissen Christodulos erbaut worden, der zur Zeit des Alexius Komnenus gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts lebte. Dieser Christodulos war Abt von Lattos in Kleinasien, wo er zwanzig Klöster und einen See in der Umgebung von Ephesus hatte. Unterdrückt durch die Türken, deren Macht von Tag zu Tag zunahm, bat er den Alexius Komnenus um die Erlaubniß, ein Kloster auf Patmos erbauen zu dürfen, und nachdem er sie erhalten, ließ er alle diejenigen, die unter seiner Botmäßigkeit stunden, auf diese Insel bringen und legte bei der Brücke von Nestia den Grund zu einem Kloster. Nachdem ihn jedoch eine Stimme vom Himmel belehrt hatte, daß der Ort schlecht gewählt sey, baute er ein zweites Kloster auf dem höchsten Punkte der Insel. Die Einwohner, die bis dahin zerstreut gelebt hatten, sammelten sich, um den Piraten besser zu entgehen, um dieses Kloster, das einem festen Schlosse glich. Allmälig faßte der Handel Wurzel; ihre Geschäftsverbindungen dehnten sich bis nach Ancona aus, und aus ihren Strohhütten wurden schöne Häuser; „aber," fügt Dapper hinzu, „die erstaunlichen Revolutionen, die sich ereigneten, haben bewirkt, daß ihre Schiffe sich von Neuem in Barken verwandelten, und daß diese früher reichen Insulaner sich nunmehr in's äußerste Elend versetzt sehen." Mir für meinen Theil fällt schwer, zu glauben, was der gefällige Geschichtschreiber über den entschwundenen Wohlstand dieser Insel erzählt, deren Boden seiner Erklärung zufolge „fruchtbar und üppig" ist, während ich versichern kann, daß die Insel nie etwas hervorgebracht hat, aus dem guten Grunde, weil sie von Pflanzenerde völlig entblößt ist. Ihr trefflicher Hafen von Scala, der vielleicht der beste im Archipel ist, zog vielleicht allein einige durch den Sturm überraschte Schiffe an, und in früheren Zeiten war die Insel

Patmos ohne Zweifel so ziemlich dasselbe, was sie heutzutage ist.

Wenn ich jetzt den Aufenthalt des heiligen Johannes anführe, so werde ich meines Erachtens die ganze alte Geschichte dieser Insel, mit der sich die Chronikenschreiber nicht sehr belästigten, im Auszuge gegeben haben. Im neunten Verse der Offenbarung erklärt Johannes ausdrücklich, er sey auf dieser Insel gewesen um des Wortes Gottes willen und des Zeugnisses Jesu Christi. Die Sage fügt hinzu, daß der Heilige eine Grotte auf der halben Höhe eines Abhangs und halbwegs zwischen der gegenwärtigen Stadt und dem Hafen von Scala bewohnt habe. An dieser Stelle errichtete später die Frömmigkeit der Gläubigen eine Capelle, von der uns Herr von Choiseul eine Zeichnung gegeben hat. Von diesem Gebäude ist heutzutage nichts mehr übrig als der Platz und einige aufgehäufte Steine; es ist verschwunden wie ein Wunderfeigenbaum, der sich der Versicherung zufolge mit Früchten bedeckte, sobald man auf seinen Stamm das Wort *αποκαλυψις* schrieb. Die zeitgenössischen Annalen von Patmos sind noch weniger interessant als die Geschichte seiner Vergangenheit. Diese Insel hat stets das Geschick ihrer Nachbarinnen Samos und Nikosia getheilt; nur haben die Bewohner der ersten durch ihre gewaltige Thätigkeit ihrer Insel eine gewisse Bedeutung verschafft; die Weine allein, die insbesondere von den Amerikanern gekauft wurden, haben im Jahr 1832 einen Totalerlös von vierhundertunddreißigtausend Franken ergeben, und die Zahl der Schiffe dieser Insel belief sich auf mehr als fünfzehnhundert. Vertrauend auf ihre Stärke strebten die Bewohner von Samos, sich unabhängig zu machen, und waren die ersten, die sich gegen die muselmännische Herrschaft empörten. Beim ersten Freiheitsrufe, den Griechenland ausstieß, begannen sie den Krieg, indem sie zwanzig Türken niedermetzelten, die friedlich auf der Insel lebten. Dabei blieben sie nicht stehen, und bald mißbrauchten sie

die Freiheit, die sie so eben errungen hatten. Die Nähe Asiens benützend, machten sie dorthin Expeditionen nach Art ihrer Vorfahren, um Vieh und sogar Menschen zu rauben; ein Beweis dafür, daß das Verlangen nach Rache sie weniger antrieb, als die Liebe zum Raub, liegt darin, daß sie auf diesen Razzia's durchaus keinen Unterschied zwischen ihren Landsleuten und den Türken machten. Bald wurden sie der Schrecken Smyrna's, und die Verwüster des friedlichen Chios wagten nicht, diese kühnen Banditen anzugreifen, die sich in ihren Bergen verschanzten. Um diesem Stande der Dinge ein Ende zu machen, entzogen die Mächte den Bewohnern von Samos den Gebrauch ihrer Flaggen, und diese Insel schloß sich wie Patmos und Nikosia dem neuen Staate Morea an. Nun sandte der Graf Kapo d'Istria den Kolletti als Bevollmächtigten nach Samos, der dadurch, daß er den Insulanern einen beträchtlicheren Tribut auferlegte, als der, den die Türken erhoben, die Samioten von der Sache der Unabhängigkeit trennte. Die drei Mächte traten von Neuem in's Mittel, und gegen die durch die Türken erfolgte Zurückgabe von Athen und Negreponte mußten die Griechen Samos und seinen Archipel abtreten. Indessen wurde, da man die Bewohner dieser Insel nicht ganz der Willkür ihrer früheren Herren anheimgeben wollte, festgesetzt, daß Samos, Nikosia, Patmos und einige andere benachbarte Felsen einen kleinen, unabhängigen, durch einen Griechen regierten Staat bilden sollten, der gegen einen schwachen Tribut nur hinsichtlich seiner Ernennung, oder vielmehr Bestätigung von der Regierung Seiner Hoheit abhienge. Der Fürst Vogorides wurde durch die Pforte zum Fürsten von Samos ernannt.

Nachdem wir die Mönche an Bord des Acheron auf den folgenden Tag zum Frühstück eingeladen, verließen wir das Kloster und durchstreiften von Neuem die Stadt. Bald sahen wir zehn junge Frauen, theils auf der Flur eines Hauses, theils auf

außen stehenden Bänken sitzen; sie strickten Strümpfe und seidene Handschuhe. Bei unserer Annäherung kehrten diejenigen, die sich auf der Straße befanden, in das Haus zurück, dessen Thüre indeß ganz offen stehen blieb. Wir schritten langsam vor und ließen höflich fragen, ob wir, wenn wir uns auf den außenstehenden Bänken niederließen, ihre Gebräuche nicht verletzen würden; es ward uns geantwortet, daß wir es thun könnten. Diese Frauen, die wir verstohlen musterten, waren hübsch und besonders durch die außerordentliche Frische ihres Taints ausgezeichnet; aber seit mir Madame Lambre auf Tinos gesagt hatte, daß die rothe und blaue Schminke, sowie die Pomaden aller Art im Archipel stark im Gebrauche seyen, und daß die Frauen daselbst sich auf eine, in jedem andern Land unbekannte Weise herauszuputzen wußten, mißtraute ich dem Incarnat, wie den Augbrauen der Griechinnen. So ziemlich nach der Mode der andern Inseln gekleidet, haben die Töchter von Patmos einen ganz eigenthümlichen Haarputz; es ist dies eine Art Bienenkorb von riesenmäßiger Höhe. Um einen Begriff von diesem Haarputz zu geben, weiß ich nichts Besseres zu thun, als ihn mit einer Bärenmütze, wie sie unsere Grenadiere tragen, zu vergleichen. Die Töchter von Patmos müssen wirklich reizend seyn, um trotz dieses Daches, das ihr Gesicht zum Mittelpunkt ihres Körpers macht, noch hübsch zu erscheinen. Um diese Damen besser zu mustern, waren wir, auf der Bank von Stein Terrain gewinnend, allmälig gegen sie vorgerückt, als sich plötzlich ihre Thüre schloß, und wir uns wie Schüler allein in der Straße befanden. Wir scherzten über unser Mißgeschick, als sich die Thüre von Neuem ein wenig öffnete, um einen Mann durchzulassen, der sich ohne weitere Umstände neben uns setzte, und uns wie Wunderthiere angaffte. Dieser Mann, dessen Eifersucht ohne Zweifel die jungen Frauen verscheucht hatte, war offenbar eine Person von gewisser Bedeutung, denn er trug europäische Tracht und einen kleinen,

runden Hut von der sonderbarsten Form. Das Protektorslächeln dieses Eifersüchtigen mißfiel uns, und um der Versuchung, ihm unsere Unzufriedenheit zu beweisen, nicht zu unterliegen, entfernten wir uns; aber wir sollten ihn wiedersehen, und die Stunde der Strafe sollte bald kommen, wie man später finden wird. Um mit den Töchtern von Patmos zu Ende zu kommen, muß ich hinzufügen, daß wir bei unserer Rückkehr nach dem Hafen einem jungen Mädchen mit einem reizenden Gesichte begegneten, das weniger scheu als seine Gefährtinnen sich ohne Furcht in ein Gespräch mit uns einließ und mir für einige Sous eine gläserne Armspange verkaufte, die es trug. Dieser Reif von blauem Glas, den ich aufbewahrt habe, ist gewiß nicht elegant, aber er bietet eine bezeichnende Eigenthümlichkeit, auf die ich anfänglich nicht geachtet hatte, sie besteht in seiner außerordentlichen Kleinheit. Nicht eine Pariser Hand vermochte in diese Armspange zu schlüpfen, die ein Landmädchen von Patmos leicht über ihre Hand abstreifte. Ich vermöchte nichts Schmeichelhafteres für die Hände der Damen dieser Insel zu sagen, bei denen die Mode dieser Spangen allgemein ist.

Des folgenden Tages stund ich früh am Morgen auf, mit der Absicht, Rebhühner zu schießen, die sich, wie man mir gesagt hatte, auf der Insel vorfänden; das erste, was ich auf dem Verdeck gewahrte, wo sich schon die Neugierigen in großer Anzahl drängten, war der kleine Hut unseres Eifersüchtigen vom vorigen Abend. Mein Groll stellte sich wieder in seiner ganzen Heftigkeit ein, und ich theilte dem Offizier von der Wache unser Mißgeschick mit.

„Gut," sagte er mir. „Sie werden sofort eine Execution sehen."

Ich wußte nicht, was er machen wollte.

„Steuermann," rief er, „laßt zwei Mann kommen."

Zwei Matrosen traten vor.

„Ihr seht diesen Mann mit dem kleinen Hute," fuhr er

fort, „nehmt ihn Jeder an einem Arme und führt ihn zu mir her.“

Ehe der Mann recht Athem schöpfen konnte, wurde er herbeigebracht; er riß die Augen gewaltig auf und betrachtete uns mit verblüffter Miene.

„Laßt den Dollmetscher kommen,“ befahl der Offizier, und nachdem der Gerufene erschienen war, fuhr er fort, „sag diesem Mann, daß ich nicht begreife, wie er, nachdem er gestern gegen uns unhöflich war, heute an unsern Bord zu kommen wagte. Für dieses Mal verzeihe ich ihm, aber wenn so etwas noch einmal vorkömmt, so werde ich ihm die Höflichkeit mit der Katze einbläuen lassen.“

Zu gleicher Zeit befahl er den Matrosen, ihn in einen von den längs des Ufers angebundenen Kähnen zu werfen. Der arme Teufel wurde buchstäblich hineingeworfen, und einer der Matrosen hielt sich sogar für verpflichtet, ihn über die erhaltenen Befehle hinaus, mit seiner Matrosenhand, die wie eine Schaufel auffiel, auf die Schulter zu schlagen. Der Mann mit dem Hute entfernte sich rasch in seinem Kahn; sobald er am Ausschiffungsplatze angekommen war, bildete sich ein Zusammenlauf um ihn, und von ferne begriffen wir an seinen Geberden, daß er seinen Landsleuten sein Erlebniß, sowie die Art, in welcher an Bord der französischen Schiffe die Polizei gehandhabt wurde, erzählte. Unsere Jagd war nicht glücklich: wir mußten fünf Stunden hindurch an abscheulichen Felsen umherklettern, um zwei Rebhühner, einige Sperber und eine Eule von der kleinsten Art zu tödten, die, wie die Eingeborenen uns versicherten, ein vorzügliches Essen seyn sollte. Wir wollten die Sache lieber auf das Wort glauben, als uns selbst davon überzeugen. Bei der Rückkehr trafen wir alle Mönche des Klosters an Bord; während der Kapitän zwei eingeladen hatte, waren zehn gekommen. Diese Mahlzeit war höchst langweilig: die Prälaten, die eine entschiedene Vorliebe für die

französische Küche und eine außerordentliche Zuneigung zu den französischen Weinen zu besitzen schienen, aßen und tranken, ohne ein Wort zu sprechen. Sobald das Frühstück vorüber war, entfernten sie sich, anscheinend entzückt von uns, und wir sahen sie ohne Bedauern scheiden.

Obgleich der Nordostwind wehte, so waren wir doch erstaunt, das Geschwader nicht erscheinen zu sehen, als gegen Sonnenuntergang die Wachen ihre Flagge auf der Terrasse aufhißten. Kurze Zeit darauf tauchte ein Fahrzeug, das man für den Inflexible erkannte, am Horizonte auf. Alsbald ließ man die Maschine heitzen, und zwei Stunden später fuhren wir zum Hafen von Patmos hinaus, einen letzten Blick auf diesen traurigen Felsen, auf diese, von der übrigen Welt geschiedene Einwohnerschaft werfend, die sich versammelt hatte, um der Abfahrt eines Dampfschiffes, wie einem Ereignisse, das nur einmal im Leben vorkommt, beizuwohnen. Die See ging sehr hoch; der Acheron begann über gewaltige Wogen krachend hinzurollen, und wir erreichten das Admiralschiff erst in später Nacht. Da der Commandant seinem Chef seine Depeschen überbringen mußte, so ließ man die Hauptschaluppe bemannen. In dieselbe hinabzusteigen, war übrigens nichts Leichtes. Sobald die Barke das Meer berührt hatte, hoben sie die Wellen bis zum Verdeck hinauf, und sobald sie abgestoßen war, stieg sie auf den Wogen empor, um sogleich wieder zurückzufallen, so daß sie bald unsern Augen entschwand, bald in ihrer ganzen Höhe auf der Spitze einer Woge stund. Nichts ist gewöhnlicher, als das Umschlagen eines Kahns, und bei einer solchen Nacht wär es beinahe unmöglich gewesen, einen Menschen aus dem Meere herauszuziehen; die ganze Mannschaft hatte sich auf der Schanzverkleidung aufgestellt, und jedes Auge verfolgte ängstlich die Hauptschaluppe, die ohne Schwierigkeit zu uns zurückkehrte.

Eine Stunde später ließ der Wind plötzlich nach, das Meer

legte sich, das ermüdende Rollen des Fahrzeuges verwandelte sich in ein sanftes Schaukeln, das in dieser schönen Sternennacht angenehmer war, als ein völliges Stillstehen. Der Admiral hatte Eile, und der Acheron erhielt den Befehl, den Inflexible an's Schlepptau zu nehmen. Man sandte zwei jener gewaltigen Kabeltaue an Bord, die man in der Schiffssprache Grelinge nennt, und das Dampfboot ward angebunden. Unser Commandant fand diese Taue zu kurz; er behauptete mit Recht, daß, da der Wind sich plötzlich erheben könne, es mit wirklicher Gefahr verknüpft sey, unter dem Bug eines Schiffes zu liegen; seine Bemerkungen waren fruchtlos, und der Acheron, der alle seine Maschinen heizen ließ, zog das gewaltige Schiff, das er etwa drei Seemeilen zurücklegen ließ, so gut als möglich nach sich. Gegen zwei Uhr Morgens gingen wir Beide, der Commandant und ich, auf der Kampanie umher, vertieft in ein endloses Plaudern und nicht müde werdend, die balsamische Luft dieser bewunderungswürdigen Nacht einzuathmen. Plötzlich blieb der Seemann stehen, warf seine Cigarre in das Meer, und begann den Horizont und die offenen Segel des Inflexible unruhig zu betrachten.

„Da ist eine Brise," sagte er zu mir, „jetzt wollen wir sehen, wie man an Bord des Schiffes wacht."

Kaum hatte er gesprochen, als ich die Frische des Windes im Gesichte spürte, und sah, wie allmälig das gewaltige Segelwerk des Inflexible schwoll, wie er das Meer zu durchschneiden anfing, und wie die Fluthen unter seinem Kiele kochten. Die Sorrtaue ließen nach; er fuhr sichtlich an uns heran, und in zwei Minuten konnte er über unser Haupt hinschießen, und uns in den Grund bohren, wenn nicht Befehl kam, die Grelinge zu vieren. An Bord des Schiffes rührte sich Niemand. Der Commandant des Acheron steckte die Hände in seine Taschen und

wartete gleichgültig; von Minute zu Minute wuchs die Gefahr und die Sorrtaue wurden immer schlaffer.

„Ahoi!“ rief endlich der Commandant, „ahoi auf dem Inflexible, ahoi!“

„Ahoi!“ antwortete man.

„Ihr fahrt an! Kann ich die Sorrtaue vieren lassen?“

„Man wird fragen,“ erwiederte man mit jener langsamen Betonung wie sie bei dem Commando in der Marine üblich ist.

Die Antwort kam nicht, und der Wind wurde immer stärker. Schon spritzte der Schaum der Wogen bis auf unsere Kampanie, das Vordertheil des Schiffes richtete sich drohend und immer näher kommend, über unserem Haupte empor. Wie sehr auch der Acheron zu fliehen suchte, sein fürchterlicher Feind drängte ihn immer mehr und mehr. Ich fühlte einen gewissen Frost in meinen Handflächen.

„Ihr fahret immer an,“ wiederholte man endlich, bei jeder Sylbe absetzend.

„Vieret die Sorrtaue und geht an Steuerbord,“ rief man vom Inflexible.

Die Matrosen vierten sogleich, aber in demselben Augenblick verwickelte sich das Bugspriet des Schiffes in das Tauwerk unseres Hintermastes; die Grelinge, die nicht mehr angezogen waren, spannten nicht, und ihre Schwere hielt uns auf. Ich glaubte, der entscheidende Augenblick sey gekommen. Indessen nahm das fürchterliche Bugspriet eine andere Richtung, die Taue rißen zum großen Glück, die Sorrtaue fielen in's Wasser, die beiden Fahrzeuge machten sich von einander los, und ich athmete wieder frei.

Als ich des andern Tages zum Frühstücke hinabging, traf ich im Salon des Commandanten die größte Zerstörung; die zwei Schiffsjungen, die ihn bedienten, stellten Tische und Stühle weg, und stöberten in allen Ecken. Man hatte so eben das Ver-

schwinden eines Etui's bemerkt, das eine Uhr nebst Cachets, einige Silberstücke und mehrere Decorationen enthielt. Wer konnte dieses kleine Geräthe genommen haben? Außer den Mönchen von Patmos war Niemand hereingekommen, und auf diese wagte keiner von uns einen Verdacht zu werfen. Zu meinem großen Erstaunen war der Fürst Karadscha, früher griechischer Gesandter in Paris, der sich mit uns auf dem Acheron befand, der Erste, der die jungen Neophyten mit langen Haaren, denen wir unsere Stahlfedern gegeben hatten, dieses Raubes beschuldigte. Er schwur, daß die Sache aufgeklärt, und den Schuldigen ihr Recht angethan werden solle. In der That wurde wenige Tage nach unserer Ankunft zu Smyrna die Brigg la Flèche nach Patmos abgesandt, und ich begnüge mich damit, ohne jede weitere Bemerkung zu sagen, daß man bei einem dieser jungen Leute das Etui, die Uhr und die Decorationen des Commandanten fand.

Smyrna.

Gewisse Namen von Städten und Ländern besitzen die sonderbare Eigenschaft, daß sie, sobald wir sie nur aussprechen, vor unsern Augen eine Landschaft erscheinen lassen, wie sie sich unsere Phantasie schon lange vorgezeichnet und unsere Einbildungskraft in den Stunden der Träumereien ausgemalt hat. Der Name Smyrna spricht, um von meinen eigenen Eindrücken auf die Empfindungen Anderer zu schließen, von asiatischem Luxus, von orientalischem Pomp und erweckt in uns Bilder von Karavanen, die aus der Wüste kommen, von Gruppen von Arabern, die im Schatten der Platanen sitzen. Diese eigenthümliche Einbildungskraft, mit der uns der Himmel bedachte, ist eine gefährliche Gabe, für die der Reisende durch grausame Enttäuschungen zu büßen hat. Gewohnt, in einer Welt von Idealen zu leben, verlangen wir später Wunder, die dieser Welt der Wirklichkeit nicht angehören. Die Natur wird unfähig, unsere Laune zu befriedigen; die Farben des Orients sogar sind nicht mehr reich genug, um uns zu gefallen, und die Bilder, die er uns bietet, sind im Allgemeinen ganz anders als die, von denen wir geträumt haben. Das Panorama von Smyrna insbesondere gleicht dem Bilde, das sich unsere Einbildungskraft davon entworfen, nicht im Mindesten.

Abwechslungsweise durch Windstillen und einen heftigen Nordwind aufgehalten, hatte das Geschwader viele Zeit verloren;

und erst gegen das Ende des dritten Tages seit unserem Abgange von Patmos kam der Acheron aus der Meerenge von Chios hervor, indem er das Admiralschiff mit vieler Mühe an's Schlepptau nahm. Die Sonne ging unter. Im Orient, wo die Schönheit der Landschaft in der Schönheit des Himmels besteht, ist die letzte Stunde des Tages gewiß auch seine herrlichste. Das Gestade, dessen Umrisse man undeutlich sah, war mit seinem strahlenden Purpurteppich bedeckt, und die Fluth glänzte wie Gold. Ein laues Lüftchen begann die erstickende Hitze des Tages zu mildern, und man schwelgte in jenem unaussprechlichen Wohlbehagen, das man in den südlichen Ländern stets beim Einbruche der Nacht empfindet. Sanft glitt der Acheron über die eingeschlummerten Wogen des Golfes, mit einem eintönigen Geräusch, und den Inflexible hinter sich herziehend, dessen Hauptmasten und gewaltige Segel in Rosenschimmer getaucht zu seyn schienen. Gleichgültig gegen das großartige Schauspiel, das uns umgab, spielten die Matrosen der Wache, im Kreise auf dem Verdeck sitzend, mit einem kleinen, schwarzen Hammel, der seine Anwesenheit der Zuneigung verdankte, die er seit unserer Abfahrt von Athen der ganzen Mannschaft einzuflößen gewußt. Auf der Kampanie liegend, vermochte ich nicht, mein Auge von dem Gestade abzuwenden; ich suchte alle Krümmungen der Küste zu verfolgen, alle Bäume dieses Bodens von Asien zu zählen, dieses heiligen Bodens, nach dem sich früher meine schönsten Träume geschwungen hatten. Bald erloschen die Gluthenscheine am Horizont, blassere Schattirungen traten an ihre Stelle, und die Nacht brachte in ihrem Gefolge eine feuchte Frische und eine tiefe Ruhe. Einen Augenblick betrachtete ich das leuchtende Meer, wo die Fahrzeuge eine flammende Furche zogen, den Himmel, wo die Sterne nach einander sich anzündeten; dann wurde mein Blick unklar, meine Gedanken verworren, und ich versank in tiefen Schlaf. Eine

Stunde später erweckte mich plötzlich das Klirren einer Kette, und ein leichter Stoß, der den Acheron erschütterte. Man hatte so eben Anker geworfen, wir befanden uns vor Smyrna. Eine tiefe Dunkelheit herrschte rings um uns, und beim schwachen Schimmer der Sterne gewahrte ich kaum im Hafen die langen schwarzen Raen der Fahrzeuge und am Lande eine düstere Masse von Häusern, in denen da und dort einige matte Lichter brannten. Die Stadt war stille, und der erste Lärm, den ich an der Küste Asiens vernahm, war das ferne Bellen einiger hungriger Hunde. Nachdem das Geschäft des Ankerwerfens vorbei war, hörte allmälig jede Bewegung im Hafen auf, die Stimme der Offiziere erschallte nur in langen Zwischenräumen, und bald störte die majestätische Ruhe nichts mehr, als der Stundenschlag, auf welchen die Schiffwache auf dem Mast mit ihrem gewöhnlichen Rufe antwortete.

Als ich des folgenden Tages auf das Verdeck kam, herrschte eine wahre Ofenhitze, und die Sonne beschien das Land mit einem solchen Glanz, daß ich im ersten Augenblicke nichts von der Stadt unterscheiden konnte, nach der sich meine geblendeten Augen sofort wandten. Eine Reihe unbeweglicher Fahrzeuge, die einen sehr starken Theergeruch aushauchten, Wasche, die auf dem Tauwerk getrocknet wurde, Flaggen, die traurig an den Masten herabhingen, das weiße, dumpfe, ölige Meer, das war anfänglich Alles, was ich gewahrte. Endlich zeigte sich ein langes, hölzernes, schmales, unebenes, beinahe in derselben Höhe mit dem Wasser liegendes Quai, über dem sich eine Reihe von rothen Baraken erhob, die mit kleinen Fenstern versehen waren, deren Scheiben wie Diamanten glänzten. Da und dort wehten von schöneren und höheren, mit grünen Läden versehenen Häusern die Flaggen der Consuln; im Hintergrunde des Gemäldes erhob sich eine große Masse von braunen Dächern verworren auf dem sehr sanften Abhang von zwei breiten Hügeln, deren einer

durch ein festes Schloß, der andere aber durch einen Hain von düstern Cypressen beherrscht wird. Kein Geräusch ließ sich in dieser traurigen Stadt hören; weder auf dem Quai noch im Hafen herrschte irgend ein Leben, nicht ein Lüftchen ging, Alles schien unter der Last der drückenden Hitze zu schmachten. Hinter mir rundete sich der prachtvolle Golf von Smyrna, der, wenn er nicht unendlich größer wäre, an den früher berühmten Hafen von Syrakus erinnern würde. Der Glanz, den diese Fläche zurückwarf, die so glatt war wie ein Stahlspiegel, war unerträglich. In der Ferne schien eine, durch die Windstille aufgehaltene Barke, die vergebens ihre weißen Segel ausspannte, in diesem strahlenden Spiegel eingeschlossen. Gegen Süden erheben sich unfruchtbare Berge, gegen Norden aber ist das Land nieder, lachend schöne Bäume stehen am Gestade und spiegeln in den lauen Fluthen ihr smaragdenes Laubwerk. Zu dieser blühenden Landschaft bietet die schwarze Stadt, ohne Charakter, mit ihrem Cypressenhaine und dem alten Gemäuer auf beiden Höhen einen auffallenden Gegensatz. Die entsetzliche Stille der Stadt, die tiefe Ruhe der Landschaft, die Unbeweglichkeit des Meeres rufen eine gewisse Oede des Gemüthes hervor, und wenn man zum erstenmale das Panorama von Smyrna betrachtet, fühlt man sich von einer großen Wehmuth ergriffen.

Indem man unter der allgemeinen Benennung Orient die Türkei und Griechenland zusammenfaßt, läßt man sich verleiten, im Geiste Aehnlichkeiten zwischen zwei Ländern aufzusuchen, die nicht das Mindeste mit einander gemein haben, und man macht sich von dem einen wie von dem andern einen sehr falschen Begriff. Zwischen einer griechischen und einer türkischen Stadt herrscht nicht die mindeste Aehnlichkeit; Syra z. B. hat keine größere Aehnlichkeit mit Smyrna als mit Saint Malo. Ueberdies unterscheiden sich diese beiden Länder nicht sowohl durch die Form der Häuser, als vielmehr durch die ganz verschiedene Farbe

des Himmels, die den Gegenständen eine ganz andere Physiognomie gibt. An den Küsten des Peloponneses ist Alles in der Landschaft dürr, unfruchtbar, öde. Die widersprechendsten Farben berühren sich hier mit auffallender Schärfe. Die weißen Mauern der Häuser, welche von düstern Olivenbäumen umgeben sind, zeichnen sich so scharf auf dem fleckenlosen Grunde des Himmels ab, daß man sie in den Azur eingeschnitten glauben könnte. Beim Anblick der nackten und unfruchtbaren Berge Attika's empfindet man ein unwillkürliches Schaudern, und der Blick schweift mit Entsetzen über einen großartigen Horizont hin. In Kleinasien hingegen, unter einem dunstigeren, durch das Licht gerötheteren Himmel schmelzen die verschiedenen Tinten der Landschaft mehr in einander. Das strahlende Grün, das sich mit dem Roth der Dächer vermischt, gibt dem Panorama eine weniger ernste, weniger arabische, nach unserer Anschauungsweise weniger orientalische Physiognomie. In den staubigen Ebenen des Peloponneses brennt die Hitze ohne zu drücken; an den Küsten Asiens liegt in der Atmosphäre eine gewaltige Schwüle, unwillkürlich unterliegt man dem weichen Einflusse des Klimas, eine wollüstige Schlaffheit bemächtigt sich aller Sinne, macht jede Anstrengung schmerzlich, und stimmt zu trägen Träumereien. Wenn man sich dem Piräus nähert, empfindet man ein geheimes Leiden; das von Erinnerungen verwundete Herz wird mit einer Wehmuth erfüllt, die es von sich hauchen möchte; wenn man hingegen in Smyrna ankommt, so beruhigt sich Alles in uns, Alles schlummert. Beim Anblick dieser stummen Stadt, dieses verlassenen Feldes, dieses unbeweglichen Meeres fühlt man, wie die Ruhe der ganzen Umgebung in die Seele überströmt, man ist glücklich, in einer gewissen ewigen Schlafsucht zu leben, ohne zu denken.

In dem Augenblicke, da ich von meiner Barke aus auf ein hölzernes, schmutziges und schlüpfriges Quai steigen wollte, sah

ich in Gesellschaft eines türkischen Lastträgers einen Mann kommen, der sehr sauber in europäischer Tracht gekleidet war, und der mich zu erwarten schien. Dieser gute Freund reichte mir beim Aussteigen die Hand und fragte mich auf gut französisch, in welchem Gasthof meine Excellenz zu wohnen gedenke. Ich nannte die Pension suisse, und betrachtete den diensteifrigen Unbekannten mit fragender Miene. „Ich bin Moses," sagte er zu mir. Dieser Name erklärte mir Alles. Moses ist ein, in der Levante berühmter Jude. Zugleich Handelsmann, Cicerone, Dollmetscher und Matrose, hat er sich durch seinen Verstand für Smyrna unentbehrlich gemacht. Jeder Fremde, der an's Land kommt, ist sein Eigenthum, und er beutet ihn auf seine Weise aus. Ich wußte das, aber da mir seine Dienste unentbehrlich waren, so folgte ich ihm in ein unentwirrbares Labyrinth krummer, düsterer und feuchter Gäßchen, in denen ein gewisser Zimmtgeruch herrschte, wie er den Städten der Türkei eigen ist. Der Wiederhall unserer Schritte war der einzige Laut, den man in diesen engen Gängen hörte, wo wir hie und da einem Türken mit nackten Beinen begegneten, der triefend von Schweiß und unter einen gewaltigen Sack gebeugt, einherging. Nach vielen Umwegen kamen wir in die Pension suisse, eine erträgliche Herberge, wo ich in meiner Hast, die Stadt zu durchwandern, eilends mein kleines Gepäck ablegte.

Die Frankenstraße, die wir anfänglich einschlugen, gilt für die schönste von Smyrna; sie hat in der That viel Charakter, obgleich sie der Idee, die man sich von ihr machen mag, in keiner Weise entspricht. Eine enge Straße, ein verpesteter Bach, Häuser von allen Farben, allen Formen und allen Höhen, ein schlechtes Pflaster, über das nie ein Wagen rollt, rechts und links Schoppen, die als Buden benützt werden, über unsern Häuptern große Lappen von Linnen oder Kattun, die als Wetterdächer dienen, und ihre viereckigen Schatten in die vom Sonnen-

licht übergossene Straße werfen, zu unsern Füßen Gemüsabfälle und zerschlagene Melonen, große gelbe Hunde, die halb abgenagte Knochen im Kothe herumzerren, eine buntscheckige Menge, die mit Pantoffeln angethan, ohne Geräusch einhergeht, und sich ohne Tumult drängt; ein umfaßliches Gemenge von türkischen Turbanen, Castorhüten, rothen Fesen und Burnussen; Lastträger, die uns drücken, Esel, an deren Packsättel wir uns stoßen, bisweilen eine Reihe von Kamelen, die gerade ihres Wegs gehen, und ohne umzuschauen, gleichgültig den Fuß auf das Pflaster, oder aber auf den zerstreuten Pflastertreter setzen, der ihnen nicht auszuweichen wußte; viel Bewegung und wenig Lärm in dieser Menge, dies ist der Anblick, den die Frankenstraße bietet. Waaren von jeder Gattung sind in den ärmlichen Buden zur Schau ausgestellt. Hier sieht man europäische Stoffe gegenüber von Lebensmitteln; dort veranstaltet eine Modehändlerin eine Ausstellung von so eben aus Paris eingetroffenen Rosahüten, neben einem türkischen Kaufmann, der Haufen von Tabak vor sich liegen hat; weiter entfernt hat ein Jude mit rasirtem Gesicht, Parfümerien, Balsambüchschen und Riechwasser ganz dicht neben der Bude eines Fleischers feil, der seine Hämmel auf offener Straße aushaut. Es ist ein Durcheinander, von dem man sich nicht wohl einen Begriff machen kann; Gesichter von allen Schattirungen, Costüme von allen Ländern umgeben uns hier, während rings um uns alle Sprachen geredet werden. Die Straßen der Bazars, in die wir bald kamen, gleichen den Straßen der Stadt mit der einzigen Modifikation, daß sie noch viel enger, viel unreinlicher sind, und daß die dort befindlichen Häuser mit Stockwerken hier durch hölzerne Baraken ersetzt werden, die an die Meßbuden erinnern, wie man sie in einigen Städten des südlichen Frankreichs auf den großen Jahrmärkten sieht. Im Vordergrunde seiner Bude, inmitten seiner kleinen Ausstellung kauert unbeweglich wie ein Gliedermann ein alter Türke mit langem

Bart, der abwechslungsweise seine Pfeife raucht und grüne Gurken speist. In einer Ecke, bei einer Gluthpfanne sitzt ein Kind, das den Kaffee für seinen Herrn bereitet. Weit entfernt, uns zu rufen und uns seine Waaren anzupreisen, hüllt sich der alte Türke in die vollständigste Stummheit und scheint sich durchaus nicht um sein Geschäft zu bekümmern. Fragt ihn unser Dollmetscher, ob er diesen oder jenen Gegenstand, den wir wünschen, habe, so antwortet er entweder dadurch, daß er die Augen halb schließt und mit der Zunge schnalzt, was im Oriente vorzugsweise das Zeichen der Verneinung ist, oder aber durch ein kaum bemerkliches Zucken der Achseln, das sagen will: ich weiß nicht, suche selbst. Man durchwühlt seine Bude, man öffnet seine Schiebladen, ohne daß er es in den meisten Fällen auch nur der Mühe werth fände, den Kopf umzuwenden. Wenn nun nichts gefällt, so bleibt er bei unserem Weggehen ganz gleichgültig in der Zerstörung zurück, die wir in seiner Bude angerichtet. Wenn man ihn hingegen fragen läßt, was eine Waffe, oder ein paar Pantoffeln koste, so spricht er mit einer Kehlstimme eine Ziffer aus, die gewöhnlich das Doppelte des eigentlichen Preises ist; man bietet ihm nun die Hälfte, er streckt die Hand aus, nimmt das Geld in Empfang, und entsendet eine Rauchwolke durch die Nase. Das Kind bringt alle Sachen wieder in Ordnung, setzt sich neben die Gluthpfanne, und der Kaufmann versinkt von Neuem in seine ewige Betrachtung.

Während in den Straßen die Waaren in allen Buden in bunter Unordnung durcheinander geworfen sind, sieht man sie in den Bazars klassenweise abgetheilt; jeder Handelsartikel hat seinen Bezirk. Hier sind die Seidenstoffe von Brusa, die Hausröcke, die gelbgestickten Nesseltücher; dort die Pantoffeln von Sammt oder Saffian; weiter entfernt ist das Viertel der Waffen, der persischen Kandschars und der Damascenersäbel; in einer andern Straße befinden sich die Verkäufer von Edelsteinen oder von Teppichen

aus Cäsarea. Da und dort öffnet sich eine Bude wo man Limonade, schlechtes Gefrorenes und Sorbet feilbietet, ein abscheuliches Getränke, aus geschmolzenem Schnee, vermischt mit Korinthensaft, und geschmacklos gemacht durch einige Tropfen Rosenwasser. Weiter entfernt kündet ein Rost, der mit glühenden Kohlen angefüllt ist, vor denen sich mehrere, vertikal gerichtete Bratspieße, vermittelst eines kleinen, vom Wind bewegten, blechernen Rädchens drehen, die Bude eines Traiteurs an. Diese kothigen Bazars, wo man eine stinkende Luft athmet, wo alle Waaren, selbst die kostbarsten, verworren auf einander gehäuft sind, bieten einen erbärmlichen Anblick dar, und das Durchwandeln derselben würde uns bald entleiden, wenn nicht die Menge, die sich in diesen feuchten Gängen drängt, ein sonderbares Schauspiel böte, das man zu beobachten nicht müde wird. Schon auf den ersten Blick gewahrt man, daß die Türken die vornehmste Klasse dieser Menge bilden. Ihr weites Costüm verleiht ihnen ein gewichtiges Aussehen, das weder ihr regelmäßiges Profil, noch ihre ernste Haltung Lügen strafen. Die türkische Bevölkerung hat, um es zu wiederholen, noch keineswegs, wie man in Frankreich allgemein glaubt, die häßliche Uniform angenommen, die Mahmud bei der Armee und den öffentlichen Beamten einführte. In der Türkei ist, Gott sey Dank, der Kaschmirturban noch immer Mode. In den Bazars von Smyrna sieht man Turbane von allen Farben, von dem rothen, der einen reichen Kaufmann bezeichnet, bis zum grünen, der die Auszeichnung eines Emirs oder eines frommen Muselmanns bildet, welcher nach Mekka gewallfahrtet ist. Eine Tuchweste ohne Kragen, mit Seite gestickt oder mit Gold besetzt, ein großer Shwal, der als Gürtel um den Leib geschlungen ist, und in welchem ein Dolch mit achatenem Griffe steckt, Pumphosen, die bis an die Knöchel hinabreichen, Pantoffeln, die meistens roth sind, und über Alles das ein Pelz, oder ein großer, wollener Ueberrock, das

ist noch heutzutage das gewöhnliche Costüme der Türken. Die Armenier sind weniger elegant. Das Haar in eine ungeheure Kugel von Astrachanpelz gewunden, in Gestalt eines umgekehrten Topfes, tragen sie unter einer gestreiften Tunika eine schwarze Sutane, wie sie bei uns die Priester haben. Inmitten dieser Männer mit dem ernsten Gange stehlen sich Juden hindurch, deren blasse Stirne ein weißer Lappen umgibt, der mit kleinen, schwarzen Chiffern bedeckt ist, welche eine so große Aehnlichkeit mit Zahlzeichen haben, daß man versucht ist, zu glauben, er habe, ehe er zum Kopfputz verwendet wurde, als Hauptbuch gedient. Schöne Griechen, mit langen schwarzen Haaren, gewichstem Schnurrbart und stolzer Miene, sind die Stutzer dieser buntscheckigen Menge, in der sich halbnackte Neger, sowie europäische Offiziere in Uniform drängen, und wo man die türkischen Frauen wie Gespenster in weißen Domino's hingleiten sieht. Trotz des Geheimnisses, das sie umgibt, und wie groß auch der unerklärliche Reiz der verbotenen Frucht seyn mag, haben diese Frauen, wenn man sie sorgfältig mustert, für Europäer durchaus nichts Verführerisches. In ihren schwarzen Augen würde man einen gewissen Glanz finden, wenn die Musselinbänder um ihr Gesicht sie allein offen ließen; aber unter dem halbdurchsichtigen Stoff gewahrt man bleiche, häßlich zusammengepreßte Wangen und schwarze Augbrauen, deren künstliche Farbe sich oft auf den Nachmak abdrückte. Das weite Feredsche, oder der weiße Domino, worein sie sich hüllen, verbirgt die etwas zu reichen Umrisse ihrer Taille, die man gerne durch einen Schnürleib gehalten sähe, nicht genügend. Ihre gelben Hände, ihre mit Hennebraun gefärbten Nägel erwecken eine schlechte Meinung von ihrer Reinlichkeit, und beim Anblick ihrer Füße, die in ungestalten Halbstiefeln stecken, über denen man oft den untern Theil eines weichen, weder Sehnen, noch Umrisse zeigenden, und wie von Wachs geformten Beines bloß sieht, bei diesem An-

blicke, sagen wir, vergeht Jedem ganz und gar alle Lust zu morgenländischen Abenteuern. Man muß hinzufügen, daß die Frauen, die allein in den Bazars umhergehen, meistens alt sind, oder der untersten Klasse angehören. Durch die morgenländische Eifersucht zu beinahe beständiger Einsperrung verurtheilt, gehen die schönen und reichen türkischen Damen selten zu Fuße aus und haben stets ein zahlreiches Gefolge von Sklavinnen um sich, die wie sie gekleidet sind. Man erkennt sie an der Weiße ihres Feredsche, an ihrem schlankeren Wuchs, der ohne üppig zu seyn, gleich dem der Andaluserinnen, Anmuth in seiner Fülle haben kann, an ihren schwarzen, neugierigen und schlauen Augen, worin sich mit dem südlichen Glanz jenes asiatische Schmachten vermischt, das zu allen Zeiten das Entzücken der Poeten hervorgerufen. Ohne Zweifel gibt es unter diesen Frauen Einze'ne, die sehr schön sind, aber ich beharre gleichwohl auf dem Glauben, daß, wenn einige Europäer, um zu ihnen zu gelangen, großen Gefahren, und im Falle der Ueberraschung einem gewissen Tode getrotzt haben, diese Damen dieß weniger ihrem eigenen verführerischen Wesen, als dem Zauber des Unbekannten und dem berauschenden Reize der Gefahr zu verdanken haben.

Nachdem wir die Bazars durchwandelt, begaben wir uns nach dem Sklavenmarkt. Diese Benennung läßt den Reisenden ein ganz anderes Schauspiel erwarten, als er wirklich findet, und bereitet ihn auf schmerzliche Eindrücke vor, die er nicht empfinden soll. Nachdem wir unter der Leitung von Moses die zahllosen Umwege einer Menge krummer Gäßchen durchwandelt, kamen wir vor einem großen Mauerwerk an. Eine Art Thorweg, die einzige Oeffnung, die dieses Gebäude nach Außen bietet, führt in einen geräumigen Hof, dessen unebener Boden mit vergilbtem Grase gedüngt ist. Nur einige verkrüppelte Bäume werfen ein wenig Schatten in diesen glühenden Hof, den schlechte, mit spitzbogenförmigen Pförtchen durchbrochene Gebäude, ohne Stockwerke

und ohne Fenster, umgaben. Längs der Mauern lagen einige Negerinnen, und im Schatten der Wölbung, die als Eingang dient, spielten zwölf, mit gekreuzten Beinen auf der Erde sitzende Türken ernsthaft Karten. Obgleich heutzutage die Muselmänner nicht mehr, wie früher, den Christen den Eingang in den Sklavenmarkt verwehren, so sehen sie dieselben doch dort mit keinem günstigen Auge an, und oft noch stoßen sie in Smyrna den Fremden rauh zurück, der die Miene der Ueberlegenheit gegen sie annimmt. Auf den Rath von Moses setzten wir uns zuerst neben die Spieler. Das Interesse, das ich an ihrem Spiele zu nehmen schien, schmeichelte einem von ihnen, der mich fragen ließ, ob man in Europa dieses Spiel kenne. Wie es mir schien, hatte es ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem Droguespiel, das heute noch in den Wachtstuben in Frankreich Mode ist; nur steckten die Türken, ohne Zweifel aus Achtung für die muselmännische Würde, die hölzernen Klemmen in ihren Turban, statt sie wie unsere Soldaten auf die Nase zu drücken. Ich ließ dem Spieler antworten, daß man diese Partie in meiner Heimath wohl kenne, und zeigte ihm ungenirt, wie man es bei uns spielt. Die Bekanntschaft war nun gemacht, und als das Spiel zu Ende war, fragte mich der Kaufmann zuerst, ob ich seine Sklavinnen zu sehen wünsche. Auf meine bejahende Antwort lud er mich ein, ihm zu folgen, und führte mich nach einem jener Pförtchen, die in der innern Hof gingen. Da saßen nun in einem Erdgeschoß, dessen ganzes Mobiliar in einer Matte von grobem Stroh bestund, etwa zwanzig junge, fast nackte Negerinnen. Weit entfernt, unglücklich zu scheinen, und eines jener abscheulichen Schauspiele zu bieten, über welches sich gewisse leidenschaftliche Philanthropen in ihrer Selbstzufriedenheit entrüsten, plauderten diese, dem Anscheine nach sehr muntere Mädchen lebhaft mit einander, und schlugen ein lautes Gelächter auf. Beim Anblick unserer europäischen Gewänder verwandelte sich diese Heiterkeit plötzlich in Entsetzen, die

Freudentöne wurden zum Wuthgeschrei, und auf diese Anreden, durch die sich anfänglich, zur großen Zufriedenheit des Türken, der uns einführte, die Entrüstung der Abyssinierinnen kundgab, folgten bald Kieselsteine, die sie in ihrem Zorne auf uns schleuderten. Etwas bestürzt über einen solchen Empfang, wollte ich mich zurückziehen, als mir Moses versicherte, daß er das Mittel kenne, diese Fräulein zur Ruhe zu bringen, und daß er das Erforderliche holen wolle. Bald hierauf kehrte er mit einem Korb voll Aprikosen und Maiskuchen zurück. Wie er es vorausgesehen, legte sich beim Anblick dieses Naschwerkes der Tumult, den unsere Anwesenheit hervorgerufen hatte. Alle diese schwarzen Gesichter, auf denen man, ohne großer Phrenologe zu seyn, unschwer alle Symptome der Dummheit lesen konnte, wandten sich sofort dem appetitlichen Korbe zu. Die gleichmäßig vertheilten Aprikosen wurden mit Begeisterung aufgenommen, und wir sahen, wie die Töchter der Wüste sich in der größten Unordnung balgten und sich unter tollem Geschrei ihre Kuchen entrissen. Sie waren meistens häßlich und widrig anzusehen, und ihre zerrissenen Züge hatten nichts Menschliches an sich. Der Blick heftete sich mit Abscheu auf ihre wolligen Köpfe, auf ihre fleischlosen Arme, auf ihre garstig mageren Beine, auf ihre langen, mit einer runzeligen Haut bedeckten Füße, und kaum beachtete man ihre schlanke, wohlgestaltete Taille, die ein auf der Brust offenes Hemd von grober Leinwand nicht im Mindesten verbarg. Nachdem die Negerinnen diese Erfrischung zu sich genommen, erhoben sie sich, und mit sehr besänftigtem Blicke mich anschauend, zeigten sie mir ihren Herrn mit einer Geberde, die deutlich sagte: „Kaufe mich, ich will dir folgen." Obgleich mir in Smyrna in meiner Eigenschaft als Franzose jeder derartige Kauf verwehrt war, *) so fragte ich gleichwohl den Kaufmann um den Preis

*) In Aegypten ist der Preis der Sklavinnen niedriger, und die Christen

der am wenigsten Häßlichen; er verlangte sechzehnhundert Piaster (etwa vierhundert Franken). Moses versicherte mir, daß der Türke seinen Spaß mit mir mache, und daß auch nicht eine einzige von seinen Negerinnen hundert Thaler werth sey.

Die Sklavinnen, die wir so eben gesehen, gehörten zu der geringsten Qualität, und der Kaufmann, der es sich zur Ehrensache machte, uns auch seine bessern Waaren zu zeigen, führte uns in eine andere Zelle, wo sich drei andere Negerinnen von offenbar edlerem Stamme befanden. Sie hatten ein regelmäßiges Gesicht, kleine Lippen und eine gerade Nase; ihre Stirne war nicht platt, und ihre ölige Haut hatte einen Glanz, der nicht unangenehm erschien. Ihre Toilette, obgleich sehr leicht, war gleichwohl nicht frei von Koketterie. Eine doppelte Schnur von blauen oder rothen Glaskügelchen schlang sich um ihren broncefarbigen Hals. Kupferne Spangen umschlossen ihre Arme über dem Handgelenk, und ihre Beine über den Knöcheln. Ihre krausen, aber nicht wie bei ihren Gefährtinnen, wolligen Haare waren

---

können sich welche kaufen. Ueber diesen Gegenstand hat man mir in Smyrna eine garstige Geschichte erzählt, die ich nicht glauben will, obgleich man mir deren Richtigkeit verbürgte. Vor wenigen Jahren kaufte ein europäischer Reisender, dessen Nation ich nicht zu bezeichnen brauche, und dem es entleidet war, die Nilreise allein zu machen, in Alexandrien um zweihundertfünfzig Franken eine ziemlich hübsche Negerin. Er behielt sie das ganze Jahr hindurch, das er in Oberägypten zubrachte, bei sich, und sie gebar ihm einen Sohn. Als er wieder in Kairo angekommen und nach Europa zurückzukehren bereit war, verkaufte er die Mutter und das Kind um dreihundertfünfzig Franken, so daß er also an seinem Sohn, der als Mulatte schon einigen Werth besaß, einen Gewinnst von hundert Franken gemacht hatte. Mag nun diese Geschichte wahr oder nicht wahr seyn — sie lebt wie viele andere derartige Histörchen im Munde des Volkes fort. Ich gebe sie als Muster; Jeder, der im Orient gereist hat, weiß, welch verderblichen Einfluß die Leichtigkeit ausübt, welche die meisten Europäer im Punkte der Moral an den Tag legen. Nicht blos in Algier setzt die Irreligiosität gewisser Leute die ganze christliche Familie bei den muselmännischen Völkerschaften herunter.

in kleine Flechten getheilt und mit Silberstücken, deren Gewicht sie wohl oder übel niederzog, durchflochten, kurz, obgleich die Haut dieser jungen Mädchen schlecht gegerbtem Leder glich, so hatte ich doch den schlechten Geschmack, sie hübsch zu finden. Wilder, als ihre Nachbarinnen, bezeugten sie gegen unsere weißen Gesichter einen Abscheu, den die Aprikosen nicht zu beschwichtigen vermochten; wir mußten uns aus ihrer Zelle entfernen. Ich verließ den Sklavenbazar, ohne den Widerwillen zu empfinden, auf den mich kürzlich erschienene Schriften vorbereitet hatten. In Constantinopel war ich ebensowenig als in Smyrna, Zeuge der gehässigen Mißhandlungen, welche die Kaufleute, wie man in der neuesten Zeit wissen will, täglich an ihren Sklaven verüben. Nie habe ich in den Händen dieser Mäckler „Peitschen oder Dolche" gesehen; die Sklaven, die von ihnen sehr mild behandelt werden, sind mir stets heiter und munter erschienen, und nie habe ich bemerkt, daß sie ihre „thränenerschöpften Augen in düsterem Stillschweigen auf den Boden hefteten." Statt daß mich das Schauspiel, das diese Bazars bieten, empört hätte, hat es mich im Gegentheile überzeugt, daß in der Levante die Sklaven eher als Kinder denn als Knechte behandelt werden, und daß ihre Stellung, wenn man sich richtig ausdrücken will, an und für sich keineswegs entwürdigend für die Menschheit ist. Der gekaufte Sklave wird das Kind der Familie, die ihn kauft. Man bemißt die Funktionen, die man ihm anweist, nach seinem Verstand, und wenn den meisten knechtische Verrichtungen gefallen, so nehmen dagegen manche ausgezeichnete Stellen in den Häusern ein. Die alte Geschichte des ottomanischen Reiches und seine zeitgenössischen Annalen lehren uns, daß die Sklaven sich oft zu den höchsten Würden des Staates emporschwingen.

Obgleich Smyrna wie Constantinopel eine zugleich türkische und europäische Stadt ist, so verwischen sich hier die verschiedenen Charaktere des Orients und Occidents doch nicht leicht mit

einander. Ohne sich zu verschmelzen, leben hier Europa und Asien friedlich bei einander und wissen nichts von dem hitzigen Streit der fremden Diplomaten, die im Orient nur drei große Schlachtfelder haben, Constantinopel, Athen und Alexandria. Wie die türkischen Provinzen und Inseln durch einen Pascha regiert, der den Titel eines Gouverneurs hat, ist Smyrna ohne alle politische Bedeutung. Der Pascha erstreckt seine Gewalt auf die türkischen Unterthanen, ohne sich um die Fremden zu bekümmern, und die europäischen Consuln beschützen ihre Landsleute, ohne daß einer von ihnen darnach trachtete, seinem Einflusse bei der einheimischen Bevölkerung ein Uebergewicht zu verschaffen. Das gute Einverständniß also, das zwischen den Bewohnern Smyrna's herrscht, ist eine Frucht der Zurückhaltung, der Neutralität der Consuln; aber man bemerkt unter den Türken und sogar unter den öffentlichen Beamten dieser Stadt eine religiöse Toleranz, die man ausschließlich dem Einflusse der Lazaristen zuschreiben muß. Dieß ist eine bemerkenswerthe Thatsache. Seit mehreren Jahren schon haben sich Lazaristen von der Propaganda in Rom unter dem französischen Schutze und unter der Garantie alter Verträge in Smyrna niedergelassen. Durch ihre Einfachheit und Güte haben sich diese heiligen Priester bei den Muselmannen in eine große Achtung gesetzt. Sie haben noch mehr gethan, als sich die Achtung der Türken erworben; indem sie dieselben in den Tagen der Krankheit pflegten, in schwierigen Lagen beriethen, im Falle der Noth unterstützten und trösteten, haben sie ihren Dank verdient und ihre Liebe gewonnen. Während die Christen auf beinahe allen übrigen Punkten des Orients gehaßt sind und unabläßig Verfolgungen, ja wie man erst neulich erlebt hat, bisweilen den Martertod erleiden, üben die Lazaristen, die Häupter dieser verabscheuten Religion, über die Bevölkerung von Smyrna eine wahrhaft väterliche Auctorität aus. Ich kann hiefür ein sehr

beachtenswerthes Beispiel anführen. Im Monat Juni 1842 am Frohnleichnamstage sah ich die Prozession der Lazaristen friedlich durch die Straßen von Smyrna ziehen, angeführt von dem Kadschi-Bey zu Pferd, und geleitet von einer Abtheilung türkischer Soldaten, die, Gewehr im Arm, die Ordnung unter der Menge erhielten. Einige Tage zuvor war ich Zeuge eines noch sonderbareren Schauspieles gewesen. Graue Schwestern, die seit wenigen Jahren von den fremden Missionen von Paris gesandt worden waren, haben ein Stift in Smyrna gegründet, wo sie gleich den Lazaristen geliebt und geachtet sind. Mehr als hundertfünfzig griechische, armenische und katholische Mädchen empfangen durch sie einen gediegenen Unterricht, und saugen die Lehre einer gesunden Moral ein. Am Pfingstsonntage kam ich, nachdem ich die Stadt durchwandelt hatte, in der katholischen Kirche an. Zwanzig Schülerinnen der grauen Schwestern gingen an diesem Tage zum erstenmal zum heiligen Abendmahl. Gleichförmig weiß gekleidet und von den guten Schwestern geführt, gingen diese jungen Mädchen über den Hof, in welchem sich eine große Menge Türken und Armenier eingefunden hatte. Wie die Griechen und die Katholiken, so verneigten sich auch die Muselmannen vor diesen Töchtern des Herrn. Auf jedem Gesichte malte sich die lebhafteste Aufregung; man fühlte, daß alle Herzen sich in diesem Augenblick zu jener Höhe aufgeschwungen hatten, wo jeder Unterschied der Glaubenslehre verschwindet, wo es nur noch den Menschen gibt, welcher zu Gott betet, der sein Flehen vernimmt. Dieses Schauspiel, das in jedem Lande rührend ist, war, ich stehe nicht an, es zu sagen, auf diesem Boden des Islams erhaben.

Es bedarf dieses glücklichen Zusammentreffens von Umständen, um unter den Bewohnern von Smyrna, die durch so viele Ungleichheiten getrennt sind, und durch so viele entgegengesetzte Interessen auf verschiedene Seiten geworfen werden, diese Eintracht zu erhalten, die nur sehr selten gestört wird. Die Franken haben

in dem von ihnen bewohnten Stadttheile ihre Sitten eingeführt, während das türkische Quartier trotz der von Mahmud versuchten Reformen, wie wir gesehen, seine ursprüngliche Originalität zum großen Theile bewahrt hat. Einige runde Hüte abgerechnet, thut den Tag hindurch nichts der ganz orientalischen Physiognomie der Bazars Eintrag, und des Abends, wenn die Türkenstadt schläft, die den Christen nach Sonnenuntergang verschlossen wird, sieht man weder Turbane, noch Pantoffeln in der Frankenstadt, wo beim ersten Hauch des Morgenwindes die Bevölkerung erwacht und das Leben beginnt. Das ist die Stunde, zu der man in der Rosenstraße spatzieren geht. Breiter, als die übrigen Straßen Smyrna's, zieht sich die Rosenstraße am Meere hin, dessen Krümmung sie folgt, und führt außerhalb der Stadt auf eine Landzunge, die auf den Golf vorspringt und eine Promenade bildet, welche mit vollem Rechte la bella Vista genannt wird. Beim Eintritt der Nacht bietet diese Straße, vergoldet von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, ein Schauspiel, wie die Welt vielleicht kein zweites aufzuweisen hat. Zu beiden Seiten dieses Weges, auf dem sich Offiziere aller Marinen, Reisende aller Länder, einherstolzirende Stutzer, ihre Rosse tummelnde Cavaliere drängen, sitzen vor halbgeöffneten Thüren, zu Hunderten, die schönsten Frauen des Orients. Andere, um den Reichthum ihrer Toiletten noch mehr hervorzuheben, stehen oder lehnen sich anmuthig auf ihre Begleiterinnen, und bilden so Gruppen, wie sie den Malern vorschweben. Man läuft nicht sehr Gefahr, sich zu irren, wenn man sagt, daß es unter den Griechinnen von Smyrna vielleicht nicht Eine häßliche gibt, und daß die meisten bewunderungswürdige Schönheiten sind. Wenn man nur ihr Profil erblickt, so erinnert man sich an jene Töchter des üppigen Spaniens, von deren Schönheit die Meisterwerke der antiken Bildhauerkunst unsterbliche Zeugnisse sind. Ihre so schwer beschuldigten Aug-

brauen verleihen ihren langen, schwarzen Augen ein außerordentliches Feuer, und unter ihren korallenrothen Lippen sieht man glänzende Zähne hervorschimmern. Ihre langen, braunen Haare ringeln sich um ein scharlachrothes Käppchen, das sie zierlich auf's Ohr setzen, und von welchem zwei Goldquasten herabhängen. Diese jungen Mädchen sind, wie ich der Wahrheit gemäß bekennen muß, überaus kokett. Alles bei ihnen ist auf den Effekt berechnet. Noch außerordentlicher, als der Glanz ihrer Augensterne, ist deren Beweglichkeit. Man versichert, daß eine Tochter Smyrna's unschwer ihre eigenen Ohren sehen könne, aber öfter als ihre Ohren, betrachtet sie die schönen Offiziere. Den Vorübergehenden, der sie bewundert, durch ein wollüstiges Lächeln herausfordernd, heftet sie ohne Scheu die Augen auf ihn, die nur Pfeile schießen.

Auf den ersten Anblick geben diese auffordernden Blicke von der Tugend der Bewohnerinnen der Rosenstraße eine ziemlich schlechte Meinung; man würde sich indeß irren, wenn man sie nach dem Anscheine beurtheilte. Kokett aus Gewohnheit, sind sie, nicht tugendhaft, sondern klug aus Berechnung. Die Gluth des orientalischen Himmels, die Lauigkeit der anatolischen Luft scheinen keinen Einfluß auf sie auszuüben. Diese so blitzenden Augen drücken nur eine erheuchelte Leidenschaft aus, dieses Gesicht, das Wollust athmet, ist nur eine Maske. Sie spielen die Leidenschaftliche, wie man anderwärts die Spröde spielt. Treu ihrem Bräutigam, in dessen Gesellschaft sie ganze Tage verbringen, erwarten die Griechinnen von Smyrna, wie die Amerikanerinnen der vereinigten Staaten, ihre Verheirathung, ohne Etwas von diesem oftmaligen langen Beisammenseyn zu befürchten. Die Fremden gewinnen ihr Vertrauen schwer, und selbst diejenigen, die sich mit großer Mühe in einem Familienkreise vertraut zu machen wußten, dürfen sehr selten den verführerischen Titel Freund mit einem süßeren Namen vertauschen. Wie die bösen Zungen sagen, ist es nicht immer so gewesen, und Smyrna hieß früher

das Paradis der Seeleute. Wenn diese schöne Zeit nicht mehr ist, so haben die Marineoffiziere, wie man mir gesagt, dieß nur sich selbst zuzuschreiben. Ihre Hitze hat ihnen geschadet; man beschuldigt sie mit Recht oder Unrecht, die Liebesromane stets mit der Entwicklung anfangen zu wollen, und betrachtet sie darum als Wesen, die von diesen, an lange Vorreden ihrer Verlobten gewöhnten jungen Mädchen sehr zu fürchten seyen. Die, einer früheren Generation angehörenden Töchter Smyrna's haben auf ihre Kosten eine Erfahrung erlangt, die sich heutzutage die schönen Griechinnen der Rosenstraße zu Nutzen machen; einige Kinder, die nie ihren Vater gekannt haben, werden von ihnen als lebendige Beweise von der Unbeständigkeit dieser Fremden aufgeführt. Smyrna, das eine langweilige Station geworden ist, bietet den Seeleuten außer der Gesellschaft der Consuln und den, nicht sehr heiteren Versammlungen der europäischen Kaufleute, keine andern Erholungen, als die Promenaden nach der bella Vista, die Nargilen, die man dort beim Mondschein raucht, die Billardpartien im Caffee Valory, die Spazierritte auf das flache Land, und das Theater, wo eine ziemlich erträgliche italienische Truppe dreimal wöchentlich die Meisterwerke Rossini's gibt.

Nachdem wir das Panorama von Smyrna beschrieben und ein Gemälde von seiner Bevölkerung entworfen, müssen wir weiter gehen und die Interessen aufsuchen, welche diese Bevölkerung in Bewegung setzen. Hier haben wir nun zuvörderst eine Thatsache zu constatiren, den beinahe beispiellosen Verfall nämlich, in den seit einigen Jahren der Handel dieses Platzes gerathen ist. Bis zum neunzehnten Jahrhundert war Smyrna, wie man weiß, derjenige Punkt in der Levante, an dem die Reichthümer Asiens, auf ihrem Wege nach Europa, sowie die Erzeugnisse Europa's, auf ihrem Wege nach Asien, zusammenströmten. Mit Einem Worte, Smyrna hieß um diese Zeit der Stapelplatz der Levante. Wenn man den gegenwärtigen Stand der Dinge mit der Vergangenheit dieser

Stadt vergleicht, so könnte man sagen, Smyrna sey nicht mehr, und dieß wäre nicht sehr befremdend. Seit einem Jahrhundert haben die politischen Erschütterungen solche Umwälzungen in Europa hervorgerufen und den Interessen der Menschen solche Wendungen gegeben, daß man über keine Art von Umwandlung mehr erstaunt, die ein so beträchtlicher Zeitraum im Handel eines Landes bewirken kann. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, wäre die Lage Smyrna's keineswegs exceptionell, und viele andere Städte könnten ihm an die Seite gestellt werden. Um jedoch das Eigenthümliche der hier vorliegenden Frage zu zeigen, müssen wir von den Einflüssen der Zeit und der großen politischen Ereignisse absehen, müssen wir sie in einem Zeitraum von wenigen Jahren, in einer Friedensperiode erfassen. Darum wollen wir auch, ohne die Handelsverhältnisse der Insel in einer entfernten Zeit nach verworrenen Erfahrungen zu schätzen, wobei wir doch kein positives Resultat gewinnen, Smyrna in dem Zeitpunkte in's Auge fassen, als nach der allgemeinen Erschütterung die Ordnung wieder eintrat und die Interessen wieder ihren Gang verfolgten. Die Kriege des Kaiserreiches hatten das Mittelmeer dem europäischen Handel verschlossen, und der Mangel an Sicherheit mehrere Jahre hindurch allen bedeutenden Speculationen Einhalt gethan. Nur etwa einige italienische Fahrzeuge und grichische Barken widmeten sich in der Levante, trotz des allgemeinen Schreckens und ungeachtet der Kühnheit der Seeräuber aus den Barbaresken, dem Küstenhandel. Als Smyrna im Jahr 1816, nach der völligen Wiederherstellung des Friedens, von Neuem seinen Hafen fremden Schiffen öffnen konnte, zeigte sein auswärtiger Handel den, ohne Zweifel sehr verminderten, aber noch immer sehr bedeutenden Gesammtbetrag von siebenzig Millionen. Seit dieser Zeit haben die commerziellen Interessen überall Wurzel geschlagen; die kaufmännische Thätigkeit, die von Tag zu Tag zunahm, hat den Operationen eine unermeßliche Ausdehnung ge-

geben; die Dampfschifffahrt hat die Entfernungen vermindert, der Orient hat sich uns genähert, und doch hat, sonderbar genug, der Handel von Smyrna sich fortwährend vermindert. Die siebenzig Millionen sind allmälig heruntergekommen; zweiundvierzig Millionen ist die Totalsumme, welche die zuverläßigsten Dokumente für den Handel von Smyrna im Jahr 1842 angeben. *)

Mehrere Ursachen haben diesen Vorfall, dessen Umfang man nunmehr kennt, herbeigeführt. — Früher war der Handel in der Türkei frei, und so lange die Sultane dem alten politischen und religiösen Systeme treu blieben, beschwerten sie den innern Verkehr der Waaren mit keiner Taxe, mit keiner fiskalischen Plackerei. Die großen Karavanen trieben sich frei in den Wüsten des alten Asiens umher, und die Regierung hemmte durch keine Fessel diese kühnen Reisenden, die mit Verachtung von Gefahren ohne Zahl und jeder Art, gewaltige Wanderungen unternahmen, um in fernen Ländern die, zum Wohlbehagen ihrer Brüder erforderlichen Gegenstände zu sammeln. Diese Unternehmungen unterstützte die dankbare Bevölkerung, so gut sie konnte, und der fromme Sinn von Privatpersonen legte in der Wüste, auf denjenigen Linien, welche die Karavanen verfolgten, zierliche Brunnen und zahlreiche Karavanserein an. Da dieser innere Verkehr weder beständig, noch periodisch war, so bildete die, beinahe unerwartete Ankunft einer Karavane in den Städten ein großes Ereigniß. Wie viele Länder hatten diese Reisenden besucht! wie viele Merkwürdigkeiten wußten sie zu erzählen! wie viele unbekannte Gegenstände brachten sie vielleicht mit! Alle Thüren öffneten sich diesen Männern, die zugleich Soldaten und Kaufleute, den Handel mit be-

*) Die Kaufleute von Smyrna geben, wie wir wohl wissen, eine andere Ziffer an; ob mit Recht oder Unrecht, brauchen wir nicht zu untersuchen. Nicht auf die Größe der Summen kömmt es an, sondern auf das Verhältniß. Dieses Verhältniß nun ist in der Berechnung der Kaufleute so ziemlich dasselbe wie in der unsrigen.

waffneter Hand betrieben und ihren kaufmännischen Charakter unter einem kriegerischen Gewande, unter einem ritterlichen Aeußeren verbargen. Man begreift, welche Achtung in einem Lande, wo es nie, wie bei uns, eine Klasse gegeben hat, die sich ausschließlich den Waffen widmet, und die Betreibung jedes Gewerbes als ihrer unwürdig betrachtet, schon von Anfang an diese kriegerischen Kaufleute umstrahlen mußte, die noch heute die vornehmste Klasse des Volkes bilden. Nur der heilige Charakter, den der Handel hinfort in den Augen der Bevölkerung annahm, vermag es zu erklären, wie lange Jahre hindurch in einem, von Räuberbanden verwüsteten, und durch fortwährenden Krieg verheerten Lande, ungeheure Operationen zu einem guten Ende gebracht werden konnten. Große Wohlthaten waren aus dieser Ordnung der Dinge hervorgegangen; da die Kaufmannsgüter von Auflagen befreit und die Consumtionsgegenstände durch keine Taxe beschwert waren, so blieb der Preis der Lebensmittel überaus mäßig. Nicht nur kannte man in der Türkei den Pauperismus, diesen Aussatz des Occidents, nicht, dessen Verheerungen immer mehr um sich greifen, je mehr sich die gelehrten Combinationen der Nationalökonomen verbreiten, sondern die unteren Klassen erfreuten sich daselbst einer Menge feiner Genüsse, die bei uns den Reichen vorbehalten sind. Der Zucker, der Kaffee, die Spezereien waren für die Aermsten vorhanden, und wenn man die Vergangenheit dieser Völkerschaften, die man Barbaren nennt, in ihrem Ganzen betrachtete, so würde man vielleicht sehen, daß sie dem Glücke, das am Ende die wahre Wissenschaft und die höchste Weisheit ist, näher stehen, als unsere Völker.

Dieser Stand der Dinge konnte nicht fortdauern, und die Türkei mußte die Institutionen Europa's nachahmen. Auf die ersten, von Soliman, dem Prächtigen, eingeführten Taxen, folgten von Tag zu Tag neue Auflagen, und nachdem die Regierung einmal den Weg der Habgier betreten, hielt sie nicht

mehr inne. Nachdem man die Binnenzölle erdacht, schuf man Monopole, und das Handelswesen nahm eine neue Richtung. Wie leicht vorauszusehen war, mußten diese Institutionen, die in Europa nur nach langen Versuchen eingeführt, und nur nach ununterbrochenen, von Tag zu Tag durch die Erfahrung an die Hand gegebenen Modifikationen befestigt werden konnten, in der Türkei zu Mißbräuchen jeder Art Veranlassung geben. Es gab daselbst wohl eine Gewalt, die befahl, aber es fehlte an einer regelmäßig eingerichteten Verwaltung, welche die Vollziehung dieser Befehle überwacht hätte. Man mußte sich dabei gänzlich auf entfernte Agenten verlassen, über die keinerlei Aufsicht ausgeübt werden konnte. Um sie anzuspornen, glaubte man sie bei den Reformen betheiligen zu müssen. Schon dadurch, daß die Regierung Monopole schuf, hatte sie einen Fehler gemacht, dadurch aber, daß sie den Gouverneuren der verschiedenen Provinzen das Recht einräumte, andere Monopole für ihre eigene Rechnung einzuführen, beging sie ein Verbrechen. Zu unthätig, um selbst zu handeln, traten diese Pascha's ihrerseits, gegen einen Tribut, an Unteragenten einen Theil ihrer Privilegien ab; um Geld verkauften sie an gewisse Spekulanten das Recht, ausschließlich diese oder jene Produkte zu kaufen. Unerhörte Erpressungen waren das hauptsächlichste Resultat dieser Maßregeln, welche die Einwohner ruinirten, das flache Land entvölkerten und die Pascha's bereicherten, ohne den Schatz zu vergrößern. Man kann sich denken, daß hinfort die Statthalterschaften gesucht waren; die Regierung spekulirte auf die Habgier der Bewerber; sie versteigerte die Statthalterschaften und überließ sie den Meistbietenden. Wer als Bewerber auftreten wollte, wandte sich an einen Juden und ließ sich von ihm die erforderlichen Gelder geben, um dem Schatz seine Würde zu bezahlen. Als Sicherheit bot er den Raub der Provinz, die er zu plündern um so mehr bemüht war, als im folgenden Jahre ein Anderer mehr bieten und ihn ver-

drängen konnte. Industrie, Handel, Ackerbau, Alles war durch dieses barbarische System in der Türkei vernichtet. Die türkische Industrie hatte sich bis daher nur durch den wohlfeilen Preis ihrer Erzeugnisse zu halten vermocht; indem man sie mit einer Auflage beschwerte, erhöhte man ihren Preis und stellte sie auf das gleiche Niveau mit den Erzeugnissen der europäischen Manufakturen. Um das Gleichgewicht wieder herzustellen, hätte man zu gleicher Zeit die Zölle auf ausländische Waaren erhöhen müssen; aber dies konnte die Türkei nicht thun, da sie durch alte Verträge gebunden, sich an die mit den Mächten verabredeten Bestimmungen halten mußte. Da nun bei gleichen Preisen die türkischen Waaren nicht mit den europäischen Concurrenz zu halten vermochten, so gewannen hinfort die Ausländer, was die Inländer verloren, und die einheimische Industrie war vernichtet. Mehrere Umstände trugen zwar nicht zur Herbeiführung — denn es war unvermeidlich — dieses Resultates, wohl aber zu seiner Beschleunigung bei. Während die Türkei diese Maßregel annahm, vervollkommnete sich die Industrie in Europa, und die Produktion, welche die Consumtion so unendlich überstieg, suchte überall Ableitungskanäle. Die Türkei bot einen neuen Weg, und so wurde denn die Levante mit europäischen Waaren überschwemmt. Später gab Mahmud, indem er das Kostüm der Armee und seiner reicheren Unterthanen reformirte, den wichtigsten Industriezweigen des Reiches den Todesstoß. Die Pelze, die seidenen Gewänder, die Shawls und die Kaschmirturbane wurden durch die Tuchkleider ersetzt. Das nun war ein Fabrikat, das eine noch in der Kindheit liegende Industrie nicht liefern konnte. Geschickt zu Verrichtungen, die Geduld erfordern, und gewöhnt, in ihren Arbeiten eine unabänderliche Methode zu verfolgen, sind die Orientalen nicht sehr erfindungsreich. Es war rein unmöglich, von den türkischen Arbeitern, die plötzlich zu einem, für sie neuen Arbeitszweige gezwungen waren, ein Fabrikat zu erlangen, das

selbst bei den erfinderischesten Nationen sich nur mit der Länge der Zeit vervollkommnet hatte. Man versuchte es sogar nicht einmal, und die Türkei nahm die fremden Tücher an, die ihr Deutschland, Belgien und England überdies zu geringen Preisen boten. Durch die Reformen sah sich also die ottomannische Industrie in eine doppelte Unmacht versetzt; was sie liefern konnte, hatte keinen Werth mehr, und was Werth hatte, konnte sie nicht liefern.

Europa erstaunte über den Verfall, der sich im innern Handel der Türkei kundgab, sobald man in die, durch die neuen Gesetze bewirkten Umwälzungen einen Blick werfen konnte. Man wiederholte von allen Seiten, daß die Türkei verloren sey, und daß ihr, um sich in ihren Finanzen zu erholen, nur Ein Mittel verbleibe, nämlich die Erlangung des Rechtes, die Zölle auf fremde Waaren zu erhöhen. Nach unserer Ansicht war das eine verfehlte Berechnung; sie faßte die Frage blos von ihrer Oberfläche auf. Ohne Zweifel würde eine Erhöhung der Zölle eine augenblickliche Verbesserung herbeigeführt haben, aber diese Verbesserung wäre nicht nachhaltig gewesen. Wenn man den Manufakturisten des Landes einen vorübergehenden Vortheil gab, so belebte man in ihnen Hoffnungen, die sich nicht verwirklichen ließen, und veranlaßte sie, gegen die europäische Industrie einen Kampf zu bestehen, den sie nicht auszuhalten vermochten. Im Gebiete der Industrie kann die Indolenz der Orientalen mit dem kaufmännischen Geiste und der außerordentlichen Thätigkeit der Europäer nicht in die Schranken treten; alle ihre Anstrengungen hätten am Ende ihrer für immer todten Industrie einen Anschein von Leben, eine so zu sagen galvanische Existenz gegeben. Da man Reformen wollte, so mußte man ihre Consequenzen annehmen, und statt ihre Wirkungen zu verzögern, that man besser daran, wenn man den gewerblichen Interessen sofort eine andere Richtung gab. Der Himmel hatte den Orientalen das industrielle Genie versagt, dagegen aber einen fruchtbaren Boden und uner-

meßliche Felder gegeben, die sie sich selbst überließen; wenn die Industrie ihnen abging, so bot ihnen der Ackerbau reichen Ersatz. Unglücklicherweise ruinirten die neuen Gesetze die Ackerbauern wie die Handelsleute. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse der Erde waren für Monopole erklärt worden. Die Statthalter, gierige Repräsentanten einer gierigen Regierung, machten, nachdem sie die ihnen unterworfene Bevölkerung für den Schatz Seiner Hoheit ausgebeutet, jeden Tag in ihren Provinzen Razzia's für ihre eigene Rechnung. „Wozu," sagten da die Ackerbauern, „wozu unsere Länder ansäen, da wir keine Frucht daraus ernten werden? Die Regierung wird unser Korn zu dem Preise, den sie nach ihrem Erachten festsetzt, nehmen; wenn wir ihren Agenten nicht Wein genug spenden, so wird man uns beim Maaße bestehlen. — Es gibt wohl ein Gesetz, das den Handel mit Getreide freigibt, aber die Regierung behauptet, es nicht zu kennen." Das Elend verbreitete sich im ganzen Reiche, und der Jammer erreichte bald seinen Höhepunkt. Damals schrieb man oft, das türkische Reich stürze durch die Schuld seiner Bewohner zusammen, aber man hatte Unrecht. Diesen Zustand der Verarmung durfte man keineswegs der Untauglichkeit, der Trägheit und Unwissenheit der Bevölkerung zuschreiben. Das Volk war, wie man sieht, zur Unthätigkeit verurtheilt, und die Regierung allein trug die Schuld. In einer beachtungswerthen Schrift, herausgegeben von einem unserer Landsleute*), der mit Recht dafür gilt, den Orient zu kennen, finde ich eine Thatsache, die, obgleich anscheinend unbedeutend, meines Erachtens gleichwohl einen schlagenden Beweis von der erbärmlichen Lage der Landbewohner geben dürfte. „Bis zum Jahre 1827 verkaufte man in Smyrna jährlich achthundert Tonnen Zinn zur Verzinnung des Küchengeschirrs, womit jede Familie auf dem Lande versehen war, und das damals in der

*) Status quo d'Orient, 1839.

Türkei, wie bei uns in jeder Haushaltung, ein unerläßliches Geräthe bildete. Heutzutage verkauft man nur noch achtzig Tonnen, und umsonst würde man auf dem Lande auch nur ein einziges metallenes Gefäß suchen. Sie wurden verkauft, um die Erpressungen jeder Art zu befriedigen, welche diese unglücklichen Leute ausgesaugt haben." Der Erlaß des Hattischerifs hat diesen abscheulichen Mißbräuchen ein Ende gemacht und die im Jahr 1838 dekretirte Abschaffung der Monopole, hat den Handel und die Landwirthschaft wieder etwas belebt. Gleichwohl zeigt die Zusammenstellung der Handelsbewegung von Smyrna, um uns ausschließlich mit dieser Stadt zu beschäftigen, für das Jahr 1839 nur eine Vermehrung von einer Million gegen das Jahr 1834. Diese Ziffer beweist besser, als alle Abhandlungen, daß die Türkei sich noch keineswegs von dem Schlage, der sie betroffen, erholt hat, und wer kann sagen, ob sie sich je davon erholen wird? In Europa würden solche Stöße vielleicht keine verderblichen Folgen haben; die, für einen Augenblick verrückten Interessen würden eine andere Richtung genommen haben, und bei dem so lebhaften, so feurigen Geiste der Abendländer wären alle Spuren dieser Erschütterungen bald verschwunden. Im Orient hingegen schlägt die indolente Bevölkerung, mechanisch dem Anstoße gehorchend, der sie aus ihrer Bahn wirft, darum keinen neuen Weg ein; sie fällt auf den ersten Streich und, einmal in ihrem Elend, erduldet sie es, ohne ein Mittel dagegen zu suchen.

Außer dem allgemeinen Verfalle des Reiches, an welchem Smyrna seinen vollen Antheil erhielt, wurde diese Stadt noch von andern Schlägen betroffen. Eine der Hauptursachen seines besonderen Verfalles ist die Vervielfältigung der, seit wenigen Jahren zwischen Europa und Alexandria errichteten Verbindungen. Aegypten hatte früher eine Menge von Produkten in Anatolien, die es jetzt aus Europa bezieht, und sendet uns die Produkte Afrika's und Arabiens, die früher über Smyrna gingen,

jetzt direkt. Da überdies der Boden von Anatolien außerordentlich fruchtbar ist, und diese Provinz die, neuerdings mit Auflagen beschwerten, oder für Monopol erklärten Gegenstände in reicherem Maße hervorbrachte, als die übrigen Bezirke, so hatte sie auch von den neuen Gesetzen mehr zu leiden, als die andern Theile des Reiches. Ein einziger Zweig seines Handels hat zugenommen. Der Verkauf von Trauben und Früchten, der auf der Ausfuhrliste mit einer Summe von vier Millionen figurirt. Das Gedeihen dieses Verkaufes führte im Jahr 1831 die Habgier der Regierung in Versuchung, die Früchte Anatoliens als Monopol zu erklären. Diese Maßregel mußte den Interessen Smyrna's einen so schweren Schlag versetzen, daß die europäischen Consuln einschritten und das Aufgeben dieses unglücklichen Gedankens bewirkten. Das Ergebniß war nicht zweifelhaft, und das Monopol mußte den Früchtehandel zerstören, wie es den Opiumhandel vernichtet hatte. Einige Zeit hindurch war auch die Eichelnernte zerstört; der Gouverneur von Smyrna hatte den Landleuten verboten, an irgend Jemand zu verkaufen, der nicht mit einem von ihm unterzeichneten Scheine versehen sey. Diese Privilegien nöthigten die armen Landleute, was sie früher um zwanzig Piaster verkauft hatten, jetzt den Inhabern solcher Scheine um sieben Piaster zu geben. Der Statthalter Tahir Bey theilte mit seinen Associe's einen Gewinn von zweihundert Procent.*) Auch der Verkauf von Baumwolle und Krabb hat sich um zwei Drittheile vermindert. — Die Teppiche von Smyrna und Cäsarea, deren Feinheit und Glanz man in Europa nicht nachzuahmen vermochte, würden den Handel um einen bedeutenden Artikel ver-

*) Der Pascha von Aïdin trieb es noch bunter. In seiner Provinz zwang man die Leute mit Stockstreichen, die Eicheln einzuheimsen, so daß diese, um sich einer solchen Tyrannei zu entziehen, nichts Besseres zu thun wußten, als die Wälder anzuzünden und die Bäume zu vernichten, die früher ihren Reichthum ausgemacht hatten.

mehren, wenn sie nicht von allen Mauthen Europa's ausgeschlossen wären. — Wachs, Seide, Gummi und Schwämme stehen nur mit sehr unbedeutenden Summen auf der Ausfuhrliste von Smyrna, die, wie man sieht, immer kleiner wird. Die Einfuhr besteht in Manufaktur- und Colonialwaaren. Hier bietet sich nun eine neue Frage. Frankreich, das früher diese Produkte und Waaren zum größern Theile lieferte, hat heutzutage andern Nationen das Feld geräumt. Nachdem wir von dem Ruin des türkischen Handels in der Türkei gesprochen, haben wir noch den bejammernswerthen Verfall des französischen Handels in der Levante zu würdigen.

Wenn man den Handel der europäischen Mächte in die Levante, wie er im Jahr 1789 stattfand, im Allgemeinen betrachtet, so sieht man, daß Frankreich gerade die Hälfte davon hatte. Im Jahr 1816 war diese Ziffer beinahe dieselbe geblieben, im Jahr 1842 aber zeigte sie sich bis auf ein Sechstheil reducirt! Der englische Handel hat einen entgegengesetzten Gang genommen. Großbritannien, das bis zum Jahr 1816 nur ein Zehntheil der Geschäfte machte, macht heutzutage mehr als ein Viertheil; ein anderes Viertheil macht Oesterreich, und in den Rest theilen sich Italien, die Vereinigten Staaten und Rußland. — Diese Zunahme des Handels unserer Nachbarn, sowie diese Verminderung des unsrigen, muß man mehreren Ursachen zuschreiben. Der Hauptgrund ist meines Erachtens der, daß Frankreich bis zur Wiederherstellung des Weltfriedens im Gebiete des Handels nicht mit der Nebenbuhlerschaft Englands in der Levante zu kämpfen hatte. Vor dieser Zeit schien der englische Handel nicht an die Türkei gedacht zu haben. Wenn man die offiziellen Berichte der englischen Mauthen zu Rathe zieht, so sieht man, daß Großbritannien im Jahr 1816 in der Levante für fünf Millionen kaufte und nur für sechs Millionen verkaufte. Die Bewegungen, welche in der Türkei vor sich gingen, machten damals die Kauf-

leute von London aufmerksam; sie begriffen, daß in die Sitten eingeführte Neuerungen, auch im Handelsleben große Umänderungen herbeiführen müssen, und daß ein also umgewälztes Land für kühne Spekulanten ein herrlicher Boden sey. Der neue Besitz von Malta erleichterte überdies die Ausführung ihrer Pläne wesentlich. Ohne zu warten, bis man ihnen ein Beispiel gab, wie wir es in Frankreich nur zu sehr gewöhnt sind, gehorchten sie der eigenen Eingebung und warfen sich unmittelbar auf den Orient. Nachdem sie ihrem Handel die neuen Wege von Damascus nach Trapezunt erschlossen hatten, steigerten sie den Gesammtbetrag ihrer Geschäfte auf die Summe von beinahe dreißig Millionen, und diese Zahl verdoppelte sich in wenigen Jahren. Oesterreich trat bald in die Fußstapfen des englischen Handels; die Aufhebung der venetianischen Republik versetzte diese Macht in eine herrliche Lage. Nachdem das adriatische Meer österreichisch geworden war, eröffnete es diesem Lande die schönste Straße nach dem Orient; es machte sich dieselbe zu Nutzen, und dem Beispiele Englands folgend, war es eben so glücklich. Nur unser Handel ließ, statt am Tage dieser allgemeinen Auferweckung neu zu erwachen, sich von allen Seiten überflügeln, und unsere eingeschlummerten Kaufleute vermochten ihre Geschäfte nicht einmal auf der Höhe zu erhalten, auf der sie sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts befanden. Es wäre übrigens ungerecht, wenn man diese Beschuldigung auf sie allein wälzte; man muß zu ihren Gunsten die außerordentliche Art und Weise in Anschlag bringen, in welcher sich das Manufakturwesen in Oesterreich und England in wenigen Jahren entwickelt hatte. Seine Fortschritte waren in diesen beiden Ländern viel schneller als in den unsrigen, und vor Allem hatten die englischen und österreichischen Fabrikanten, da sie die Völker, mit denen sie verkehren wollten, sorgfältiger studirten, die Erzeugnisse ihrer Manufakturen dem Geschmacke dieser Völker besser anzupassen gewußt. Die Orientalen sehen bei den

Waaren vor Allem auf Glanz und wohlfeilen Preis; die österreichischen und englischen Manufakturisten arbeiteten darnach. Die Reformen des Sultans hatten, wie schon gesagt, den Verkauf der Tücher sehr vermehrt; in dieser Beziehung nun besaß der Handel von Deutschland und England große Vortheile vor dem unsrigen. In diesen beiden Ländern kann die Industrie Wollengewebe zu viel billigeren Preisen liefern, als die französischen Manufakturen; den Kaufleuten kam dieser Vorzug zu gut, welchen England und Oesterreich weniger der Vervollkommnung der Maschinen, als der Taxe von vierundzwanzig Procent verdanken, womit die ausländischen Wollwaaren bei ihrem Eingang in Frankreich beschwert sind.

Während die englische und österreichische Verwaltung ihren Landeskindern so viel als möglich zu Hülfe kam, legte in Frankreich die Regierung dem Handel mehr als Ein Hinderniß in den Weg. Weit entfernt, das Beispiel Oesterreichs nachzuahmen, das in den Alpen dem Verkehr eine neue Straße erschloß, das wie England die Quarantänen täglich verminderte und endlich beinahe ganz aufhob, verschloß Frankreich seine Häfen den Erzeugnissen der Levante, indem es mit unfaßlicher Halsstarrigkeit die abgeschmackte Strenge dieser Quarantänen beibehielt. — In dieser Beziehung folgen hier einige unwidersprechliche Thatsachen, gegen welche die Regierung beharrlich die Augen verschließt. Seit mehreren Jahren schon kann sich der Reisende, ohne Quarantäne zu halten, von Constantinopel nach Wien begeben, wenn er den Weg auf der Donau und über Triest wählt, und sich darein findet, nur vierundzwanzig Stunden im Sanitätshause zuzubringen. Von Alexandria kann er vermittelst der englischen Packetboote nach London gehen, ohne Quarantäne zu halten, und wenn er sich von London nach Paris begeben will, so trifft er daselbst ein, noch ehe seine Begleiter, die mit ihm aus Aegypten gekommen sind,

und sich auf unsern Packetbooten nach Frankreich begeben wollen, aus dem Sanitätshause auf Malta entlassen sind, in das sie am Tage seiner Abreise nach England traten! Sollte man glauben, daß man schneller von Alexandria oder Constantinopel in Paris ankömmt, wenn man über Gibraltar und London geht, als wenn man den Weg über Marseille wählt? Es ist gleichwohl Thatsache, daß man auf dem englischen Packetboote, wenn man von Alexandria kömmt, neun, und wenn man von Constantinopel kömmt, zwanzig Tage gewinnt. Was ergibt sich hieraus Anderes, als daß die Pest uns eben so gut aus Oesterreich und England, als aus Aegypten und der Türkei zukommen kann. Indem wir auf so vielen andern Punkten unser Gebiet der fürchterlichen Geißel öffnen, machen wir den unerbittlichen Wall, den wir ihr in Marseille entgegensetzen, zu einer bloßen Illusion. Um consequent zu seyn, müßte die Regierung Sanitätshäuser an den Gränzen Deutschlands und an den Küsten des Kanals errichten. Indessen zeigt sich die Seuche weder in Deutschland noch in England, und in diesen beiden Ländern lacht man mit vollem Rechte über unsern eingebildeten Schrecken. Unser Handel hat die Märkte der Levante verloren, die Reisenden kehren beinahe alle auf fremden Schiffen aus dem Oriente zurück; unsere Packetboote gehen leer, und das Deficit dieses verderblichen Dienstes hat im verflossenen Jahre zwei Millionen und zweimalhunderttausend Franken betragen. Angesichts solcher Ziffern und solcher Resultate fällt es schwer, den Optimismus, oder die Gleichgültigkeit gewisser Leute zu begreifen, welche die Unthätigkeit der Regierung läugnen, oder für ein unabwendbares Verhängniß erklären.

Die in Smyrna von den Engländern errichteten Handlungshäuser sind bei Weitem nicht so bedeutend, als die, welche früher die französischen Kaufleute in dieser Stadt besaßen. Im Orient findet der Fall nicht mehr statt, daß die Geschäfte durch einige Bevorrechtete im großen Maßstabe betrieben werden; der Handel

hat sich vielmehr überaus zersplittert, seit der in den letzten Jahren den christlichen Völkerschaften des ottomanischen Reiches gegebene Anstoß der so zahlreichen Race der Griechen und Armenier gestattet hat, aus ihrem kaufmännischen Geiste Nutzen zu ziehen. Die Rajah's, die früher so erniedrigt waren, daß sie kaum insgeheim einen kleinen, unbedeutenden Handel treiben durften, haben jetzt eine Macht erlangt, welche die Türken fühlen und dulden, ohne es sich selbst zu gestehen. Diese Macht wächst mit jedem Tage. Nachdem sie sich zum Schaden der Europäer in den innern Handel der Türkei eingeschlichen, haben sie den Kreis ihrer Operationen ausgedehnt und mit Europa direkte Verbindungen angeknüpft. Die zu London, Triest, Livorno, Wien und Marseille errichteten griechischen und armenischen Häuser bewerkstelligen ihre Expeditionen unter allen den Einheimischen vorbehaltenen Vorzügen. Diese kleinen Kaufleute haben wesentliche Vortheile vor den großen Spekulanten. Mäßig, nüchtern, wie Morgenländer, nicht an jenen übertriebenen Luxus denkend, der für die Europäer zum Bedürfnisse geworden ist, leben sie von Nichts und betreiben ihre Geschäfte ohne Kosten. In ihren Brüdern oder Vettern finden sie treffliche Commis, die thätig und umsichtig wie Principale, sich, statt jedes Gehaltes, mit einem kleinen Antheile am Gewinnst begnügen. Auf eine Menge von Kleinigkeiten aufmerksam, die dem Auge der großen Spekulanten entgehen, verschaffen sie sich tausend Vortheile, welche diesen unzugänglich sind, und sammeln Gewinnste, die anscheinend unbedeutend, nichts destoweniger im Ganzen eine schöne Summe bilden.

Ohne sich zu zeigen, ohne Aufsehen zu machen, haben sich auch die Juden, und zwar in großer Anzahl in den Handel der Levante eingeschlichen. Zum Schaden der Europäer haben sie eine recht hebräische Art der Spekulation erdacht. Sie machen

selbst ihre Einkäufe auf den Märkten Europa's, und indem sie den Zahlungstermin auf ein Jahr feststellen, nehmen sie mit großer Kostenersparniß ihre Waaren in die Türkei, wo sie dieselben sobald als möglich um baar Geld verkaufen. Das Geld des Käufers, das von ihnen zu enormen Zinsen angelegt wird, wie man sie in der Levante bezahlt, vermehrt sich rasch und gibt ihnen am Ende des Jahres über den Kaufpreis, den sie erlegen, einen Gewinn von dreißig oder vierzig Procent, den sie von Neuem ausbeuten. Während die Juden und die Armenier durch List und Gewandtheit im Handel die Stelle der Europäer einnahmen, entzogen die griechischen Seeleute unserer Schifffahrt den Vortheil des Transports. Zu der Zeit, da der Krieg das Mittelmeer den europäischen Fahrzeugen verschloß, hatten sie sich der Küstenschifffahrt bemächtigt, und durch ihre außerordentliche Thätigkeit und Sparsamkeit wußten sie auch, nachdem der Friede die Meere wieder eröffnet, die Ueberlegenheit zu behaupten, die sie errungen hatten.

So sind wir denn in der Levante durch die Engländer, die Oesterreicher, die Sardinier, die Amerikaner sogar und durch die Rajah's des Landes aus unserem Terrain verdrängt; Alles wurde uns geraubt, und Niemand wagt zu hoffen, daß unser Handel in diesen Ländern je wieder die Stelle einnehme, die er verloren hat. Wenn jedoch die Einführung von Modifikationen in unserer Zollgesetzgebung, die Ertheilung von Privilegien an unsere Industrie die Production bei uns weniger kostspielig machten, wenn man die Quarantänen reformirte*), wenn man in Frankreich

*) Nachdem wir oben schon die Abgeschmacktheit des französischen Quarantänenwesens dargethan, wollen wir nur noch ein interessantes Beispiel anführen, wie es die orientalische Gesellschaft von Paris nach einer ihr gemachten Mittheilung gibt:

Die achtbarsten Kaufleute von Odessa versichern, daß diejenigen Fahrzeuge, welche im Hafen von Odessa geladen, und in Constantinopel angehalten haben, bei der Ankunft in Belgien oder England ihre Früchte

den Transithandel aufmunterte, so könnten die Märkte der Levante unsern Produkten und ihre Häfen unsern Fahrzeugen wieder eröffnet werden, und ihre in unsere mittäglichen Provinzen strömenden Erzeugnisse würden sich über das ganze Königreich ergießen, um auf dem kürzesten Wege nach England, Deutschland, der Schweiz, vor Allem nach den nördlichen Ländern zu gelangen. Marseille, das über Algier die Türkei vergessen hat, würde bei einer solchen Ordnung der Dinge die schon so beträchtliche Bewegung seines Hafens sich verdoppeln sehen. Aus dem doppelten Transit würde Frankreich alle Vortheile ziehen, die mit einer großen Circulation verknüpft sind. Im Norden würde es neue Handelsverbindungen anknüpfen, an die es jetzt nicht denkt, und in der Türkei würde es alte Wege auffinden, die es verlassen hat.

Die, in Smyrna wohnenden Europäer verlassen die Stadt während des Sommers, um ein wenig frische Luft auf dem Lande zu suchen. Oft hatte ich von den Umgebungen Smyrna's reden hören. Eines Tages beschloß ich sie zu besuchen. Da mir von jeher die Cicerone zuwider waren, schwang ich mich an einem schönen Morgen, nur mit einigen unerläßlichen topographischen Notizen versehen, auf ein Pferd, fest entschlossen, allein auf Abenteuer auszugehen. Indem ich die Höhe rechts ließ, welche das alte türkische Schloß beherrscht, dessen Grund, wie man sagt, von Alexander dem Großen gelegt wurde, erklimmte ich den Hügel, auf welchem die Stadt emporsteigt, und nach einer Stunde sah ich vor mir jene gewaltige Strecke sich öffnen, die man die Ebene von Budscha nennt. Es ist eine großartige Wüste, eine

---

und Wollwaaren sogleich ausschiffen. Des folgenden Tages können die Wollwaaren vermittelst der belgischen Eisenbahn in Paris seyn. — Ganz im Gegentheil sind diejenigen Fahrzeuge, welche in Odessa geladen haben, ohne in Constantinopel zu halten, bei der Ankunft in Havre einer zwanzigtägigen Quarantäne unterworfen. Belgien kann uns also die Wollwaaren achtzehn Tage früher liefern, als die Kaufleute in Havre, und zu demselben Preis.

jener ehrfurchtgebietenden Einöden, wie man sie nur in Träumen sieht. Der Blick, den nichts hemmte, folgte auf gut Glück den schwankenden Linien des Bodens, die gegen die Ferne sich senkten und in dem glühenden Dunstkreis eines unendlichen Horizontes sich verloren. Die, mit Mastixbäumen und dornigtem Ginster bedeckte Landschaft zeigte im Vordergrund beinahe schwarze Tinten; in der Ferne verschmolzen die strahlenden Farben des Himmels mit diesen düsteren Schattirungen, und die Landschaft war mit breiten, violetten Streifen durchzogen. Nicht der leiseste Hauch bewegte die Luft, nicht eine Wolke war über meinem Haupte sichtbar, eine Grabesstille schwebte über dieser Einöde; ich hörte nur den dumpfen Tritt meines Pferdes auf dem Sande, bisweilen den fernen Schrei einer Grille, und das einzige lebende Geschöpf, das ich sah, war ein Storch, der in einiger Entfernung unbeweglich auf einem Steine stand. Beim Anblick dieses großartigen Gemäldes erinnerte ich mich zugleich an den Ocean und an die Campagna di Roma. Von Bewunderung ergriffen, blieb ich einen Augenblick stehen; dann empfand ich eine kindische Freude bei dem Gefühle, allein zu seyn, in dieser unbevölkerten Landschaft; mir war, als ob ich da die Luft der natürlichen Freiheit einathme, und einem Drange folgend, über den ich mir keine Rechenschaft gab, jagte ich mein Pferd in gestrecktem Galopp in diese Ebenen, als wollte ich davon Besitz nehmen. Während dieses Fluges verspürte ich eine Art Schwindel; aufgeregt bis zum Wahnsinn, vergaß ich, wer ich war, und träumte von den gewaltigen Lanzenstichen und wunderbaren Abenteuern der fahrenden Ritter. Wie viele Ebenen hatte ich im Verlaufe meines Wanderlebens auf diese Art durchzogen, eine kindische Begeisterung im Herzen und vom Feuer der Jugend durchglüht! Unglücklicherweise dauerten diese Augenblicke der Trunkenheit, während deren die Seele vielleicht zu ihrer höchsten Höhe sich emporschwingt, nicht sehr lange. Zu schnell entschwindet die Zeit

dieses jugendlichen Taumels, über den man sich später verwundert, wenn man kalt geworden, daran denkt. Bisweilen sogar lacht man bei der Erinnerung an jene glühende Begeisterung, und man glaubt eine höhere Stufe erreicht zu haben, wenn man ruhig geworden, während man doch im Gegentheile auf eine niedrigere Stufe gesunken ist. Wenn man diesen kühnen Aufschwung, diese furchtbare Aufregung der Jugend tadelt, so geschieht es blos, weil man nicht mehr fähig ist, sie zu fühlen. Zwei Stunden hindurch ritt ich, bald mein Pferd anspornend, bald es anhaltend, auf gut Glück umher, und ich weiß nicht, wohin mich dieser tolle Ausflug geführt haben würde, wenn mich nicht das arme Thier, das seinen Weg besser kannte, als ich, ohne mein Wissen nach dem Thale gebracht hätte, in welchem sich in einem Gehölz das Dorf Budscha verbirgt, das ich zu besuchen mir vorgenommen hatte.

Budscha erhebt sich wie eine grüne Insel inmitten der Wüste; man könnte es einen vom Himmel in eine Sandebene gefallenen Smaragd nennen. Die Engländer haben sich diese Oase angeeignet und unter ihrem kühlen Schatten Lusthäuser erbaut und hübsche Gärten angelegt, die sie an die grünen Rasenplätze und die anmuthigen Cottages der Heimath erinnern. Mauern von Granat- und Citronenbäumen schützen diese, meistens im italienischen Geschmacke erbauten Villa's gegen die Gluth der orientalischen Sonne. Die Wände sind blendend weiß, und die schön mit Sand bestreuten Wege der Gärten zeigen die Sorgfalt und Eleganz an, welche die innere Einrichtung dieser Wohnungen leiteten. Kleine, kunstreich gezogene Bäche sprudeln, nachdem sie das Grün der Wiesen durchzogen, da und dort als Springbrunnen empor und fallen in Marmorbecken zurück. Man kann sich nicht vorstellen, welche Fülle von Frische und Zauber unter dem Feuerhimmel in dem Murmeln des Wassers liegt, und welche Eleganz solche Springbrunnen diesen Gärten verleihen, in denen die

Strahlen der Sonne auf blendende Blumen brennen. Nachdem ich das Dorf durchzogen, hielt ich einen Augenblick an dem Gitter eines dieser hübschen Asyle. An den beiden Etagen der Villa waren die Fenster hermetisch verschlossen; an einem Kreuzstock des Erdgeschosses jedoch war der grüne Laden durch ein eisernes Geländer aufgehalten, und durch diesen Zwischenraum gewahrte ich den hellglänzenden Fußboden eines Salons, und weiter entfernt, in der Nähe eines Divans von rother Seide zwei chinesische Vasen, die mit Camelien angefüllt waren und den untern Theil eines Etagères, den jene tausend Kleinigkeiten bedeckten, mit denen die Frauen ihre Boudoirs schmücken. Dieser flüchtige Blick in diese elegante Einrichtung, dieses Gemälde des civilisirten Lebens, erschien mir als ein so sonderbarer Gegensatz zu den großartigen Scenen der Wüste, die ich so eben betrachtet hatte, daß ich meine Augen von dem halbgeöffneten Fenster der Villa nicht abzuwenden vermochte, und unbeweglich am Gitter stehen blieb. Plötzlich erschollen die Töne eines Piano's in dem Salon, und in den Accorden, mit denen die Executantin (denn ich zweifelte keinen Augenblick, daß es eine Frau und eine hübsche Frau war) präludirte, erkannte ich eine Melodie (aus Guillaume Tell.) Diese Weise erweckte plötzlich in mir so liebe Erinnerungen an die Heimath, es erschien mir so überraschend, sie unter diesem asiatischen Himmel zu hören, daß ich, indem ich mir die besondere Gelegenheit zu Nutzen machte, folgende Worte aus der Oper Rossini's sang: O ciel! tu sais, si Mathilde m'est chère! Das Piano verstummte; auf dem Boden sah ich einen hübschen Fuß erscheinen, und der Umriß eines weißen Kleides zeichnete sich hinter dem Laden, auf den ich die Augen mit Neugierde und mit Bedauern, daß er so wenig durchsichtig war, heftete. Nachdem die Unbekannte einen Augenblick den kühnen Störenfried betrachtet, und nun selbst Alles, was Verletzendes in meiner Handlung lag, begreifend, zog ich mich bescheiden zurück. So endete mein Aben-

teuer, aber wenn das Herz gesammelt ist, wie wenig ist da nöthig, um es zu entzücken! Ich hatte einige Accorde gehört, kaum den untern Theil eines Kleides gesehen, den Umriß einer anmuthigen Taille errathen, und ein ganzes Gedicht von Liebe improvisirte sich in mir. Wie müßte in diesem Goldlande, sagte ich zu mir, unter diesen wohlduftenden Schatten das Leben so sanft dahingleiten! warum sucht nicht eine Colonie von jungen Leuten in Budscha, ferne von dem Geräusch der Welt, einen zauberischen Zufluchtsort? Schon richteten sich alle meine Gedanken auf die Erinnerung an die Unbekannte, und ich entwarf mir im Geiste ein Leben voll Liebe und Beschaulichkeit. Mein Traum verschwand bald. An der Ecke einer der Straßen des Dorfes gewahrte ich die Inschrift: Lombard-Street. Dieser Name, der einer der gewerbreichsten Straßen Londons entlehnt ist, erinnerte mich unfreundlich, daß diese köstlichen Stätten der Zurückgezogenheit, die von dem zartesten Liebhaber für die geliebteste Frau erschaffen zu seyn scheinen, von englischen Kaufleuten bewohnt waren, welche die Habgier aus ihrem Lande vertreibt, und die den ganzen Tag mit Zahlenrechnungen beschäftigt sind. — Es gibt keine Franzosen in Budscha. Die rivalen Repräsentanten der beiden rivalen Nationen haben in Asien wie in Europa für gut gefunden, auf daß nichts das „herzliche Einverständniß" ihrer gegenseitigen Beziehungen störe, zwischen ihren Villa's eine Entfernung zu lassen, die beinahe ebenso groß ist, als die zwischen Dover und Calais.

Budscha verlassend, vertiefte ich mich von Neuem in die öden Felder, indem ich mich nach Burnabas, einem andern Dorfe wandte, wo sich unsere Landsleute niedergelassen haben. Indem ich den Weg, den ich zuerst eingeschlagen, links ließ, ritt ich im Galopp einen langen Hügel hinan, auf dessen Spitze mein Pferd außer Athem anhielt; beim Anblick eines der herrlichsten Panorama's, die mir je zu schauen vergönnt gewesen war, stieß ich

unwillkürlich einen Schrei der Verwunderung aus. Unter mir, jenseits der öden Steppen, die mich umgaben, dehnte sich sanft zu meiner Rechten ein von Frische und Grün strahlendes Thal; durch dieses lange, an allen Schattirungen reiche Feld, wo die düstere Cypresse ihre Pyramide über den blühenden Dom der Orangenbäume erhob, und der Feigenbaum sein schwarzes Laub mit dem blassen Grün der Platanen vermählte, schimmerten hin und wieder die weißen Mauern der Villa's von Burnabas. Vor mir rundete sich der unermeßliche Golf von Smyrna, die großen Bäume des Gestades warfen ihr Bild aus diesem unbeweglichen Spiegel zurück, der in der ganzen Pracht der Strahlenbrechung glänzte; die Fluthen, deren dunkle Farbe allmälig blässer wurde, vergoldeten sich in der Ferne und glichen am Horizonte schmelzendem Ambra. Zu meiner Linken erhoben sich, weiter entfernt, öde Berge, deren bläuliche, kaum sichtbare Gewinde in dem Rosenschimmer des Himmels verschwammen. Zu meinen Füßen endlich wand sich die Stadt Smyrna mit ihren rothen Dächern, zwischen denen das Grün der Bäume hindurchschimmerte, wie eine Blumenguirlande um die Fluthen. Auf der Rhede schossen die Kanonen zwölf vor Anker liegender Kriegsschiffe um diese Stunde des Exercitiums Blitze, deren Donner ich nicht hörte, und deren Rauch wie ein Morgendunst langsam zu einem Himmel von wunderbarer Reinheit emporstieg. Keine Beschreibung vermöchte das Schauspiel zu schildern, das ich vor Augen hatte, und vor Allem könnte kein menschliches Wort einen Begriff von der beinahe schauerlichen Ruhe dieser Landschaft Asiens, dieser drückenden Stille geben, wo man nur die Schläge seines Herzens und das dumpfe Gekniſter des Grases hört, das sich unter der Sonne krümmt. Wir fühlen, wie in solchen Augenblicken die tiefe Ruhe unserer ganzen Umgebung in unser Inneres übergeht; die Seele sammelt sich, der Körper erschlafft; es ist, als ob uns jede Bewegung durch die in ihrer

Unbeweglichkeit sich gefallenden Natur selbst untersagt sey. Ein sonderbares Murmeln riß mich aus meiner Betrachtung, indem es mich plötzlich an das Piano von Budscha erinnerte. Ich horchte aufmerksam, und diesmal glaubte ich in den schwachen Accorden, die zu mir drangen, die Töne einer Guitarre zu erkennen. Nachdem ich langsam in der mir, durch mein Ohr bezeichneten Richtung einige hundert Schritte langsam vorgerückt war, kam ich an ein kleines, beinahe gänzlich in einer Vertiefung verborgenes Haus, von dem in der That die Töne einer Art Mandoline kamen, die von einem näselnden Gesange begleitet wurden, den ich oft in Attika gehört zu haben mich erinnerte. Vor der Thüre dieser Hütte saßen zwei junge Griechinnen. Ich band mein Pferd an einen Pfahl, und indem ich mit aller Höflichkeit, deren ich fähig war, auf sie zuging, bat ich sie in meinem besten Italienisch um die Erlaubniß, einen Augenblick unter ihrem Dache zu ruhen. Lächelnd erhoben sie sich, und ohne mir zu antworten, winkten sie mir nach der Thüre der Hütte, wohin sie mir vorangingen. Rings um ein ziemlich großes, obgleich sehr niedriges, ärmliches, aber reinlich getünchtes Zimmer, saßen zwanzig junge Frauen, die meistens sehr hübsch und nach der Mode des Archipels gekleidet waren, und deren lange, in Zöpfe gewundenen Haare, sich turbanartig um ihren Kopf wanden. Bei meinem Eintritt erhoben sie sich; hierauf antwortete ich durch eine, allen geltende Begrüßung und setzte mich sodann auf einen Stuhl, den mir die Herrin des Hauses anbot. Sofort begann der Tanz von Neuem, denn es war ein Tagball, dem ich beiwohnen sollte. Die Sängerin stimmte von Neuem trägen Tones ein ewiges Recitativ an, wobei sie sich mit einem, für mich neuen Instrumente begleitete. Es war ganz einfach ein Stock von zwei Fuß Länge, um den drei Saiten gespannt waren: Man begreift, wie harmonisch die Töne dieses Instrumentes geklungen haben mögen; eingedenk jedoch, daß ich hier zwi-

schen Troja und Griechenland war, in dem weichen Jonien, in der Heimath der Musen, deren Lyra nicht mehr als drei Saiten hatte, dachte ich, daß dieser Stock vielleicht das Instrument der Kalliope, und dieser näselnde Ton die Weise seyn könne, in der einst Pindar seine Gedichte vortrug. Nach den ersten Accorden trat ein Grieche, der einzige Mann, der im Hause war, in die Mitte des Zimmers, ging langsam im Kreise herum, und warf, nachdem er seine Wahl getroffen, mit einer Sultansmiene sein Taschentuch dem hübschesten der jungen Mädchen zu; sie nahm es und stund auf. Beide machten nun die Runde, bis der Tänzer, von Neuem stehen bleibend, mit der linken Hand ein anderes Taschentuch einer zweiten Frau zugeworfen, die ebenfalls aufstund. Indem sie sich nun alle drei an den Taschentüchern hielten, begannen sie bei den Tönen des schleppenden Recitativs einen Tanz, der anfänglich sehr langsam, sich allmälig mit der Stimme der Sängerin belebte und bald außerordentlich lebendig wurde. Sobald dieses Drehen die möglich größte Geschwindigkeit erlangt hatte, trat die zweitgewählte Tänzerin bescheiden aus und setzte sich mit den Schnupftüchern nieder. Die Musik ging sofort in eine langsamere Weise über, und die beiden, einander gegenüberstehenden Tanzenden, betrachteten sich einen Augenblick, ohne sich zu rühren. Dann trat der junge Mann artig gegen das junge Mädchen vor, das sich verlegen zurückzog, um von Neuem mit niedergeschlagenen Augen gegen den Tänzer vorzutreten, der sich ehrerbietig entfernte. Der Gesang belebte sich allmälig, und die Figuren dieses Tanzes, der ein wenig der Cachuca und viel der Tarantella glich, wurden immer rascher. Der junge Mann wurde kecker, das junge Mädchen lebhafter; bald herausfordernd und bald schüchtern, zog sie ihren Tänzer durch eine Haltung, die wollüstig war, ohne deshalb unanständig zu werden, und entfloh ihm, indem sie sich rasch umdrehte. Am Ende verblieb der Sieg, wie billig, dem jungen Manne,

der den Wechselfällen dieses verliebten Geplänkels dadurch ein Ende setzte, daß er um die Taille der Tänzerin in Ehrerbietung, aber siegreich, seinen Arm schlang. Nach einem Augenblick der Ruhe begann er die Runde mit einer neuen Tänzerin. Indem ich diese jungen Mädchen beobachtete, die verstohlener Weise Blicke auf mich hefteten, welche zwar neugierig, aber nicht so keck waren, wie die der Töchter Smyrna's, hatte ich Gelegenheit, eine Bemerkung zu machen, die mir oft in Griechenland aufgefallen war: daß nämlich selbst die ärmsten Landmädchen dieses schönen Landes vom Himmel eine bezaubernde Auszeichnung empfangen haben. Ihre Taille, die durch nichts zusammengepreßt wird, hat viel Weichheit, und ihre Haltung ist höchst anmuthig, weil sie frei von jeder Affectation ist. Beinahe wie unsere Dorfschönen angethan, schienen mir diese jungen Mädchen verkleidete elegante Damen zu seyn Sie erinnerten in keiner Weise an jene, in zwei Planschette eingepreßte und linkische Puppen, die des Sonntags unter den Linden unserer Dörfer stolze Quadrillen aufführen.

Soweit war ich mit meinen Betrachtungen, als ich eine Schwalbe durch das unverwahrte Fenster der Hütte hereinfliegen sah. Das arme Thierchen hatte sein Lehmnest an die Balken der Decke angeheftet. Ohne sich darum zu bekümmern, daß die Tänzerinnen seinen gebrechlichen Bau beinahe mit der Stirne berührten, schwebte es über die Häupter der jungen Mädchen hin, brachte seiner Brut das Futter und schaute bisweilen, indem es seinen schwarzen Schnabel durch die Oeffnung herausstreckte, ruhig auf die ungewohnte Lebendigkeit herab. In der Türkei gilt es für ein Verbrechen, einen Vogel zu tödten; darum sind auch diejenigen Vögel, die bei uns für die scheuesten gelten, dort außerordentlich zahm. Auf den Feldern sehen die Störche den Wanderer zwei Schritte an ihnen vorbeigehen; auf dem Meere setzen sich die Möven auf den Rand der Barken in den Bereich unserer Hand. Man sollte nicht glauben, wie sehr diese anscheinend un-

bedeutende Eigenthümlichkeit den so friedlichen Landschaften des Orients einen neuen Charakter verleiht. Uns ist, als ob wir auf diesem Boden der Patriarchen das Leben unserer Urväter in seiner ganzen natürlichen Einfachheit wiederfänden. Dem vor meinen Augen befindlichen Gemälde dieses ärmlichen Hauses, wo eine milde und nicht sehr laute Freude herrschte, fügte das Nest einen Zug bei, den ich anzuführen nicht unterlassen wollte, weil er es besser vollendet, als ich es mit Worten zu vollenden vermöchte. Dieser Lieblingsvogel der Reisenden hatte vielleicht Frankreich gesehen. Nachdem er gleich mir über die Meere gekommen, hatte er eine Zuflucht auf diesem fernen Boden in derselben Hütte gesucht, wohin der Zufall mich geführt.

Als ich aufstund, um fortzugehen, grüßten mich die jungen Mädchen; die Herrin des Hauses und zwei ihrer Freundinnen begleiteten mich, und in dem Augenblicke, da ich zu Pferde steigen wollte, nahm sie nach orientalischem Brauche einen Blumenstrauß, den sie im Gürtel trug, und überreichte ihn mir, indem sie Worte aussprach, die ich unglücklicherweise nicht verstehen konnte. Sie sagte mir darin ohne Zweifel Lebewohl, oder vielmehr entschuldigte sie sich, daß sie mir nichts Besseres zu bieten habe. Ich dankte ihr, indem ich den Strauß artig an meine Lippen führte, und tröstete mich über das Vergessen meines in der Schule gelernten Griechisch damit, daß ich ganz leise folgende Verse aus den Orientalen recitirte, die wie für diesen Fall gemacht schienen:

Leb wohl, o weißer Wanderer . . . kehrst Du wieder . . .
. . . . . .
Und suchest wieder meine treue Hütte:
Sie hat ein Dach gleich einem Bienenstocke
Und Eine Thüre nur, und wo die Schwalbe
Hereinkommt, stehet sie dem Himmel offen.
Und kehrest Du nicht wieder, denk zuweilen
Der guten Schwestern und der Wüste Töchter,
Die Abends auf dem stillen Sande tanzen!

Die herrlichsten Scenen, die der Reisende betrachtet hat, sind nicht immer diejenigen, die in der Zukunft seinem Geiste am häufigsten vorschweben. In der Erinnerung angewisse vergessene, oder von Andern kaum beachtete Landschaften findet er bisweilen einen unerklärlichen Reiz. So gehört auch unter allen Landschaften, die sich meinem Gedächtnisse eingeprägt, die verlassene Ebene von Budscha zu denjenigen, die ich am liebsten wiedersehen möchte. Sonderbar! mir däucht, daß ich jetzt in der Erinnerung richtiger darüber urtheile, als an dem Tage, da ich sie vor Augen hatte. Angesichts dieser Wüste dachte ich an andere Einöden; in diesem fernen Lande sehnte ich mich nach der entlegenen Heimath. Heute, da ich wieder zurückgekehrt bin, heftet sich mein Gedanke mit Liebe an diese ferne Landschaft, denn unsere Einbildungskraft geht stets über den Kreis hinaus, in den unsere Blicke eingeschlossen sind. Der größte Zauber der Reisen liegt sicherlich in der Erinnerung, die man davon bewahrt. Die Welt durchwandern heißt den Gesichtskreis seines Geistes erweitern, sein Gedächtniß mit einem Panorama bereichern, das jeder Tag vervollständigt, und auf welches die Entfernung das schönste Farbenlicht wirft. Später, in den Stunden der Träumereien, findet der Reisende in den Gemälden der Vergangenheit die Personen, die sie belebten, die Sonne, die sie beschien, die Blumen, deren Düfte er eingesogen, seine Jugend endlich, seine Gedanken aus einer frühern Zeit, und in diesen Rahmen fügt sich ein entschwundener Tag des Lebens, den er durch das göttliche Vermögen der Erinnerung wieder zurückzurufen vermag. Burnabas, wo ich nach zweistündigem Ritte ankam, bildet ein Seitenstück von Budscha. Auch da gibt es reizende Villa's, die wie Blumen im Schatten der Platanen sich entfalten, frische Bäche, die sich durch die Wiesen schlängeln, Springbrunnen, die murmeln, Orangenbäume, die Wohlgerüche aushauchen. Nur wird in diesen Gärten die Kunst des Blumisten durch eine kräftigere Vege-

tation unterstützt. Während die Engländer in Budscha mit einem, von der Sonne verbrannten Boden zu kämpfen hatten, fanden unsere Landsleute in Burnabas einen bewässerten Boden, eine fruchtbare Natur, die allen ihren Forderungen entsprach. Unglücklicherweise hat die Fruchtbarkeit dieses Thales die Einheimischen wie die Franzosen verführt, und seine kühlen Schatten sind die gewöhnlichen Spaziergänge der Bewohner Smyrna's geworden. Kaffeehäuser sind in dem Dorfe errichtet worden, eine Straße durchzieht es. Daher tausend Unannehmlichkeiten: die Raufhändel der Trinkenden, der Lärm der Vorübergehenden, mit Einem Worte, die Bewegung der Stadt auf das Land versetzt, etwas an jedem Orte Unangenehmes, in diesen stillen Gegenden aber, wo uns Alles zur Beschaulichkeit stimmt, höchst Gehässiges. Nach meinem Geschmacke steht Burnabas, obgleich viel frischer und lachender, und trotz seiner Karavanserein tief unter dem Eiland Budscha, wo man die Wüste zum Horizonte hat und kein anderes Geräusch hört, als das Zwitschern der Schwalben. Uebrigens erfaßt Jeder die Freuden des Landes nach seiner Weise, und über diesen Punct sind, wie man mir gesagt hat, die Bewohner von Burnabas keineswegs mit mir einverstanden. Würdige Repräsentanten jener zahlreichen Classe von achtbaren Grundeigenthümern, die in Frankreich, entzückt über die neue Erfindung, mit Ungeduld den Tag erwarten, an dem sie auf dem Lande die beiden Schienen einer Eisenbahn zur Perspektive, das Rasseln der Convois zum Morgengruß und den Rauch der Waggons zur Atmosphäre erhalten werden — würdige Repräsentanten dieser Classe, finden die Geschäftsleute von Burnabas keinen besondern Reiz in der Einsamkeit und rechnen die größere Lebhaftigkeit ihres Dorfes für Gewinn.

Gegen Sonnenuntergang schlug ich die Straße nach Smyrna wieder ein. Unterwegs begegnete ich von Zeit zu Zeit einem Grundeigenthümer von Burnabas, der, auf einem schönen, für-

kischen Pferde sitzend, des Abends nach seiner Villa sich begab, nachdem er den Tag seinen Geschäften gewidmet. Bald stieß ich auf lange Reihen von Kamelen mit Ballen und schwarzen Sklavinnen. Unter diesen Abyssinierinnen fand ich auch meine alte Bekanntschaft aus dem Bazar wieder, die mit gänzlicher Vergessung der Aprikosen, womit ich sie bewirthet hatte, den freundlichen Gruß, den ich an sie richtete, damit erwiederte, daß sie die Zunge herausstreckte und ein abscheuliches Gesicht schnitt. Je näher ich der Stadt kam, desto lebhafter wurde die Straße. Türkische Frauen, in lange Schleier gehüllt, auf Eseln sitzend und von Bewaffneten begleitet, zogen langsam am Rande der Straße hin, während lärmende Cavalcaden von Midshipman in gestrecktem Galopp so stürmisch dahinbrausten, daß die Esel scheu wurden, die Frauen laut aufschrien und ihre Begleiter fluchten.

Bald kündete mir ein herrlicher Cypressenhain, von, an einander gelehnten Grabsteinen durchschnitten, den großen Todesacker an, und ich gelangte auf die berühmte Brücke der Karavanen. Um diese Brücke zu erbauen, hat man weder sehr verwickelte geometrische Berechnungen anzustellen, noch gelehrte Musterrisse zu entwerfen gehabt. Ein Wasser war da, das man überschreiten mußte; man warf also von einem Ufer nach dem andern einen steinernen Damm, der nicht, wie unsere Brücken, einen Bogen, sondern einen spitzigen Winkel bildet, der auf der einen Seite steil hinauf und auf der andern eben so steil hinabgeht. Dieser Damm, der einige Klafter lang, mit großen, nicht an einander gefügten Platten belegt, an manchen Stellen zerrissen und mit keiner Brustwehre versehen ist, bildet den Haupteingang von Smyrna. Unter dieser Brücke schläft im Sommer ein friedlicher Bach, der sich während der Regenzeit in einen schäumenden Strom verwandelt. Auf dem rechten Ufer erheben sich ungeheure

Cypressen, düstere Bäume, welche die ihnen eigenthümliche Wehmuth über alle Landschaften der Türkei verbreiten und ihren unheimlichen Schatten nach allen Seiten auf diesen Boden werfen, wo kein Leben mehr ist. Links öffnet sich ein mit Wacht- und Kaffeehäusern umgebener offener Platz. Da versammeln sich des Abends in großer Anzahl die Spaziergänger der Stadt. In der Nähe des Baches erhebt sich eine riesenhafte Platane, auf deren Zweigen ein Kiosk errichtet wurde. Dorthin begab ich mich, um von den Mühen dieses Tages auszuruhen. Die Nacht brach ein, eine milde Frische folgte auf die glühende Hitze und die Abenddämmerung ergoß ihre lieblichen Tinten über die Erde. Unter mir, gegen die Promenade hin, drängte sich eine sehr belebte Menge in sonderbarer Unordnung. Griechische Kaufleute erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei; um herumziehende Sänger sammelten sich schüchterne Armenier, Juden, die sich ihrer selbst schämten, und Türken mit ihren stolzen Mienen. Offiziere in Uniform begleiteten fremde Damen mit Federhüten, Cavaliere sprengten zwischen der Menge hindurch, und über allen diesen Häuptern sah man von Zeit zu Zeit Karavanen von Kamelen hinziehen. Schalkhafte Griechinnen saßen am Rande des Baches zu meinen Füßen. Dieser Bach hieß zu der Zeit, da er griechisch war, der Meles und er sah an seinen Gestaden jenen Bettler wandern, der, wie man versichert, in der Umgegend von Smyrna geboren wurde und Homer hieß. Sein träges Wasser, das neben den Gräbern der Söhne Othmans schlummert, bildet die einzige Schranke, welche diese Promenade, wo sich aller Lärm des Lebens erhebt, von dem stillen Felde des Todes trennt. Auf dieser Seite, in dem Schatten des traurigen Haines, wo man nur einige blaue Tauben girren hörte, sah ich in nebelgrauer Ferne weiße, von einem grob gearbeiteten Turban überragte Steinplatten sich erheben. Kein Emblem zeichnet diese Steine aus, welche die Frömmigkeit auf das Grab der Gläubigen setzte, keine Hand richtet

sie auf, wenn der Wind sie in das welke Gras wirft; die Muselmannen theilen mit uns die Verehrung gegen das Andenken derer, die nicht mehr sind, sie bewahren im Grunde ihres Herzens das Andenken derer, die ihnen lieb waren; aber sie sind nicht gleich uns der Meinung, daß man über sterbliche Hüllen, die mit dem nächsten Tage in Staub zerfallen, prachtvolle und dauerhafte Denkmale errichten müsse. Neben mir, in dem Kiosk in den Lüften, saß ein alter Türke mit weißem Bart. Anscheinend in ein beschauliches Entzücken versunken, rauchte er schweigend im Anblicke des Todesackers. Während ich ihn betrachtete, konnte ich nicht umhin, einen Blick auf mich selbst zurückzuwerfen, und indem ich mein eigenes Loos mit dem Leben dieses Greises verglich, fühlte ich besser als je die unermeßliche Entfernung, die den Europäer von dem Sohne des Orientes scheidet. Ein unruhiger Träumer, hatte ich, um in das Kiosk an der Karavanenbrücke zu kommen, meine Heimath verlassen, getrieben von jener Sehnsucht nach dem Unbekannten, welche Alles in uns erweckt, und die nichts zu befriedigen vermag; vor diesem alten Türken sitzend, gehorchte ich, indem ich in der Tiefe seiner Gedanken zu lesen suchte, jenem Bedürfnisse der Analyse, das unserer gierigen und unruhigen Natur anklebt. Da ich von Allem Rechenschaft haben, von Allem den Grund wissen wollte, so machte ich mich zum Beobachter über mich selbst; um meine eigene Empfindungen zu studiren, wühlte ich in meinem Herzen, während ohne mich zu sehen, ohne an mich zu denken, ohne die Gedanken zu begreifen, denen ich hingegeben war, dieser Greis, der die Welt für das, was sie war, angesehen, der die Ereignisse ohne ihre Ursachen aufzusuchen, hingenommen hatte, indem er das Uebel ertrug, ohne sich zu beklagen, und das Gute genoß, ohne seinen Gehalt zu entwickeln, während, sage ich, dieser Greis ohne Wehmuth diesen Bach betrachtete, über den er einst — seine ein-

zige Reise — schreiten sollte, um wenige Schritte von der Stätte entfernt, wo sein Leben verflossen war, seinen Platz im Schatten der Cypressen einzunehmen, wo die ruhen, die er geliebt.

Der Kanonenschuß, der im Hafen erschallte, entriß mich meinem Traume. Die Nacht war eingebrochen, ich kehrte in die Stadt zurück, und wenige Tage nachher ging ich nach Constantinopel ab.

Constantinopel.

Es sind nunmehr beinahe zweihundert Jahre, daß ein treuherziger Schriftsteller, Herr Grelot, nachdem er den nach Constantinopel Reisenden anempfohlen, sich mit einem guten Capotrock, mit einer Hängematte oder einem kleinen Belt und einem Krug Branntwein zu versehen, und indem er ihnen überdies versichert, daß diese Reise mit Einschluß der Ueberfahrt und der Lebensmittel nicht über fünfundzwanzig oder dreißig Thaler koste, dem Berichte seiner Wanderungen im Orient folgende Bemerkung vorausschicken zu müssen glaubte: „Es sind schon so viele Schilderungen der Levante erschienen, und die Neugierigen sind über das dortige Leben und Treiben so gut unterrichtet, daß es sich dem Tadel aussetzen hieße, wenn man behaupten wollte, man bringe etwas an's Licht, was nicht schon mehrere Male beschrieben worden." Diese Befürchtung, die ziemlich sonderbar erscheint in einem Buche, das aus einer Zeit herrührt, da die Reisen so selten und so schwierig waren, wird sehr natürlich in unsern Tagen, zumal wenn man einen so oft behandelten Gegenstand zur Sprache bringt. Aber wie ein lieblicher Dichter*) gesagt:

„Nichts gehört nichts, und Alles gehört Allen.
Man muß so dumm seyn, wie ein Schultyrann,
Um sich zu schmeicheln, daß ein andrer Mann
Nicht vor uns sagen konnte, was wir lallen.

*) Musset.

Die Befürchtungen des Herrn Grelot haben, Gott sey Dank, denen, die ihm nachgefolgt sind, den Mund nicht geschlossen. Andere werden nach mir kommen und den Stoff nicht erschöpft finden; noch lange Zeit hindurch wird man sich, ohne darum einen sechsten Welttheil entdeckt zu haben, erlauben können, von Reisen zu erzählen, und nach so vielen Andern, die nicht Alles gesagt haben, über Constantinopel zu sprechen.

An einem schönen Abend fuhren wir an Bord des Rhamses von Smyrna ab, und bald sah ich, wie diese Stadt, wo ich Freunde ließ, die ich aller Wahrscheinlichkeit zufolge nie wieder sehen sollte, sich gegen die Fluthen hinabsenkte und in der Ferne verschwand. Auf dem Packetboot traf ich eine zahlreiche Gesellschaft von Landsleuten, eleganten jungen Frauen, geistvollen Seeleuten, und Smyrna war sehr schnell vergessen. Während wir auf dem Verdeck, im Kreise sitzend, über Frankreich sprachen, glitt der Rhamses rasch über die steile Fläche des Meeres hin, die Abenddämmerung ergoß allmälig ihre lieblichen Tinten um uns, und auf den schönsten Tag folgte eine jener wunderbaren Nächte, während deren man sich nicht dazu verstehen kann, die Augen zu schließen. Als der Tag seine ersten Strahlen auf uns warf, saßen wir noch plaudernd und lachend um eine Punschbowle. Der Wind hatte völlig nachgelassen; man fuhr deshalb ganz nahe am Lande hin, und unsere Blicke konnten über ein ödes, stilles Gefilde, ohne alle Abwechslung und in seiner ganzen Ausdehnung mit einem Gehölze von düstern und niedern Eichen bedeckt, hinschweifen. Dieses Gefilde war Troas! Wir befanden uns Angesichts jener berühmten Felder, wo Ilion war (Campos ubi Troja fuit). Dieser Bach, der sich vor uns in das Meer ergoß, hieß früher der Simois. Diese beiden Hügel, die wir am Gestade gewahrten, hießen noch immer die Gräber von Patroklus und Hektor. Dieser große, blaue Berg, der in der Ferne seine drei, mit Schnee bedeckten Gipfel empor-

streckte, war der Ida, und hinter uns stieg aus den schimmernden Wogen die Insel Tenedos auf. Das Gespräch war verstummt, und wir betrachteten schweigend dieses verlassene Gestade, das jeder von uns während der langen Schuljahre so oft im Traume, voll Lärm und Leben geschaut hatte. Lag nicht etwas Sonderbares darin, so rasch auf einem Dampfboot in Gesellschaft so liebenswürdiger Reisegenossinnen über dieses friedliche Meer hinzugleiten, das wir uns immer mit den Schiffen des Ulysses und Agamemnon bedeckt vorgestellt hatten. Indem wir uns einiger halbvergessener Verse Virgils oder Homers erinnerten, indem wir, seit Jahren zum ersten Male, die einst so vertrauten Namen unserer Umgebung aussprachen, erweckte Jeder von uns in seinem Innern irgend eine Erinnerung der Jugend, oder das Andenken eines seit langer Zeit aus dem Auge verlornen Freundes. Schon tauchte das Gestade unter den Horizont, und als dieses kleine Thal, dessen Namen die Poesie unsterblich gemacht hat, meinen Augen entschwunden war, zweifelte ich an der Wirklichkeit des Gesehenen. Mir war, als ob ich der Spielball eines Traumgesichtes gewesen wäre.

Am Mittag fuhren wir in die Dardanellen, einen schönen blauen Fluß, ruhig wie die Loire und eingeschlossen zwischen zwei grünen Gestaden; einige Stunden später warf man zwischen Abydos und Sestos, vor einer kleinen, weißen und ziemlich unbedeutenden Stadt Anker. Sestos und Abydos, die ohne das Wagestück, das dem Leander das Leben kostete und dem Lord Byron einen heftigen Fieberanfall zuzog, nicht sehr berühmt wären, sind zwei Weiler, die wie die meisten Dörfer der Türkei dem Auge durchaus nichts von dem bieten, was man den orientalischen Charakter zu nennen gewöhnt ist. Sie sind eine Masse von rosenfarbenen Häusern, deren große, rothe Dächer, zwischen denen das Grün und die Blumen durchschimmern, an jene chinesischen Flecken erinnern, deren Beschreibung uns einige Reisende gege-

ben haben. Bei seiner Ankunft sah sich der Rhamses plötzlich von einer Menge Barken umgeben, die mit langbärtigen Türken, verschleierten Frauen und vielfarbigem Gepäck angefüllt waren; auf dem Verdeck entstund ein entsetzlicher Lärm, die Matrosen fluchten, die Weiber schrien, die Lastträger balgten sich. Endlich kam Alles in Ordnung, und unser Packetboot ward mit hundertsechsundachtzig neuen, muselmännischen Passagieren und ihrem Gepäcke angepfropft. Unter den, längs des Bordes angebundenen Barken befand sich eine, die viel reicher beladen war, als die übrigen; der Reisende, dem sie anzugehören schien, war ein junger Araber, der, auf einem Haufen Ballen stehend, die Ruderer seines Fahrzeuges um einige Fuß überragte. Sein vollständig weißer Anzug hob seine sonnverbrannte Gesichtsfarbe hervor, und ein malerisch über seine Schulter geworfener, gestickter Mantel von schwarzer Wolle zog die Blicke gewaltig auf sich. Nie in meinem Leben habe ich einen schönern, ausdrucksvollern Kopf gesehen. Seine großen schwarzen Augen waren voll Geist und Sanftmuth, und in seiner Haltung lag ein eigenthümlicher Adel und Stolz. Während des ersten Augenblickes der Unordnung hatte er seinen Kaidschi befohlen, sich ferne zu halten. Als Alles an Bord war, und er den Rhamses zum Abgehen bereit sah, gab er ein Zeichen, anzufahren, und reichte, indem er zuerst die Leiter hinabstieg, nach einander sechs verschleierten Frauen, deren weiße, lange Domino's weder ihre Jugend, noch ihre Schönheit zu verbergen vermochten, die Hand. Ohne im mindesten verlegen zu scheinen, führte der junge Araber seine Odalisken in eine vordere Kajüte, stellte einen sonderbar costümirten Neger als Schildwache vor ihre Thüre und kehrte sodann wieder auf das Verdeck zurück, wo er sich niedersetzte und von einem Sklaven ein reiches Nargile sich überreichen ließ.

Weder das Fort Gallipoli, an dem wir bald vorüberkamen, noch die übrigen Schlösser der Dardanellen, die aus Constanti-

nopel den uneinnehmbarsten Punkt der Welt machen sollten, haben die entfernteste Aehnlichkeit mit unsern regelmäßigen Festungswerken. Es sind große Gebäude von blendender Weise, mit Stückpforten, wie man sie an den Schiffen findet, und mit alten Kanonen bemannt, die meistens ohne Laffetten sind und gewöhnlich von einem einzigen Artilleristen bedient werden, dem man in Kriegszeiten drei oder vier Bauern beigibt. In neuerer Zeit jedoch haben diese Batterien ihre Proben abgelegt, und vielleicht ist es nicht ohne Interesse, in unsern Tagen eine Erinnerung zurückzurufen, die zeigt, welche Stellung Frankreich vor dreißig Jahren im Oriente einnahm.

Im Februar 1807 befahl die englische Regierung, welcher der steigende Einfluß, den der General Sebastiani *), unser Botschafter, auf den Divan ausübte, ein Dorn im Auge war, und die um jeden Preis die Pforte zwingen wollte, sich mit den, gegen Frankreich verbündeten Mächten zu vereinigen, dem Admiral Duckworth, mit seinem Geschwader unter die Mauern des Serails vorzudringen. Eine günstige Brise benützend, erschien der Admiral plötzlich am Eingang der Dardanellen, fuhr ungehindert an den unbemannten Schlössern vorbei und kam vor Gallipoli an; da fand er die ottomanische Flotte, die aus einem Schiff, fünf Fregatten und zwei Briggs bestund. Die Mannschaft feierte friedlich am Lande das Fest des Kurban-Beiram, und der englische Admiral konnte ohne große Gefahr diese verlassenen Fahrzeuge in Brand stecken und vernichten; nach diesem traurigen Heldenstück, das bald an Ort und Stelle seine Strafe erhalten sollte, fuhr er weiter, und gegen Abend sah die bestürzte Bevölkerung von Constantinopel die englische Flagge über einem zwischen der Hauptstadt und der Insel Maskara liegenden Geschwader wehen. Die russische Armee bedrohte damals das Reich

*) Der General Sebastiani hatte im Jahr 1806 den Marschall Brune ersetzt.

von der Donauseite; die Dardanellen waren immer als ungefährlich betrachtet worden, und so vermochte der Sultan bei dem unerwarteten Erscheinen der feindlichen Flotte eine erste Regung der Schwäche nicht unterdrücken. Er sandte seinen Liebling Ismael Bey an den Admiral Sebastiani und ließ ihn privatim auffordern, abzureisen. Der Botschafter antwortete mit Würde, daß die Ankunft der englischen Flotte ihn nicht erschrecke; daß er, bei der Pforte beglaubigt, Constantinopel nur auf den förmlichen Befehl Seiner Hoheit verlassen werde. Unterdessen drohte der Admiral Duckworth, die Stadt zu beschießen, und maßte sich an, dem Sultan folgende Friedensbedingungen zu diktiren: 1) das Bündniß der Pforte mit England und Rußland; 2) die unmittelbare Uebergabe der Batterien der Dardanellen an die erstere dieser beiden Mächte; 3) die Abtretung der Moldau und Wallachei an die letztere, und endlich die Ausweisung des französischen Botschafters. Diese gebieterischen Bedingungen kamen zu spät. Die Festigkeit des Generals Sebastiani hatten einen guten Eindruck auf den Sultan gemacht. Mit Stolz antwortete er dem englischen Abgesandten, daß er nicht unterhandeln werde, bevor die Flotte die Dardanellen wieder hinter sich habe.

Während dieser Unterhandlungen hatte man eilends an den Vertheidigungsarbeiten begonnen; die Nachricht von der Verbrennung des Geschwaders hatte die Einwohner von Constantinopel erbittert, Alles schrie nach Rache, und auf die erste Bestürzung war eine allgemeine Erbitterung gefolgt. Die Janitscharen eilten zu den Waffen, Kinder und Greise brachten Faschinen herbei; der General Sebastiani leitete mit zweihundert Franzosen die Arbeiten und begeisterte durch sein Beispiel dieses Volk, das auf einige Tage seinen alten Heldenmuth wiederzufinden schien. In achtundvierzig Stunden waren die Zugänge von Stambul und Galata wie durch Zauber mit zweihundert Feldstücken besetzt und die Schlösser der Dardanellen in ordnungs-

mäßigen Stand gebracht. Der englische Botschafter, Herr Arbuthnot, der nun wohl einsah, daß er die Muselmannen schlecht beurtheilt habe, entschloß sich, seine Bedingungen zu modificiren, und begnügte sich damit, die einfache Ausweisung des französischen Botschafters zu verlangen. Diese Forderung wurde mit Verachtung zurückgewiesen. Zu seiner Hoheit beschieden, traf der General Sebastiani den Sultan zu Pferd, im kriegerischen Costüme, inmitten seiner Soldaten. Dieser Fürst, der seine Erziehung im Harem empfangen hatte, schien im Lager herangewachsen zu seyn. „Die Engländer," sagte Selim zu General Sebastiani, „wollen, daß ich den französischen Botschafter verjage und meinem letzten Freunde den Krieg erkläre; schreibe deinem Kaiser, daß wir Alle nöthigenfalls sterben werden, daß er aber auf mich zählen kann, wie ich auf ihn zähle."

Die Lage des englischen Geschwaders wurde von Stunde zu Stunde bedenklicher; es sah sich von allen Seiten umzingelt, und die Belagerten waren im Begriff, der angreifende Theil zu werden. Ohne längern Verzug lichtete der Admiral die Anker und gab seinen Schiffen den Befehl, unter Segel zu gehen. Diesmal erwarteten ihn die Batterien der Dardanellen bei der Durchfahrt; sie gaben aus allen Stücken Feuer auf das Geschwader; zwei Corvetten wurden vor Gallipoli in den Grund geschossen; das Admiralschiff der Royal Georges verlor seinen Hauptmast; eine achthundert Pfund schwere Marmorkugel riß auf dem Verdeck des Standard sechzig Mann weg; der Viceadmiral Duckworth und der Contreadmiral Louis wurden schwer verwundet, und die entmasteten Fahrzeuge erreichten Malta nur mit großer Mühe. Dies war, Dank der Festigkeit des General Sebastiani, der Ausgang dieses Handstreiches, der in Europa eine so lebhafte Sensation hervorbrachte. Wir müssen hier beifügen, daß die Batterien der Dardanellen zum Theil der Geschicklichkeit von acht französischen Offizieren es verdanken, daß sie bei

dieser Gelegenheit so mörderisch wirkten. Unsere zeitgenössische Geschichte schrieb an jenem Tage neue Namen auf ihre Blätter, die sich seitdem oft in unsern militärischen und parlamentarischen Annalen wiederfanden. Die Herren Foy, Haro und de Tracy befehligten eines der Dardanellenschlösser. Wenn diese Thatsachen nicht laut genug sprechen sollten, so würde es zur richtigen Würdigung der damaligen Stellung Frankreichs im Orient genügen, die Instruktionen zu lesen, die der Botschafter Englands dem Contreadmiral Louis gab. „Es ist rein undenkbar," schrieb Herr Arbuthnot, „daß hinfort der französische Botschafter und ein englischer Botschafter zu gleicher Zeit in dieser Hauptstadt residiren." *) Ach, wie haben sich die Zeiten geändert, und wie indiscret erscheinen heutzutage diese, dem Moniteur einverleibte Erinnerungen!

Diese historischen Reminiscenzen verhinderten mich übrigens nicht, an die sechs Odalisken zu denken, die sich im Gefolge des jungen Arabers befanden. Gleich bei ihrer Ankunft an Bord hatte ich ausgedacht, daß ich nie eine bessere Gelegenheit bekommen werde, in die Geheimnisse eines Harems zu dringen und mich von der hochgepriesenen Schönheit der geheimnißvollen Töchter Asiens zu überzeugen. Als der Rhamses wieder unter Segel gegangen war, begann ich den schwarzen Argus in's Auge zu fassen, dessen Obhut die Huris anvertraut waren. Mehr als eine Stunde lang trieb ich mich vergebens um den Eingang der Kajüte herum. Treu seiner Weisung, hatte sich der Sclave an der Thüre seiner jungen Gebieterinnen niedergelegt, und schon verlor ich die Geduld, als ich ihn aufstehen und rasch die Treppe hinabsteigen sah. Kaum war er verschwunden, als ich durch die Lücke schlüpfte und, das Auge an dem Schloß der verriegelten Thüre, einen zudringlichen Blick in die Schlafkammer warf. Vor mir saßen mit gekreuzten Beinen zwei Frauen auf dem Boden.

*) Moniteur vom 13. April 1807

Die eine von ihnen hatte ihren Schleier zurückgeschlagen, und schon sah ich ein blasses Gesicht und zwei große, schwarze Augen, als sich plötzlich hinter mir ein Geräusch von schnellen Schritten hören ließ. Es war der Neger. Sobald er mich gewahrte, brach er in ein wildes Geschrei aus. Da ich keine Lust hatte, mich mit ihm zu balgen, so stieg ich in aller Eile auf das Verdeck. Damit aber war ich noch nicht frei: der wüthende Sklave verfolgte mich, und schon berichtete er, auf mich deutend, seinem Herrn das Attentat, dessen ich mich schuldig gemacht. Sofort erhoben sich zwei alte Türken, indem sie wüthende Blicke auf mich schleuderten. Der Eine von ihnen fuhr mit der Hand nach seinem Kandschar und sprach mit einer durch den Zorn erstickten Stimme das verhängnißvolle Wort: Giaur! Was den jungen Araber anbelangt, so machte ihn die Gleichheit unseres Alters nachsichtiger, er begnügte sich, zu lächeln, indem er mich anschaute; dann stieg er, auf daß kein derartiger Versuch mehr stattfinden möge, in das Gemach seiner Frauen hinab, aus dem er nicht mehr herauskam. Ich sah ihn nie wieder, und nie habe ich erfahren, wer dieser schöne und so wenig fanatische Muselmann war.

Vor uns erweiterte sich allmälig die Meerenge, in der wir uns den ganzen Tag herumgetrieben. Die beiden Ufer, die nun mehr und mehr aus einander traten, bedeckten sich mit Opalinten, das Schiff begann zu schlingern, wir fuhren in's Marmormeer. Bei Sonnenuntergang stellten sich die Muselmannen, mit denen das Verdeck angefüllt war, und die mit ihren Turbanen von allen Formen, ihren Pelzen von allen Farben, ihren zierlichen Waffen und ihren schimmernden Teppichen, auf dem Bug die orientalischeste Scene bildeten, die man sehen kann, in Gruppen; und bald aufrecht, bald knieend, bald den Boden küssend, verrichteten sie andächtig das Abendgebet. Auf ihren Gesichtern lag der Ausdruck ernster Frömmigkeit, und sie schienen sich sehr wenig um das abgeschmackte Lächeln zu bekümm-

mern, das ihre Geberden hervorriefen. Indem die Reisenden die Bräuche der Länder, die sie durchwandern, nicht respectiren, setzen sie, man kann dies nicht oft genug wiederholen, sich selbst nur zu häufig bei den Muselmannen herab. Ohne Zweifel muß ihr Spott mit unter die Ursachen jener religiösen Aufregung gerechnet werden, die wir heutzutage in der Türkei in grausamen Repressalien sich kundgeben sehen. Sicherlich war nichts weniger lächerlich, als das Schauspiel dieser Leute, die ihre Pflicht erfüllen. Das einzige Sonderbare dabei war, daß auf diesem französischen Schiffe vielleicht nicht Ein Christ daran dachte, zu Gott zu beten, während nicht Ein Muselmann es unterließ.

Des folgenden Tages lief ich am frühen Morgen auf dem Verdeck umher, indem ich nach einander alle Punkte des Horizontes beobachtete und dem Gedanken mich hingab, daß der bevorstehende Tag eine wichtige Stelle in meinem Leben einnehmen werde. Die Sonne schien noch nicht. Die Luft war um diese Stunde der Dämmerung frisch und schneidend; über das weiße, dumpfe und ölige Meer lief ein leichter Nebel hin, den der Morgenwind zerriß und in Flocken vor sich hertrieb. Rings um uns balgten sich eine Menge Meerschweinchen in den Fluthen oder schwammen gleich Bojen unbeweglich auf der Fläche dahin. Die tiefste Stille herrschte auf dem feuchten Verdecke des Dampfbootes. Die Matrosen der Wache saßen halb schlafend im Kreise um den Kamin. Auf dem Vordertheile des Schiffes schliefen die Türken in ihre rothgestreiften, gelben Decken gehüllt, unter der Schanzverkleidung. Der Steuermann wachte allein, hinter dem Rade stehend, seinen Compaß beobachtend und zur Quartierwache läutend. Der helle Klang seiner Glocke war nebst dem eintönigen Rollen der Räder der einzige Laut, der sich hören ließ, und von einer unsichtbaren Macht getrieben, schien dieses Fahrzeug, das so viele lebende Wesen beherbergte, während ihres Schlafes von selbst vorzurücken, wie ein Geisterschiff. Bald sah ich gegen Osten

ein grünliches Licht auftauchen, das höher hinauf immer mehr und mehr in das Helle überging; das niedere und flache Land zeichnete sich wie eine schwarze Linie auf diesem strahlenden Grunde ab, und das Meer nahm seine alltägliche Azurfarbe wieder an. Eine Stunde später waren wir dem Serail auf Kanonenschußweite nahe gekommen. Aber ach, ein dichter Nebel bedeckte die Stadt, wir schwammen in einer Wolke, Constantinopel war unsichtbar, und ich war untröstlich über dieses Mißgeschick, das mir den schönsten Augenblick einer langen Reise vergällte. Plötzlich stieg die Sonne glänzend aus den Fluthen empor, und der Nebel wurde wie durch Zauber wunderbar durchsichtig. Der Vorhang zerriß, und von allen Seiten zugleich erschienen meinem geblendeten Auge Wälder von Minarets mit vergoldeten Spitzen, Tausende von majestätischen, durch das Licht entflammten Kuppeln, mit rothen Häusern und lachenden Bäumen bedeckte Hügel, eine unabsehbare Reihenfolge von eigenthümlich beleuchteten Palästen, Moscheen mit blauen Dächern, Haine von Cypressen und Sykomoren, blühende Gärten, ein unendlicher Hafen, der, soweit das Auge reicht, mit Schiffen, Masten und Flaggen bedeckt ist; mit Einem Wort, die ganze Zauberstadt, die Jeder zu kennen glaubt, und die nicht sowohl einer großen Hauptstadt gleicht, als einer unendlichen Reihe reizender Kioske, die in einem endlosen Parke angebracht sind, der zum Bassin Seen, zu Abwechslungen des Bodens Berge, zu Mauern Wälder, zu Bächen Meeresarme und zu Fahrzeugen ganze Geschwader hat: ein unvergleichlicher Park, zugleich so großartig und so zierlich, daß er von Feen entworfen und von Riesen ausgeführt worden zu seyn scheint. Die Strahlen der Sonne, die nun glühender wurden, verwandelten den Morgendunst in eine Art Goldstaub; Constantinopel schien in Flammen zu stehen, und dieses einzige Panorama brannte wie eine ungeheure Fackel in dieser blendenden Atmosphäre. Wir brachen alle zugleich in einen

Ruf der Bewunderung aus, und auf Befehl des Commandanten hielt der Rhamses an.

Einige Schriftsteller haben die Ansicht von Constantinopel mit der von Neapel verglichen; das ist ein Spott. Jeder kann sich die italienische Hauptstadt vorstellen, während die Stadt der Sultane alle Träume der Einbildungskraft an Wundern übertrifft. Man hat Recht gehabt, zu sagen, wenn man nur Einen Blick auf die Erde werfen dürfte, so möchte man sie von diesem Punkte aus betrachten. Ich hatte erzählen hören, daß ein Reisender, als er um die Spitze des Serails fuhr, sich so ergriffen gefühlt habe, daß er von einem heftigen Fieber befallen worden sey. Diese Geschichte, über die ich mehr als Einmal gelacht hatte, erschien mir wahrscheinlich, als ich vor dem Schlosse der sieben Thürme ankam. Unser Entzücken übrigens war von kurzer Dauer. Die Dünste verdichteten sich von Neuem; das Gemälde bedeckte sich mit einem rosigen Schleier; dann erbleichte es noch einmal, und Constantinopel verschwand vor uns wie ein Traum. Von Neuem peitschten die Räder des Rhamses das Meer, und meine Blicke, nun wieder auf meine Umgebung gelenkt, fielen auf die Gesichter unserer jungen Reisegenossinnen, welche die Aufregung oder ein zu frühes Erwachen blaß gemacht hatte. Plötzlich hörte ich mit lauter Stimme meinen Namen auf dem Hintertheil des Schiffes nennen. Es war die Stimme des Commandanten, der mich rief; ich eilte zu ihm. Ueber die Schanzverkleidung hinausgelehnt, schaute er starren Blickes in das Wasser und zeigte mir mit einem gewissen Entsetzen etwas Langes und Schwarzes, das vom Rade des Dämpfers emporgewälzt wurde. „Die Gerechtigkeit des Sultans," sagte der Marineoffizier zu mir. Meine Augen hefteten sich von Neuem auf diesen Schlauch, der an unserm Borde vorbeitrieb. Dann glaubte ich, eine menschliche Gestalt unter dem weichen und nassen Ueberzuge sich abzeichnen zu sehen. „Es ist eine Frau," fügte der

Commandant hinzu. Einer solchen Mittheilung mich nicht versehend, schauderte ich unwillkürlich; dann kam mir ein Gedanke: Vielleicht war diese Frau noch nicht todt! vielleicht könnte man sie in das Leben zurückrufen! Ein Roman erzeugte sich in meinem Kopfe. Von Neuem betrachtete ich den ledernen Sack der Hingerichteten; schon war er ferne, einen Augenblick von der Bewegung des Schiffes getrieben, gelangte er in die Strömung und setzte langsam seinen Weg in die Ewigkeit fort. *)

Als ich auf meinen Observationsposten auf dem Vordertheile meines Schiffes zurückkehrte, war die Stimmung meiner Seele nicht mehr dieselbe. Umsonst suchte ich meine Aufmerksamkeit auf das so lang erwartete, so oft geträumte Schauspiel zu heften, das mir endlich zu sehen vergönnt war; unwillkürlich schwebte das Bild dieses ledernen Sackes beständig meinem Auge vor, und jedes Gefühl der Bewunderung erstarrte in meinem Herzen. Das Panorama, das mich umgab, erschien mir nur noch als die leere Decoration des wirklichen Drama's, das so zu sagen vor meinen Augen abgelaufen war. Während wir an dem alten Serail vorüberfuhren, gewahrte ich links eine Art Brücke, die nur auf einer Seite mit dem Lande in Verbindung stund, am andern Ende über dem Meere abgebrochen war und beinahe die Form eines F bot. Von dort aus versicherte man mir, wirft man die Opfer der morgenländischen Eifersucht in das Meer. Zwei oder drei Kaballängen entfernt warf der Rhamses seinen Anker aus, inmitten der Meerenge, die Stambul, die türkische Stadt, von der europäischen Vorstadt Galata trennt.

*) Da man mich von mehreren Seiten der Erfindung dieses ledernen Schlauches beschuldigen wollte, so erkläre ich hiemit, daß diese Thatsache, die ihre Bedeutung hat, nöthigenfalls von dem Commandanten des Rhamses und von mehreren, gleich mir auf dem Verdeck befindlichen Offizieren und Passagieren bezeugt werden würde.

Ohne sich völlig zu zerstreuen, hatte sich der Nebel in einen leichten Dunst verwandelt, der die Gegenstände in einen Schleier hüllte, ohne sie unsern Blicken zu entziehen. Weit entfernt, mich mit meinen Gefährten über diese halbdurchsichtige Wolke zu ärgern, die unserem Auge ein halbes Schauen gestattete, während sie unserem Geiste den außerordentlichen Zauber der Ahnung vergönnte, dachte ich damals, und denke ich noch heute, daß wir in keinem günstigeren Augenblick nach Constantinopel kommen konnten. Die herrlichsten Panorama's wie alle Schönheiten der Welt, gewinnen, wenn man sie durch einen halb durchsichtigen Schleier sieht, welcher der Einbildungskraft, dieser Tochter des Himmels ihre Freiheit und ihre Macht läßt. Auf Augenblicke jedoch beleuchtete ein Sonnenstrahl, der das Gewölke durchriß, vor uns eine Moschee mit ihren Kuppeln, einen Palast mit seinen blühenden Bäumen, einen zierlichen Brunnen; und diese lichten Punkte, diese unablässig von Neuem sich einstellenden Goldoasen zeigten uns in dem ganzen Zauber seiner Details dieses Tableau, das wir in einem magischen Augenblicke in der ganzen Erhabenheit seines Ensemble hatten betrachten können. An die Stelle der Ruhe und Stille, die des Morgens auf dem Verdecke herrschten, war eine außerordentliche Regsamkeit und Lebhaftigkeit getreten. Auf allen Seiten waren die Matrosen beschäftigt, die einen mit dem Auswerfen des Ankers, die andern mit der Niederlassung der Landungsbrücke und mit der Aufstellung des Gepäckes. Die Passagiere riefen und drängten sich; die Türken, die man am Ausschiffen verhinderte, geriethen in die seltsamste Unordnung, indem sie mit ihren Leibern einen Wall vor ihren erschrockenen Frauen bildeten. Rings herum schwammen zwei- oder dreihundert schwarze, von halbnackten Ruderern geführte Barken. Trotz des förmlichen Verbotes war eine Menge maltesischer Seeleute, türkischer Lastträger und italienischer Ciceroni an Bord gestiegen; sie warfen sich auf uns, indem sie uns in allen Sprachen ihre Dienste an-

boten. Wolken von blauen Tauben und weiß geflügelten Albatros schwirrten mit ihrem kläglichen Geschrei über unserem Haupte hin. Denke man sich hiezu die kräftige Stimme des Commandanten, die Neugierde und die Ungeduld der Reisenden, die sich in lauten Ausrufen kund gab, und man wird einen Begriff von dem Schauspiel haben, welches das Verdeck eines Dampfbootes bei der Ankunft in Constantinopel darbietet. Während ich mich von dem Schiffe nach dem Quai begab, wußte ich nicht, wohin meine Blicke wenden, die tausend Gegenstände auf allen Seiten zugleich anzogen: Hier war das goldene Horn mit seinen Tausenden von Schiffen, die Cypressen von Galata, die sieben, mit Moscheen bedeckten Hügel des alten Byzanz und dort die blauen Fluthen des Bosphorus, des Propontis und das schimmernde Gestade von Skutari. Betäubt von Erstaunen, und trunken von Begeisterung wollte ich in dem Augenblicke, da unser Kahn an dem Ladungsplatze anfuhr, zuerst auf das Quai springen; mein Fuß glitt aus, und ich fiel in meiner ganzen Länge in einen schmutzigen Bach. Das war mein Einzug in Constantinopel.

Als ich, vom Kopf bis zu den Füßen bespritzt, mich wieder erhob, blieb ich einen Augenblick regungslos und wie versteinert stehen. Alles um mich her hatte sich verändert; das reizende Panorama war verschwunden, ich befand mich an einem kleinen, unreinlichen Kreuzwege, am Eingang in ein Labyrinth von feuchten, dumpfen und schmutzigen Gäßchen. Die Häuser, die mich umgaben, und die aus schlechten, aus den Fugen gewichenen Brettern gemacht waren, boten einen kläglichen Anblick: Zeit und Regen hatten ihre ursprünglich rothe Farbe in schmutzige und namenlose Schattirungen verwandelt. Eines jener Minarets, die von ferne so schlank und so zierlich erschienen, stand vor mir; es war eine Säule ohne alle Anmuth, deren zerrissener Gypsbewurf sich abblätterte und stückweise herabfiel. Die türkischen Spatzier-

gänger, die ich in einer großen Entfernung für reiche Osmanli's gehalten, waren arme Teufel mit Fetzen auf dem Kopf und Lumpen am Leib.

Hinter den Lastträgern, die den Ausschiffungsplatz erfüllten, schlachteten Fleischer auf offener Straße Hämmel; das Pflaster war mit einer blutigen Lache und mit noch heißen Eingeweiden bedeckt, um die sich etwa fünfzig häßliche Hunde mit gelbem Schwanz und aufgestellten Ohren, heulend herumtrieben. Ein garstiger Geruch kam aus diesen feuchten Gängen, wo weder Luft noch Licht hinkömmt, wo Schmutz aller Art sich sammelt, wo nie ein Besen sich eingestellt hat, wo man, um Alles zu sagen, jeden Augenblick auf todte Ratten und Hunde tritt. Dies ist ohne Uebertreibung der Anblick der meisten Straßen von Constantinopel und insbesondere der Treppen von Galata. Dieser Gegensatz zwischen dem Elend der nächsten Umgebung und der Schönheit der entfernteren Landschaft, ist von den Reisenden, die Constantinopel zu beschreiben versucht, nicht genügend beachtet worden. Mit Recht vielleicht wollten sie die Begeisterung ihrer Leser nicht dadurch abkühlen, daß sie ihre gold- und silbergestickten Schilderungen mit diesen garstigen Details beschmutzten.

Ohne mir über diese Veränderung der Scene Rechenschaft geben zu können, folgte ich den Lastträgern in eines jener steilen, schlecht gepflasterten Gäßchen, die so eng sind, daß kaum drei Menschen neben einander gehen können. Rechts und links öffnen sich ekelhafte Buden mit grünen Früchten und Gemüsen. Da ich in einer dieser Höhlen einen Türken gewahrte, der auf seinem Tische, zwischen drei bis vier Quadratmetres großen Haufen von Fladen saß, wie sie in Paris den berühmten Fladenhändler des Gymnasiums reich gemacht, so näherte ich mich ihm mit Geberdensprache. Der muselmannische Pastetenhändler verstund meine Pantomime und schnitt mir aus seinem Kuchen ein gleichseitiges Dreieck, in welches ich während des Gehens wacker

einhieb. Bald kamen wir an dem Thurme von Galata vorbei, der von Nahem gesehen einem sehr schönen Taubenhause gleicht, und dann gelangten wir nach Pera. Nach vielen Umwegen durch unentwirrbare Gänge hielten unsere Führer an einer geneigten Ebene, die von Häusern entblößt, mit Cypressen bepflanzt und von einer etwa drei Fuß hohen Mauer umgeben ist. Wir befanden uns auf dem kleinen Todtenfeld, vor dem Hotel der Madame Giuseppina Vitali, wo ich bald in einen tiefen Schlaf versank.

Gegen zehn Uhr Morgens wurde ich durch meine Reisegefährten geweckt, die mich einluden, mit ihnen die tanzenden Derwische zu sehen. Der Cicerone des Hotels führte uns in ein kreisförmiges Gebäude, wo sich eine zahlreiche Menge Griechen, Türken und Armenier drängte. In dem Vorsaale angekommen, forderte er uns auf, Pantoffeln anzulegen und unsere Stiefel einem industriellen Genie anzuvertrauen, das nach Art der, an dem Eingange unserer Denkmale errichteten Depots von Stöcken und Regenschirmen, hier eine Niederlage von Schuhwerk hielt. Dieser Gebrauch ist in der Türkei allgemein. Mit Schuhen, die den Staub der Straße berühren, kann man nicht blos in keine Moschee eintreten, sondern es wäre sogar ganz unschicklich, mit seinen Stiefeln in einem türkischen Hause zu erscheinen, wo man sich doch stets einfindet, ohne seinen Hut abzunehmen. Dieser Gebrauch, über den man sich im ersten Augenblick verwundert, ist vielleicht, wenn man Alles recht überlegt, vernünftiger als der unsrige.

Nachdem wir dieser Förmlichkeit nachgekommen, traten wir in einen runden, ziemlich großen und von oben beleuchteten Saal. Im Mittelpunkte dieses Gemaches befand sich ein getäfelter Circus, der mit der größten Sorgfalt gewichst und mit einer Balustrade umgeben war, die ziemlich viele Aehnlichkeit hatte mit der, auf die sich in Paris die Börsenspeculanten stützen. Um diese,

den Schauspielern vorbehaltene Arena, saß eine große Menge von Zuschauern, von jedem Alter aus allen Ländern und von allen Costümen, und beide Theile gaben einen sehr starken Knoblauchgeruch von sich. Die Ceremonie hatte begonnen. Nach den Tönen eines barbarischen, aus kleinen Cymbeln und Schnabelflöten, bestehenden und von näselnden Stimmen begleiteten Orchesters, tanzten zwanzig große, bärtige Rangen, in langen, weißen Röcken, höchst ernsthaft um einen kleinen, mit einem blauen Pelze bedeckten Greis. Auf dem Haupte trugen sie eine enge Mütze von Filz, die, was Form und Farbe anbelangt, einem umgekehrten Blumentopfe vollkommen ähnlich war. Ihr weißer Rock, aus einem Stoff von geschmeidiger und schwerer Wolle war von der Luft, die sich in seinen weiten Falten fing, beständig so sehr angeschwellt, daß man ihn für einen Reifrock hätte halten können. Die Arme wie Gekreuzigte ausgestreckt, die linke Hand ein wenig höher als die rechte, die Blicke mit seliger Miene nach der Decke gerichtet, drehten sich die Derwische so rasch auf ihren nackten Füßen, so regelmäßig, so leidenschaftslos, so abgemessen, daß man sie nothwendigerweise für Automaten halten mußte, die auf beweglichen Fußgestellen befestigt sind und durch Federn in Bewegung gesetzt werden. Man würde nicht begreifen, daß diese Leute sich so schnell und so lange drehen können, ohne einen Hirnschlag zu bekommen, wenn man nicht wüßte, daß das ihr Fach ist. Sie haben sich von Kindheit an geübt, alle ihre Studien sind auf dieses Ziel gerichtet gewesen, und doch geschieht es oft, daß einige von ihnen, welche diese Marter nicht länger aushalten können, vor Beendigung der Vorstellung, betäubt und wie todt zu Boden rollen. Indem wir ihrem Treiben zusahen, ergriff uns selbst eine Art Schwindel.

Plötzlich hörte die Musik auf, und die Derwische warfen sich, den Kopf nach unten gesenkt, gleichzeitig auf die Kniee. Unbeweglich blieben sie mehrere Minuten lang in dieser Stellung;

Diener warfen lange, schwarze Mäntel über sie, worauf sich die Derwische von Neuem erhoben und sich militärisch in einer Linie aufstellten. Nun stimmte der Mann mit dem blauen Pelze, der auf seinen Fersen sitzend, regungslos alle diese Uebungen beobachtet hatte, mit mäckernder Stimme ein Klagelied an, auf welches seine Untergebenen heulend antworteten. Nachdem der Gesang zu Ende war, traten die Derwische nach einander aus der Linie und gingen auf ihren Gebieter zu. Jeder faßte ehrerbietig seine Fingerspitzen und bot dann seine Hand allen seinen Gefährten zum Kuße dar; hierauf begann ein neues Concert von Kehltönen, die nichts weniger als aus menschlichen Kehlen zu kommen schienen, und die Menge fing an sich zu verlaufen. Da mich dieses Schauspiel sehr ergötzte, so hatte ich mir, obgleich spät gekommen, einen guten Platz gesucht, und mich deßhalb ohne viele Umstände vor einem dicken Türken aufgepflanzt. Der Muselmann, der während der Ceremonie seine Entrüstung nur mit großer Mühe zurückgehalten hatte, versetzte mir beim Hinausgehen mit zorniger Miene einen derben Schlag auf die Schulter. Ich antwortete mit einem Rippenstoß; da schaute er mich mit großen Augen an, und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Außer den tanzenden Derwischen, die wir so eben gesehen, gibt es in Constantinopel auch noch die heulenden Derwische. Statt sich todt zu tanzen, erheben diese ein entsetzliches Geschrei, bis sie erschöpft und schäumend niedersinken. Die Geschichtschreiber haben diese sonderbaren Uebungen verschiedenen Quellen zugeschrieben. Wahrscheinlich sind die Verdrehungen der Derwische ein Ueberbleibsel der wüthenden Tänze, welche die alten Völker Asiens von den Korybanten gelernt. Die Derwische gelten in Constantinopel für sehr lockere Zeisige, und ihre Uebungen sind nur geduldet durch den Koran, der alle Tänze verbietet; dies verhindert übrigens die Türken nicht, heimlich die

Ballerini zu sehen, griechische, zur Schande herangezogene Kinder, die in elegantem Costüm, und wie Buhlerinnen geschminkt, gegen ein ziemlich hohes Eintrittsgeld in berüchtigten Kaffeehäusern eine Art lasciver und garstiger Cachuca ausführen.

In geringer Entfernung von dem Oratorium der Derwische kamen wir an einem großen, schwarzen und düstern Gebäude vorüber, in das nur eine Einfahrt führte. Das war, wie man uns sagte, eine Badanstalt. Neugierig, die so gepriesenen Badstuben Constantinopels kennen zu lernen, von denen wir in Smyrna nur unvollkommene Nachahmungen gesehen hatten, ließen wir uns hineingeleiten. Zuerst führte man uns in eine große gepflasterte und gewölbte Vorhalle. Rings um die Wände war eine etwas erhabene, hölzerne Bank angebracht, wie man sie in den Wachtstuben findet, und auf dieser Bank lagen Matratzen. In Decken gehüllt, schwitzten zwanzig Türken auf den Feldbetten, welche diesem Gemache das Aussehen eines Lazarethes gaben, um die Wette. Nachdem der Herr des Bades das Bett bezeichnet hatte, das er mir bestimmte, reichte man mir, um meine Kleider zu wechseln, eine Schürze von blauem Baumwollenzeug; mein Kopf ward mit einem langen Handtuch umwunden, und meine Füße steckte man in Holzschuhe. Dann faßten mich zwei Jungen, die der tägliche Gebrauch eines zwölfstündigen Bades so mager wie Skelette und beinahe durchsichtig gemacht hatte, an den Armen, und führten mich in einen zweiten, düstern Saal, dessen Temperatur noch viel höher war; da ließen sie mich sitzen, bis meine Haut allmälig von der Hitze durchdrungen, sich mit einem leichten Thau bedeckt hatte, der sich bald in einen, bis auf die Füße herabströmenden Schweiß verwandelte. Als mich die beiden Jungen soweit sahen, schoben sie mich in eine andere Stube, in der eine wahrhaft erstickende Atmosphäre herrschte. Ich blieb entsetzt stehen. In diesem ungeheuren, nur durch einige, an dem Gewölbe angebrachten Löcher erleuchteten Saale, gewahrte ich durch einen

dichten Dampf, rings herum Leute, die von Schweiß triefend, in einem Zustand völliger Unbeweglichkeit auf den Platten lagen, und lebhaft an jene Leichname Ertrunkener erinnerten, die man in der Morgue ausstellt. Barbiere, nackt wie Wilde, die sich, mit einem großen Rasirmesser in der Hand, neben diesen regungslosen Körpern niedergekauert hatten, sahen aus wie Huronen, die sich anschicken, die Kopfhaut abzulösen. Mit einem Büffelhorn bewaffnet, nahmen andere, nach türkischem Brauch durch Schröpfköpfe, zahlreiche Aderlässe an den blutenden Gliedern ihrer unbeweglichen Patienten vor. Betäubt durch die Hitze, und von meinen Führern vorwärts gestoßen, glaubte ich mich für einen Augenblick zu einem Mahle von Anthropophagen versetzt. Wohl oder übel, legte man mich auf eine glühende Marmortafel. Halb todt fühlte ich schon, wie meine Schläfe klopften und meine Ohren sausten. Die beiden Jungen hatten sich meiner Arme und Beine bemächtigt und arbeiteten sie wüthend durch; nachdem dieses Walken fünf Minuten gedauert, legte der stärkere von ihnen meine Arme kreuzweise über meine Brust, und indem er aus Leibeskräften sein Knie gegen die Kreuzungslinie stemmte, ließ er alle meine Knochen krachen; das nennt man den Gnadenstoß. Meine Leiden waren noch nicht zu Ende. Einer meiner Henker brachte ein kupfernes Becken, in welchem ein Propf von Werg in Saifenwasser schwamm. Er machte mir ein Zeichen, aufzustehen, und ich folgte ihm, entschlossen wie ich war, alle Genüsse eines orientalischen Bades zu erschöpfen. In einer Ecke des Saales angekommen, ließ er mich unter einem gewaltigen kupfernen Hahn niedersitzen, den er über meinem Haupte öffnete. Nun kam eine Douche siedenden Wassers auf mich herab. Diesmal flüchtete ich mich, zum großen Ergötzen der Umstehenden, indem ich wie ein Besessener schrie. Ich wurde indeß unter den Born der Freuden zurückgebracht und vom Kopf bis zu den Füßen mit einer rauhen Roßhaarbürste gerieben, worauf der, mit kandischer Saife geschwän-

gerte Pfropf von Werg folgte. Nach dieser letzten Operation brachte man mir Weißzeug, eine trockene Schürze und einen neuen Turban und führte mich sodann in die erste Stube zurück, von wo ich in den Vorsaal trat, dessen Temperatur mir nach der höllischen Hitze, die ich so eben ausgestanden, eiskalt vorkam. Mein Bett war gemacht, und ich wollte mich jauchzend niederlegen, als ein griechischer Knabe erschien, um mich von Neuem zu martern. Da ich mich hinlänglich durchgewalkt fühlte, so ließ ich ihm sagen, daß ich seiner Dienste durchaus nicht bedürfe, worauf er mir eine Pfeife und eine Tasse herrlichen Kaffee brachte. Diese letzte Phase der Bäder ist in der That sehr angenehm; die Transpiration, einen Augenblick gehemmt, kehrt zurück, und man versinkt in einen so wollüstigen Schlummer, daß man bald ein leidenschaftlicher Verehrer der orientalischen Badstuben wird.

Um die Mittagsstunde kehrten wir mit einem entsetzlichen Hunger in unser Hotel zurück. Die Gasthöfe von Constantinopel, deren Tarif gewöhnlich zwölf Franken per Tag beträgt, sind, im Vorbeigehen gesagt, unendlich bequemer eingerichtet, als die der französischen Provinzialstädte. Man findet dort hübsche, schön tapezirte und mit einer gewissen Eleganz meublirte Zimmer, sowie gute, mit Mückennetzen versehene Betten. Die Tafel, an der stets die Frau vom Hause den Vorsitz führt, ist reich, und die Küche englisch. Sogar die französischen Weine sind in Constantinopel nicht viel theurer als in Paris. Des Morgens bietet der Salon der Madame Giuseppina die schönste Sammlung von türkischen Schlafröcken, die man sehen kann; des Abends um die Essensstunde knüpfen sich, in italienischer Zunge, der Vermittlungssprache aller Fremden in der Levante, die lebhaftesten Gespräche zwischen den Reisenden aller Länder an, die der Zufall in demselben Gasthof vereinigt hat, und die sich überdies meistens schon auf den Dampfschiffen, oder in anderen Städten des Orients begegnet sind. Aus diesen so häufigen Berührungen entsteht gewöhnlich eine Vertrau-

lichkeit, die in Constantinopel um so angenehmer ist, als dort durchaus kein gesellschaftliches Leben besteht. Wer nicht gewohnt ist, um acht Uhr schlafen zu gehen, weiß nicht, was er mit seinem Abend anfangen soll. Bei Sonnenuntergang verschwinden die Muselmannen, und die türkische Stadt schläft. In Pera gehen noch eine Stunde lang einige Müßiggänger auf dem kleinen Todtenfelde spatzieren, oder begeben sich in einen kleinen Wirthschaftsgarten, wie wir deren in unsern Vorstädten besitzen, um dort Kaffee zu trinken und schlechte Musik zu hören. Mit Einbruch der Nacht zieht sich Alles zurück, und in den verlassenen Straßen stößt man nur noch auf hungrige Hunde, die für den Fremden, der sich nicht mit einer Laterne versehen, höchst gefährlich sind. Die Griechen und die Armenier, welche im Lande wohnen, haben theilweise die Bräuche der Türken angenommen; sie empfangen Niemand. Die Glieder des diplomatischen Corps bilden des Winters somit allein eine kleine Gesellschaft, die sich während der schönen Jahreszeit auflöst. Schon in den ersten Tagen des Frühlings verlassen die Botschafter ihre Wohnungen in der Stadt, welche die Feuersbrunst beinahe unbewohnbar gemacht, um auf das Land zu ziehen. Nur Rußland hat sein Hotel wieder aufbauen lassen, und wenn man den prachtvollen, kaiserlichen Palast, den der Czar anticipando in Pera hat aufführen lassen, sich unverschämt inmitten der zerstörten Wohnungen der Botschafter *) erheben sieht, so kann man nicht umhin, die Parallele auf einem andern Boden zu verfolgen. Während des Sommers ist der Salon des Herrn Laurerrois, des Dragomans unserer Gesandtschaft, in Constantinopel der einzige, der offen ist. Einige Europäer, die durch ihre politischen oder kommerziellen Geschäfte in der Stadt zurückgehalten werden, kommen dort des Abends zusammen,

*) Zu der Zeit, da ich Constantinopel besuchte, war das Hotel der französischen Gesandtschaft noch nicht vollendet.

und die Franzosen finden daselbst eine liebenswürdige Landsmännin und die freundlichste Aufnahme. Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, daß die Entfernung oder der Einfluß des Landes diesen Zusammenkünften ein fremdes Gepräge aufdrücken. In einem Salon von Constantinopel gibt es nichts Orientalisches als die langen Pfeifen, welche die Damen gestatten, und wäre nicht der Rauch des Latakié-Tabacks, so könnte man sich in einem Hause der Chaussée d'Antin glauben. Die regelmäßige Schifffahrt der französischen und österreichischen Packetboote hat aus dem Orient eine europäische Vorstadt gemacht. Jede Woche, am bestimmten Tage, empfängt man nicht blos in den ersten Häfen Griechenlands und der Türkei Journale und Briefe aus allen Ecken der Welt, sondern man erfährt daselbst auch durch die Offiziere der Fahrzeuge, oder durch die Passagiere die ausführlichsten Nachrichten, die tiefsten Geheimnisse der Chronik der Salons von London, Neapel, Wien und Paris. Die müßigen Gesellschaften von Constantinopel, Athen und Smyrna nähren sich ausschließlich von diesen Rapporten, welche die Reisenden immer gegenseitig austauschen, und die in Syra, Malta und Triest mit den Waaren von einem Schiff auf das andere übergehen. Die Damen insbesondere legen den größten Werth auf diesen geheimen Verkehr mit einer Welt, die sie nicht sehr kennen, und nichts ist amüsanter, als wenn man in Asien ein Weites und Breites über die Entführung der Madame ***, über die Heirath der Mademoiselle ***, oder über die Chancen der nächsten Oper sprechen hört. Während man sich übrigens mit den exotischen Nachrichten beschäftigt, vernachläßigt man die einheimischen Angelegenheiten keineswegs. In der Levante kennt sich alle Welt. Die Gesellschaften von Constantinopel, Smyrna, Athen und Alexandria bilden nur Eine Gesellschaft. Wenn man sich noch nie gesehen hat, so hat man doch schon tausendmal von einander reden hören. Man weiß den Charakter, die Verbindungen, und sogar die Gewohnheiten eines

Jeden auswendig; mit Einem Worte, man spricht in Pera von den Salons von Athen, wie in dem Faubourg Saint Germain von den Gesellschaften der Chaussée d'Antin, und es ist vergebens, in Constantinopel andere Vergnügungen zu suchen. Zwar ließ im Jahr 1839 ein Italiener, Namens Gaetano Mele, in Pera mit der Genehmigung Mahmuds einen Schauspielsaal erbauen; was jedoch das Sonderbarste dabei war, ist, daß die Subscriptionsliste theilweise durch Türken ausgefüllt wurde. Uebrigens ist dieses Theater, das noch immer existirt, meistens in Ermanglung von Schauspielern geschlossen. Die italienische Truppe, welche die Levante ausbeutet, hält sich lieber inmitten der zahlreicheren Gesellschaften von Athen und Smyrna auf.

Den Tag nach unserer Ankunft schifften wir uns, um nach Stambul (der türkischen Stadt) zu gehen, in einer jener langen Barken ein, welche die Fiaker von Constantinopel bilden. Bei der mindesten Schwankung schlagen diese leichten Pirogen um, die von schönen Arnauten in seidenen Hemden, mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in Bewegung gesetzt werden. In zwei Minuten fährt man inmitten eines nie gesehenen Zusammenflusses von Kähnen aller Formen und von Fahrzeugen aller Nationen, durch das goldene Horn, und gelangt an einen Landungsplatz, der insofern noch gefährlicher ist, als die Barke, als man, im Glauben, seinen Fuß auf das feste Land zu setzen, Gefahr läuft, in eine Cloake zu springen, und sich bis an den Hals in einen schmutzigen Bach einzutauchen, der unter einer anscheinend festen Staubrinde verhüllt ist. Die Straßen von Stambul sind noch enger, unreinlicher und stinkender als die von Galata oder Pera. Schlecht gebaute, und garstig bemalte hölzerne Baraken — eine Art Käfige, mit einer Menge vergitterter Fenster — mit Stockwerken, die über das Erdgeschoß vorspringen, stehen zu beiden Seiten dieser Gänge, in denen sich eine, in allen Farben spielende Menge geräuschlos drängt. Das Pflaster, aus kleinen, in den Staub gesetzten Stei-

nen bestehend, weicht unter dem Fuße des Wanderers, und setzt ihn fortwährend der Gefahr des Hinstürzens aus, das um so bedenklicher erscheint, als in Ermanglung von Abzugskanälen, jedes Loch eine Wasser- oder Kothpfütze ist. Auf den Tischen der ersten Buden, an denen man vorbeikömmt, sieht man Haufen von großen Fischen, deren Schuppen trotz des Staubes in der Sonne funkeln. Gelbe Hunde, viel zahlreicher als in Galata, stürzen uns zwischen die Beine, und wehe dem, der sich dieser garstigen Thiere, die unter dem Schutze muselmännischer Pietät stehen, zu derb entledigte. Das Leben dieser Thiere, deren Zahl sich, wie man sagt, auf einmalhunderttausend beläuft, ist ziemlich sonderbarer Art: sie gehören Niemanden, und haben kein Obdach. Sie werden geboren, leben und sterben auf offener Straße. Jeden Augenblick sieht man eine Hündin auf dem Pflaster ihre zahlreiche Brut säugen, die sie kaum erst an einem Ecksteine geworfen hat. Wovon sich diese Vierfüßler nähren, ist sehr schwer zu erfahren. Die Regierung überläßt ihnen durchaus die Straßenpolizei und Straßenreinigung, und der Schmutz aller Art, oder die Leichname ihrer, an Altersschwäche verendeten Kameraden, bilden anscheinend ihre gewöhnliche Nahrung; es wäre schrecklich, beizufügen, daß diese Thiere des Nachts häufig schaarenweise in den Kirchhöfen umherwühlen. Welches auch immer ihre Subsistenzmittel seyn mögen, sie vermehren sich ungeheuer rasch. Vor einigen Jahren hatte sich das Hundegeschlecht in Constantinopel so sehr vervielfältigt, daß es daselbst sehr gefährlich wurde. Zum großen Aergerniß der alten Muselmannen ließ Mahmud neben andern Reformen, fünfundzwanzigtausend dieser Thiere, nicht vergiften, das hätte er nicht gewagt, wohl aber nach den Inseln des Marmorameeres deportiren. In wenigen Tagen hatten sie den Ort ihrer Verbannung gewissermaßen verschlungen, worauf sie, vor Hunger sterbend, einen solchen Lärm verführten und so kläglich zusammenheulten, daß man Mitleiden mit ihnen bekam und sie im Triumphe

nach Constantinopel zurückbrachte. Zum großen Glücke ist die Hundswuth ein, in der Levante unbekanntes Uebel. Die Einführung der Wuth in ein Land, wo die Hunde beinahe ebenso zahlreich als die Menschen, und viel geachteter als diese sind, würde gewiß die fürchterlichste Verheerung anrichten.

Was man in Stambul zuerst besucht, das sind die Bazars, ein unermeßliches Labyrinth, wohin man gewöhnlich von einem sehr einsichtsvollen Armenier geleitet wird, der den Namen Ludovic und den Titel eines ordentlichen Parfümeurs des Prinzen Joinville führt. Kraft jener erstaunlichen Leichtigkeit, mit der die Bewohner der Levante Sprachen lernen, spricht Ludovic, wie die meisten Griechen, sogar aus der untersten Klasse, nicht bloß alle Idiome des Orients, sondern auch mit größter Geläufigkeit französisch, italienisch und deutsch, und dient redlich als Vermittler zwischen dem einheimischen Verkäufer und dem fremden Käufer. Die Bazars von Constantinopel haben mehr als Eine Aehnlichkeit mit denen von Smyrna, und obgleich unendlich bedeutender, entsprechen sie ebensowenig den Begriffen von Pracht und Größe, die wir uns von diesen Märkten des Orients machen. Die türkischen Bazars haben immer ein ärmliches Aussehen, und die von Constantinopel, die schönsten von allen, erinnern in ihrem Ensemble weniger an unsere zierlich ausgestatteten Buden, als an die Gänge unserer Hallen und an die Pfeiler des Temple. Man kömmt hier in ein unermeßliches Labyrinth von angen, tunnelartig gewölbten Gängen von grober Bauart, die beständig naß sind. An Seilen, die von einer Wand zu der andern laufen, hängen glänzende Teppiche, goldgestickte Stoffe und andere Gegenstände, deren Reichthum zu der Nacktheit der Wände einen sonderbaren Gegensatz bildet. Das Comptoir bildet eine, nicht sehr hohe hölzerne Estrade, welche mit einer Matte bedeckt ist und dem Verkäufer als Divan und dem Käufer als Sitz dient. Von da sieht der Muselmann, die Beine gekreuzt und die Pfeife

im Mund, ruhig den Fremden vorbeigehen, den er bisweilen mit dem Namen Effendi anruft, während ihn die Armenier, thätiger und beredter, irgend einen lockenden Gegenstand in der Hand, verfolgen, indem sie ihm laut nachrufen: Signor Capitan! Die Redlichkeit der Türken ist sprichwörtlich. Merkwürdigerweise führt man in Constantinopel nicht ein einziges Beispiel von einem, durch einen Mahomedaner begangenen Diebstahl an, und Banquiers haben mir versichert, daß sie bei jeder Gelegenheit ohne Bedenken sehr hohe Summen armen Lastträgern anvertrauen, deren Namen sie nicht einmal kennen. Mit den Griechen ist es freilich etwas Anderes. Unter ihnen finden sich nur zu häufig Spitzbuben, die ebenso gewandt sind, als die Lazzaroni, und wenn man sich dort nicht in Acht nimmt, so kommt man in den Bazars von Stambul ebenso leicht um den Inhalt seiner Taschen als in den Straßen von Neapel. Wenn die Türken nicht stehlen, so machen sie sich dagegen kein Gewissen daraus, auf die Unwissenheit der Fremden zu speculiren. Meistens mit den Lohnbedienten einverstanden, schnellen sie den Fremden unverschämt. Es gibt, wie man mir gesagt, nur Eine Art, sie zur Vernunft zu bringen. Wenn ein Türke seine Waare überbietet, so braucht man ihm bloß zu sagen: „Du fürchtest also Gott nicht!“ alsbald verändert er die Miene, gibt dem Handelsgegenstande seinen wahren Werth, und dann hieße es ihn schwer beleidigen, wenn man ihm nicht glauben wollte. Der gewöhnlichen Raubgier der Kaufleute des Bazars kann man ausnahmsweise Beispiele von seltener Uneigennützigkeit gegenüberstellen. Es geschieht bisweilen, daß alte Muselmannen mit weißem Barte, die den Werth dieses oder jenes Gegenstandes nicht genau kennen, unserer Rechtlichkeit die Bestimmung des Preises anheimgeben, und uns die Waare ohne Murren überlassen. Bei meiner Ankunft in den Bazars wandte ich mich zuerst an einen reichen Perser, dessen Bude eine Fülle von exotischen Merkwürdigkeiten jeder Art zeigte. Dem Herkommen gemäß bot uns

der Kaufmann Pfeifen und Kaffee an, und ehe er von Geschäften sprach, ließ er uns um Neuigkeiten aus Frankreich und Algier befragen. Nach dieser obligaten Einleitung zeigte ich ihm, nach dem Preise fragend, einen jener feinbemalten Schreibzeuge, die man, wenn ich nicht irre, in der Gegend von Tiflis verfertigt. Er wollte zweihundert Piaster *) dafür, und ich bot ihm hundert. Der Kaufmann antwortete mir gelassen, daß er seinen Schreibzeug nicht um einen Para billiger verkaufe, daß er ihn aber, wenn er mir anstehe, mit Vergnügen umsonst geben wolle. In den Bazars von Constantinopel trifft man eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Waaren, die oft durch ihre billigen Preise in Versuchung führen. Persische Seidenstoffe, Schlafröcke, Goldstickereien und Teppiche werden dort um Spottpreise verkauft. Parfümerien, Edelsteine, Balsambüchsen, Pelzwaaren, Confituren und Bonbons jeder Art, Pfeifen von allen Formen, Saffianarbeiten, Sammtpantoffeln, Kaschmir, ganz fertige Kleider, seidene Schärpen und Kaschmirschawle bedeckten in den tausend Umwegen der Bazars einen Raum von mehreren Meilen. Im Besistan, einem großen viereckigen, von den andern Bazars getrennten Gebäude findet man in Menge jene von den Liebhabern so gesuchten alten Waffen, jene mit Korallen geschmückte Karabiner, jene reichen Yatagans, welche die Janitscharen tragen, und jene berühmten persischen Säbel, deren Klinge allein, matt und ohne Verzierung, bisweilen über tausend Thaler kostet, und mit der, wie man sagt, ein geübter Arm mit einem einzigen Hiebe den Kopf eines Büffels vom Rumpfe trennen kann. Ferner findet man dort, wenn man recht sucht, schöne Becher von Jade, Porzellanwaaren aus Japan und aus Sachsen, bisweilen sogar kostbare Stücke von Sèvres, oder wo sie sonst her seyn mögen.

*) Der türkische Piaster, der vor vierzig Jahren drei Franken galt, gilt jetzt nur noch fünfundzwanzig Centimes.

Die Handelsbewegung von Constantinopel steht in enger Verbindung mit der von Smyrna, und die allgemeinen Bemerkungen, die wir bei der Besprechung des Marktes dieser Stadt gemacht, dürften auch hier ihre Anwendung finden. Es gibt sogar eine Bemerkung, die man machen muß, wenn man sich nicht einen übertriebenen Begriff von dem Handel der Hauptstadt machen will, daß nämlich, da mehrere wichtige Handelszweige, die Seide und das Opium zum Beispiel, in der Hauptstadt Zölle entrichten müssen, viele Kaufleute sie in Constantinopel nur deßhalb kaufen, um sie nach Smyrna überzuführen, wo sie solche auf's Vortheilhafteste umzusetzen vermögen. So finden sich diese Waaren zweimal in die überdieß schlecht geführten Register der türkischen Douanen eingetragen. Die Wolle, welche durch örtliche Verhältnisse ganz natürlich nach der Hauptstadt gezogen wird, bildet den Hauptzweig des Handels von Constantinopel. Sie wird in Masse von den nächstgelegenen Provinzen Rumelien, Thessalien und Bulgarien geliefert, die bei einer Einwohnerschaft von etwa fünf Millionen gegen acht Millionen Schaafvieh ernähren. Wir glauben uns nicht sehr zu täuschen, wenn wir den Werth dieser Heerden auf vierundfünfzig Millionen Franken anschlagen. Die Wichtigkeit eines solchen Gegenstandes müßte nothwendigerweise die Habgier einer Regierung in Versuchung führen, die eine Verfassung hat, wie die türkische. In der That wollte man im Jahr 1829 die Wolle zum Monopol erheben. Glücklicherweise bewirkten die Verzweiflung der Schaafhalter und einsichtsvollere Rathgeber, daß man auf diese Maßregel verzichtete, die nicht bloß den Wollhandel zerstören, sondern auch aller Wahrscheinlichkeit die Schaafzucht in der Türkei vernichten müßte.

Statt sich diesen Handelszweig völlig anzueignen, belastete ihn die Regierung mit einer so schweren Abgabe, daß die Provinzen am Ende bei dem Tausche nicht sehr gewannen. Bald

stieg der Preis der Wolle auf mehr als das Vierfache, und im Jahr 1833 verkaufte man den Centner zu zweiundvierzig Franken, während er im Jahr 1816 nur zehn Franken kostete. Die Abschaffung der Monopole und die Umänderung der Zölle haben seit fünf Jahren diesem Handel Erleichterung verschafft, ohne ihn übrigens zu heben. Theilweise durch den ihm beigebrachten Schlag niedergeschmettert, bisweilen auch durch die Pascha's gehemmt, stockt er, wie alle übrigen Handelszweige im Reiche. Die Türkei, welche die Menschen zu einem Lande des Elendes gemacht, schien der Himmel zu einem Lande der Verheißung bestimmt zu haben. Dem Landbau hatte er unermeßliche Ebenen angewiesen, fruchtbarer, als man sie irgendwo auf der Erde findet, und in den anscheinend unergiebigen Bergen für die Industrie unberechenbare Schätze verborgen. Die Einwohner haben das Land unangebaut, und die Berge undurchwühlt gelassen. Erzgänge aller Art gibt es die Fülle im Reiche; das Kupfer allein, das nur als Contrebande verkauft wird, das Kupfer würde, wenn man es im Großen ausbeutete, dem Handel von Constantinopel ein neues Element zuführen, das ihn aus seiner Erschlaffung erwecken könnte. Wird man je daran denken? Man darf das nicht hoffen. Gleich dem Hunde in der Fabel, wollen die Türken, was sie haben, weder selbst benützen, noch von Andern benützen lassen. Zu träge, um selbst die Reichthümer ihres Bodens auszubeuten, sind sie zugleich zu eifersüchtig, um es Andern zu gestatten. Ueberdieß können die Europäer, die nach einem alten und neuerdings bestätigten Gesetze, in der Türkei kein Grundeigenthum zu besitzen berechtigt sind, im Reiche keine landwirthschaftliche oder industrielle Spekulation von Bedeutung unternehmen. Noch mehr, die türkische Verwaltung kennt selbst nicht alle Reichthümer, welche der Boden in sich schließt; die Bevölkerung aber, welche die Leute, die sie regieren, genau kennt, ist ängstlich bemüht, das Daseyn

der Minen zu verbergen, aus Furcht, daß man sie eines Tages behufs deren Ausbeutung zu einer mühsamen und schlecht belohnten Arbeit anhalte.

Die Donauprovinzen haben es heutzutage Thracien und Macedonien überlassen, die Hauptstadt mit Korn zu versehen. Dieser wichtige Handel ist, wie alle übrigen, durch die barbarischen Maßregeln einer kurzsichtigen Verwaltung zu Grunde gerichtet worden. Indem sich die Regierung die Verproviantirung der Hauptstadt vorbehielt, gestattete sie die Kornausfuhr nur gegen besondere Patente. Ohne Zweifel hätte die Freiheit dieses Handels dem Landbau neues Leben gegeben, ohne Zweifel hätte sie den Wohlstand in mehreren Provinzen neu erstehen lassen; aber das lag nicht im Interesse der hohen Personen, welche die Patente ausstellten und mit den Fermans Handel trieben. Im Jahr 1828 zeigte sich ein Umstand, der die Regierung über diesen Punkt hätte aufklären können; die Russen hatten die Verbindungen unterbrochen, und der Mangel begann, sich in Constantinopel fühlbar zu machen; die schlecht ausgestatteten Magazine der Verwaltung konnten nur so schadhaftes Korn liefern, daß man kaum ein abscheuliches und ungesundes Brod davon zu backen vermochte. Um dem Uebel abzuhelfen, schlug ein Beamter vor, die Lieferung des Kornes freizugeben. Die Lage war bedenklich, das Volk murrte laut; man gab sie frei. Sofort drängten sich die Ackerbauer, die Kaufleute herbei, und bald war wieder Vorrath genug da. Will man wissen, wie sich die Regierung diese Lehre zu Nutzen machte? Zuerst nahm sie das Monopol wieder; dann, vier Jahre später, im Jahr 1832, als sie für ihre Magazine eine Million Getreidemaaße bedurfte, verbot sie, um sich dieselben desto gewisser verschaffen zu können, die Kornausfuhr im ganzen Reiche. So vernichtete sie, um schneller eine Million Getreidemaaße zusammenzubringen, vielleicht hundert Millionen, und richtete zehntau-

send Ackerbauer zu Grunde. Erst im Jahr 1838 hat dieses barbarische System theilweise nachgelassen, und man kann sich wohl denken, daß namentlich in einem Lande, wie die Türkei, sechs Jahre nicht hinreichen, um die Spuren einer solchen Erschöpfung zu verwischen. Welche Ziffer zeigt seit 1838 jene Wiederbelebung des Handels, von der man so viel gesprochen? Das ist schwer zu sagen, und die unvollständigen Register der türkischen Verwaltung würden uns den gehörigen Aufschluß darüber nicht wohl geben können. Wenn man sich übrigens erinnert, daß in Smyrna die Abschaffung der Monopole einen Handelsverkehr von zweiundvierzig Millionen, der seit 1816 um dreißig Millionen heruntergekommen ist, in einem Jahre kaum um eine Million vermehrt hat, so kann man sich analog einen annähernden Begriff von der vorgeblichen Wiederbelebung des Handels der Hauptstadt machen, und sollte man sich auch um einige hunderttausend Franken irren, was hat dieß nach einem solchen Vorfalle zu sagen?

Noch weit mehr, als sein Handel, weist der Verkehr seines Hafens Constantinopel eine Stelle unter den bedeutendsten Städten Europa's an. Ich habe schon gesagt, wie großartig der Anblick dieser Kette von Fahrzeugen war, die drei Reihen hoch in dem goldenen Horn einen, beinahe Meilen langen Raum bedecken. Die Zahl dieser Fahrzeuge ist in der That ungeheuer; sie hat sich im Jahr 1843 auf fünftausendneunhundertundsechsundachtzig belaufen, wenn man neben den nach Constantinopel bestimmten Fahrzeugen auch diejenigen zählt, die auf ihrem Wege nach dem schwarzen Meere in diesem Hafen nur anhalten. Kein Hafen in Europa ist der Schauplatz einer so lebhaften Schifffahrt, selbst der von London nicht, der, wenn wir recht unterrichtet sind, jährlich nur viertausendeinhundertundvierzig Schiffe mit einer Last von siebenmalhundertundachtzigtausend Tonnen aufnimmt. Der Verkehr der neunundzwanzig Häfen Rußland's zusammengenommen,

kommt dem des goldenen Hornes nicht gleich. — Hier drängt sich uns eine jener Thatsachen auf, die man nur mit Schmerzen anerkennt, wenn man sein Vaterland liebt. Indem wir bei der Schilderung Smyrna's den bejammernswerthen Vorfall des französischen Handels in der Levante in's Auge faßten, haben wir gesagt, daß Frankreich, das im Jahr 1816 noch genau die Hälfte der Geschäfte in der Türkei machte, im Jahr 1842 bei dem allgemeinen Verkehr nur noch mit einem Sechstel betheiligt war. In Constantinopel nun ist das Verhältniß noch trauriger. Die fünftausendneunhundertundsechsundachtzig Fahrzeuge, welche jedes Jahr vor der Hauptstadt des türkischen Reiches vor Anker gehen, vertheilen sich zwischen den verschiedenen europäischen Nationen folgendermaßen:

Griechenland	2,478.	Schweden	17.
Rußland	963.	Frankreich	16.
England	828.	Toskana	15.
Sardinien	628.	Belgien	9.
Sicilien	69.	Amerika	3.

Diese officielle Liste ist für das Jahr 1843 entworfen worden. Man sieht, Sardinien macht heutzutage mit Constantinopel siebenundneunzig Procente mehr Geschäfte als wir, und selbst Schweden übertrifft uns; gehen ja doch jährlich nur sechzehn französische Schiffe in Constantinopel vor Anker. In einem Lande nun, wo der Handel in enger Verbindung mit der Politik steht, besagt diese Ziffer mehr, als alle Commentare.

Die Handelsgeschäfte werden in den langen Corridoren der Bazars abgemacht. Eine unermeßliche Menge, die in ganz anderer Weise, als die ausgestellten Waaren, interessant anzuschauen ist, drängt sich dort in jeder Stunde des Tages. Trotz seines Verfalls ist Constantinopel noch immer der Durchschnittspunkt der beiden Welten, der unumgängliche Mittelpunkt, nach welchem die Verbindungen zwischen dem Orient und Occident zusammenlaufen.

An diesem allgemeinen Sammelplatze, wo Europa und Asien zusammenkommen, ohne sich zu vermischen, kann man das ganze menschliche Geschlecht in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Typen studiren: Russen, welche beobachten, Engländer, welche berechnen, Amerikaner, welche handeln, Italiener, welche gestikuliren, Franzosen, welche peroriren, Griechen, welche sich sehen lassen, Juden, welche schachern, Neger, welche umherschauen, Araber, welche reisen, Perser, welche Geschäfte machen, drängen sich in buntem Durcheinander um den Türken, der unbeweglich inmitten der allgemeinen Bewegung raucht und träumt. Es ist ein unbegreiflicher Wirrwarr von seidenen Pelzen und Uniformen, von weißen Burnussen und schwarzen Röcken, und, so zu sagen, ein lebendiger Strom von Turbanen, rothen Fesen und Castorhüten. Schaaren von Frauen mit ihren weißen Domino's schreiten mitten durch diese Menge, die oft einem Pascha zu Pferd Platz macht, dessen Diener hinter ihm hertraben. Da und dort halten beladene Esel; am Ende der Galerien ziehen bisweilen Caravanen von Kamelen vorüber. Man hört das durchdringende Geschrei der Sorbethändler, das abscheuliche Geheul der Hunde, und Tauben gurren zu den Füßen dieser bunten Menge, deren tausend Stimmen sich in ein langes und forttönendes Summen vereinigen. In seinem Ensemble betrachtet, erweckt dieses Schauspiel eher Erstaunen als Bewunderung; in seinem Detail gemustert, bietet es eine Anzahl origineller Scenen und charakteristischer Bilder. Da singt ein umherziehender Musikant seinem niedergekauerten Auditorium eine jener endlosen Balladen vor, deren die Türken nie müde werden; dort spricht eine Gesellschaft von Freunden im Angesicht der Menge, und erquickt sich an einem Korb voll grüner Gurken. *)

In diesem Harem, an dem wir vorüberkommen, mögen Dinge

*) Des Sommers nähren sich die Türken beinahe ausschließlich von grünen und rohen Gurken.

vorgehen, die wohl Jedem Stoff genug geben, um einen ganzen Tag darüber zu träumen! Hat nicht eines der weißen Gespenster einen jener flüchtigen Blicke auf uns geworfen, infolge deren der ganze Körper erzittert? Es geschieht zwar sehr selten, daß solche Blicke im Gehirne der Reisenden abenteuerliche Pläne erwecken. Die türkischen Frauen gehen gewöhnlich mit gesenktem Haupte und finden sich anscheinend mit viel Ergebung in ihr Loos, das übrigens nicht so traurig ist, als man sich denkt. Allerdings nehmen sie in der Gesellschaft eine untergeordnete Stelle ein; aber in der völligsten Unwissenheit erzogen, sind sie sich deren durchaus nicht bewußt, und ertragen um so leichter ihr Schicksal, als sie kein glücklicheres kennen, mit dem sie es vergleichen könnten. Von ihren Herrn werden sie mit der größten Sanftmuth behandelt, und haben nicht, wie man glaubt, unter ihren Launen oder ihrer Rohheit zu leiden. Was man auch in neuerer Zeit dagegen gesagt hat, man beharrt in Europa darauf, sich den Türken als einen glücklichen Sterblichen vorzustellen, der unabläßig von einem Schwarm üppiger Odalisken umgeben ist, denen er nach Belieben sein Schnupftuch zuwirft. Alle Unterthanen des Reiches für Sultane zu halten, ist ein sonderbarer Irrthum. In Constantinopel gibt es kaum einige Türken, die sich des Rechtes, zwei oder drei Frauen zu haben, bedienen; überdieß bringen sie dieselben in getrennten und gewöhnlich sehr weit von einander entfernten Häusern unter. Ohne in die Türkei zu gehen, würde man vielleicht in Europa ähnliche Einrichtungen finden. Die übrigen Türken, man kann es nicht oft genug wiederholen, die übrigen Türken haben nur Eine Frau, der sie gewöhnlich sehr treu sind. Zwar gibt jeder Ehemann seiner Frau ein Gefolge von Sklavinnen, so zahlreich, als es sein Vermögen gestattet; — das ist der Luxus des Orients; diese jungen Mädchen sind bisweilen sehr schön, und der Muselmann ist unumschränkter Herr in seinen vier Wänden. Wenn er aber insgeheim seine Auctorität benützt,

so begeht er eine Handlung, über die er selbst erröthet, und wenn er, der Eifersucht seiner Frau trotzend, sich offene Untreue zu Schulden kommen läßt, so trifft ihn der allgemeine Tadel. Man denke an das, was in den civilisirten Ländern geschieht, und man stelle sich den Muselmann vor, der seine Zeit müßig unter einem lauen Klima verbringt, der seine Genüsse mit dem Gesetz rechtfertigen kann, der im Kreise schöner junger Mädchen mit langen Augen lebt, die nur ihn kennen, die ihn ohne Zweifel lieben, und vielleicht wird man die Fehler Einzelner begreiflicher finden. Was diejenigen anbelangt, die allen diesen Versuchungen widerstehen, und diese bilden, wie ich schon gesagt habe, die Mehrzahl, so wird man zugeben, daß ihre Treue verdienstvoll ist, und daß man in der Regel die Tugend der Türken nicht hoch genug anschlägt. Der Großherr allein ist Sultan in der ganzen wollüstigen Bedeutung des Wortes. Ein prachtvoller Palast, wohin nie das Geräusch der Außenwelt dringt, wo ein unerschöpflicher Schatz alle Wunder des Luxus vereinigt, — Marmorbäder, Zaubergärten, die zur Umzäunung ein schimmerndes Meer, und zum Dome den lieblichsten Himmel der Welt haben, Legionen von Sklaven, die keinen andern Willen haben, als den seinigen, und keine andern Gesetze, als seine Launen, die bereit sind, sein geringstes Mißfallen mit ihrem Kopfe zu bezahlen, und in diesem Eden drei- bis vierhundert Frauen, die unter den schönsten der Welt auserlesen wurden, die nur für ihn athmen, nur für ihn lächeln, — das ist die Welt, das ist das Leben dieses Mannes, und der gegenwärtige Sultan ist zweiundzwanzig Jahre alt! Nach der Versicherung Aller, die diesem jungen Manne nahe kommen, ist er mürrisch, traurig und verdrießlich. Der Harem des Großherrn ist der geheimnißvollste Ort der Erde, und Niemand vermöchte genau zu sagen, was hinter seinen Mauern geschieht; man glaubt indeß, daß die Zahl der daselbst untergebrachten Frauen sich auf fünf- bis sechshundert beläuft. Sie sind in mehrere Klassen ab-

getheilt. Unter dem Namen Kadinen bezeichnet man diejenigen, welche das Glück hatten, Seiner Hoheit zu gefallen, und deßhalb seine Favoritinnen geworden sind; jede von ihnen bewohnt ihre besonderen Gemächer, und zu ihrer Bedienung ist eine Menge junger Sklavinnen da, welche man Usta's nennt. Kadinen gibt es gewöhnlich nur vier, doch steht es im Belieben des Sultans, sich weitere zu wählen; Amurat III. zum Beispiel fand für gut, deren Zahl zu verzehnfachen: er hatte vierzig Favoritinnen zu gleicher Zeit, und mehr als dreihundert Kinder. Die Kadinen sind die Frauen des Großherrn, die Odalisken oder Gedekli's aber sind seine Geliebten. Unter den schönsten Mädchen Asiens, Afrika's und des östlichen Europa's gewählt, bilden die Odalisken für Seine Hoheit ein liebliches Bataillon Pagen. Zwölf der schönsten versehen den Dienst in den Bädern, und unter ihnen wählt der Sultan neue Kadinen, wenn es ihm beliebt, mit den alten eine Aenderung vorzunehmen und sie in das alte Serail zu schicken. Wenn sie einen Knaben gebären, treten sie in den Rang der Assekі ein. Ihre Lage ändert sich alsdann vollkommen, aus Sklavinnen werden sie Sultaninnen, und der Einfluß, den sie erlangen, ist bisweilen sehr groß. Außer den Odalisken wird eine große Anzahl junger Mädchen, die im Alter von zehn Jahren in den Harem eingetreten sind, und den Namen Schaschirdannen führen, in den Mauern des Serails auferzogen. Sie blühen für die Zukunft heran und werden später, je nach ihrer Schönheit, den Odalisken, oder den Dscharschen zugetheilt, die nur einfache Kammerzofen sind. Es versteht sich von selbst, daß die Launen des Großherrn die Zahl der schönen Gefangenen des Harems jeden Tag vermehren, und überdieß macht die Nation am letzten Tag des Ramasan Seiner Hoheit die schönste Sklavin, die in Georgien aufzufinden ist, zum Geschenk. Die, welche dem Abdel Medschid vor zwei Jahren gegeben wurde, hatte allein nicht weniger, als eine Million, zweimalhunderttausend Piaster gekostet. Alle Frauen

des Harems stehen unter dem Befehl einer älteren Odaliske, die den Titel Kahajat Kadina führt und deren Geschäft darin besteht, den Sklavinnen das Belieben des Großherrn mitzutheilen. Unter einem glühenden Himmel geboren, die Liebe ihre ganze Religion, die Liebe ihr einziger Gedanke, bringen diese jungen Schönheiten ihr ganzes Leben in gemeinsamem Müßiggange zu. Viele von ihnen kennt der Sultan kaum; sie sehen nur ihre garstigen Wächter, und man begreift, daß aus dieser barbarischen Einkerkerung eine entsetzliche Demoralisation hervorgeht.

Es ist schwer zu glauben, daß ein Mann auf die Gefahr eines schrecklichen Todes, und bei der geringsten Aussicht auf ein Gelingen, die unübersteigliche Schwelle dieses geheimnißvollen Palastes zu übersteigen gewagt habe. Gleichwohl erzählt man, daß es vor einigen Jahren einem jungen russischen Diplomaten, der mit Geld eine Jüdin bestochen, die Parfümerien an die Gefangenen des Harems verkaufte, gelungen sey, sich mit ihr in Frauenkleidern, in das von den Odalisken bewohnte Viertel einzuschleichen. Er herrschte dort, sagt man, zwei ganze Tage hindurch, als Sultan. Als er nach Verfluß dieser Zeit von einem Eunuchen entdeckt wurde und keinen andern Ausweg sah, zerschlug er in der Kraft der Verzweiflung das Gitter eines Kreuzstockes und warf sich blindlings in den Bosphorus. Noch an demselben Abend schiffte er sich ein, und ging nach Odessa ab. Was soll man von dieser Anekdote denken? Sie ist in Constantinopel in Jedermanns Munde. In den Harem des ärmsten Muselmanns zu dringen, wäre ein noch vielleicht gefährlicheres Unternehmen, insoferne der verwegene Abenteurer nicht Eine Stunde in dem kleinen Hause eines Privatmanns verborgen bleiben könnte, während die tausend Gänge des Serails und die unermeßliche Anzahl seiner Bewohner dem Tollkühnen noch einige Hoffnung des Entkommens lassen. Der bei einer Türkin angetroffene Christ würde, und wäre es auch die niederste der Frauen

unbarmherzig zusammengehauen, und sein Botschafter würde nicht einmal wagen, seinen Leichnam zu reklamiren. In Constantinopel gibt mehr als Ein Beispiel solch fürchterlicher Rache den Verliebten Stoff zum Nachdenken, und doch vermag die Furcht vor dem Tode nicht immer die Sorglosigkeit der Liebe, oder sogar nur den Reiz der Gefahr zu überwinden. Von Zeit zu Zeit geben galante Abenteuer, die eine tragische Entwicklung nehmen, der Gesellschaft von Peru Stoff zur Unterhaltung. Wenige Tage vor meiner Ankunft zu Constantinopel, hatte eine junge türkische Frau einen jungen Armenier von außerordentlicher Schönheit auf dem Bazar bemerkt. Die ungetreue Muselmännin, welche die Abwesenheit ihres Mannes benützen wollte, flüsterte, ohne weitere Präliminarien dem jungen Manne ein so verführerisches Wort ins Ohr, daß er ihr folgte. Er hatte den Tag bei ihr zugebracht und wollte die Nacht erwarten, um sich unter ihrem Schutze zu entfernen, als der Klopfer der Thüre stark anschlug. Es war der Mann. Das Haus lag nicht am Meere; man konnte nicht zum Fenster hinausspringen; es war klein, und man konnte sich unmöglich darin verbergen, und es hatte nur Einen Ausgang. Da der junge Armenier einsah, daß er sich nur durch einen Gewaltstreich retten konnte, so näherte er sich der Hausthüre, öffnete sie rasch, warf mit einem heftigen Stoß den unwillkommenen Ehemann nieder, und lief was er konnte, um sich nach Peru in das unverletzliche Haus eines Dragomans der französischen Gesandtschaft zu retten. Unglücklicherweise war der überfallene Muselmann schnell genug wieder aufgestanden, um dem Verführer von ferne folgen zu können. Sein Geschrei rief bald eine zahlreiche Menge wüthender Türken zusammen. Diese drohten mit Mord und Brand, und verlangten mit lauter Stimme die Auslieferung des Schuldigen. Der Tumult stieg von Stunde zu Stunde, das schützende Haus war umzingelt, und der Dragoman wußte nicht, was er thun sollte, als des

Abends ein Marineoffizier, begleitet von zwei Matrosen, die ihm Laternen vortrugen, zum Besuche bei ihm eintraf. Nun erst erdachte man ein Mittel zur Flucht. Eine Stunde später verließ der Armenier, gehörig rasirt, in die Kleider eines der Matrosen gesteckt, seinen kleinen Wachshut auf dem Kopf, und seine Laterne in der Hand, dem Schiffslieutenant leuchtend, das Haus. Des folgenden Tages brachte man ihn auf ein Packetboot, welches eben unter Segel ging, und er verließ Constantinopel. Was die ungetreue Frau betrifft, so verschwand sie, und stets hatte ich gedacht, daß der lederne Sack, den wir wenige Tage nach diesem Vorfalle im Marmormeer hatten schwimmen sehen, die traurige Entwicklung dieses Abenteuers sey. Man kann somit sagen, daß die türkischen Frauen unzugänglich sind, und solche Anekdoten, die man ganz leise erzählt, bestätigen diese Behauptung, statt sie zu entkräftigen. Die Griechinnen von Constantinopel leben zurückgezogen, wie die von Smyrna, und es ist eben so schwer, sich in das Vertrauen der schönen Fanariotinnen einzuschleichen, als die Gunst der hübschen Bewohnerinnen der Rosenstraße zu erlangen. Aus Allem diesem muß man den Schluß ziehen, daß die Eroberungen im Orient nur in den Romanen bestehen, und daß in der Türkei die einfachsten galanten Abenteuer wahre Phänomene sind.

Mit Ausnahme einiger sehr theurer Circassierinnen, die zwischen Privatleuten unter der Hand verkauft werden, bezieht man die Sklavinnen in der Regel aus dem Bazar, wo dieser traurige Handel noch jeden Tag stattfindet. Auf meinen Ausflügen unterließ ich nicht, den Sklavenmarkt von Constantinopel zu besuchen, der viel bedeutender ist als der von Smyrna. Dieser Markt, den die Europäer erst seit einigen Jahren betreten dürfen, steht mit den andern Bazars von Stambul in Verbindung. Es ist ein geräumiger viereckiger Hof, bepflanzt mit einigen Bäumen, und umgeben von einer hölzernen Galerie, wo man im Schatten

an einer Reihe verschlossener Käfige vorbeigeht, die ihr Gitterwerk dem Beschauer zuwenden. Große Stücke Segeltuch, die da und dort von einem Baume zum andern aufgespannt sind, werfen ihren erquickenden Schatten in diesen Hof. Unter diesen Zelten sind auf Matten Gruppen von Negerinnen niedergekauert. Diese jungen Mädchen von zehn bis zwölf Jahren sind an Beinen und Schultern nackt, und ihre einzige Bekleidung besteht in einer blauen, um die Hüfte befestigten Schürze, und in einem, auf der Brust offenen Hemde von grober Leinwand. Ihr Gesicht ist in der Regel sehr häßlich, aber ihre Büste wunderschön. Ernste Türken und verschleierte Frauen umkreisen und untersuchen sie nacheinander, und beschenken sie bisweilen zu ihrer großen Freude mit Zuckerwerk, das sie in der benachbarten Bude gekauft haben. Andere Neugierige sitzen auf der Estrade, oder rauchen friedlich ihre Pfeife in einem großen Kiosk, das man in ein Kaffeehaus umgewandelt hat. Die Käufe werden sehr schnell abgemacht. Wenn das Gesicht einer Sklavin und ihr Preis, um den man den Händler ganz leise befragt, einem Käufer anstehen, so erhebt sich die kleine Negerin auf ein Zeichen ihres Herrn; der Kunde nähert sich ihr, spricht mit der größten Sanftmuth mit ihr, überzeugt sich durch Untersuchung ihres Zahnfleisches, daß sie den Skorbut nicht hat, und fährt ihr sodann mit der Hand über die Brust, um ihre Festigkeit zu prüfen. Das junge Mädchen scheint durch diese Untersuchung, die überdies mit der größten Decenz vorgenommen wird, nicht in die mindeste Verlegenheit zu kommen. Je nach dem Ergebniß der Unterhandlung setzt sich die Sklavin von Neuem auf die Matte, in Erwartung eines neuen Käufers; oder sie knüpft eine Schürze, die ihre gesammte Habe, nämlich ein Hemd und zwei kupferne Armspangen enthält, zusammen, und folgt ihrem neuen Herrn mit sichtlicher Freude, und ohne ihren Gefährtinnen Lebewohl zu sagen. Außer diesen jungen Mädchen, deren Preis zwischen zwei- bis fünfhundert Franken

wechselt, sieht man da und dort einige alte, häßliche Negerinnen, die ein frommer Muselmann um einen geringen Preis kauft. Wenn man ihn fragt, warum er einen solchen Einkauf treffe, so antwortet er, Mahomet befehle, denjenigen Brod zu geben, die es nicht mehr verdienen können.

Die weißen Sklavinnen haben einen viel höheren Werth und werden deshalb nicht wie die Negerinnen im Hofe der Sonnenhitze ausgesetzt; sie bleiben in den Verschlägen, die man unter der Galerie angebracht, welche rings um den Bazar läuft. Der Zutritt zu diesen Gitterverschlägen ist den Christen verboten, und der zu neugierige Spaziergänger wird von dem Sklavenhändler mit besorgter Miene verfolgt, oder sogar mit einer drohenden Geberde zurückgewiesen. Mit ein wenig Gewandtheit und viel Geduld gelang es mir indeß, mich mehreren dieser Zellen zu nähern. Wie die türkischen Frauen unter den weißen Falten eines weiten Feredsche verborgen, erschienen mir die weißen Sklavinnen, die ich gewahrte, jung und schön, obgleich sie sich durch Schminke einen ganz theatralischen Teint gegeben hatten. Einige von ihnen verhüllten, sobald sie sahen, daß sie der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit waren, schamhaft das Gesicht, Andere hingegen, und diese bildeten die Mehrzahl, warfen kühne Blicke auf mich, oder machten sich, indem sie auf meine europäische Tracht deuteten, auf eine, für meine Eigenliebe höchst kränkende Weise über mich lustig. Männliche Sklaven befanden sich wenige im Bazar; ich sah nur etwa zwanzig Negerknaben, die unter durchdringendem Geschrei ein Spiel machten. Zwei von ihnen trugen einen eisernen Ring am Fuß; man sagte mir, daß diese Beiden zu fliehen versucht hätten, und daß diese Fesseln sie von neuen derartigen Versuchen abhalten sollten. Während meines Aufenthaltes in Constantinopel habe ich oft den Sklavenmarkt besucht, und diese eisernen Ringe an den Füßen von zwei oder drei kleinen Negern, die sie übrigens in ihren Spielen keineswegs hinderten, sind die

einzigen Strafen, die ich anwenden sah. Mir schien immer, daß die Verkäufer die unglücklichen Kinder, die sie ausbieten, mit beinahe väterlicher Sanftmuth behandelten, und ich kann, um es zu wiederholen, nicht an die Mißhandlungen glauben, die sie nach der Behauptung gewisser Staatswirthschaftsverbesserer täglich erleiden sollen. Ein Menschenmarkt ist an und für sich demüthigend genug, als daß eine übertriebene Philanthropie einem so traurigen Gemälde schmerzliche Details, die überdies nur reine Erfindungen wären, beizufügen brauchte. Man würde sich sehr irren, wenn man die Lage der Sklaven in der Türkei mit dem Loos der Neger in der neuen Welt vergleichen wollte. Sie leben in den türkischen Häusern, wie einst die *Familiares* in den Häusern der Römer lebten. Die Frauen theilen das Loos ihrer Gebieterinnen, — ein einförmiges Leben, ohne große Freuden, wie ohne große Mühen, in welchem für Alles zum Voraus gesorgt ist, und das durch diese Abgeschlossenheit beinahe gänzlich vor all jenen mannigfaltigen Unfällen geschützt ist, welche unser Leben durchflechten. Das Verhängniß hat übrigens einigen dieser Töchter Asiens sonderbare Schicksale zugedacht. Wenn wir nicht indiscret zu seyn befürchteten, so könnten wir hier die noch neue und im Norden Europa's wohlbekannte Geschichte einer schönen Griechin erzählen, die im Bazar von Constantinopel verkauft, später einen hohen Namen trug, die Frau eines berühmten Generals und die erste Ehrendame einer großen Kaiserin wurde. Vielleicht sogar würden wir, ohne so weit zu gehen, in der gegenwärtigen Gesellschaft von Paris mehrere Exempel von diesen Spielen des Zufalls finden.

Zwischen dem Sklavenmarkt und den Tempeln der Religion denkt man sich einen großen Abstand; da aber in Wirklichkeit in Constantinopel die Hauptmoscheen sehr nahe bei den Bazars stehen, so werde ich die Nachbarschaft benützen, und ohne weiteren Uebergang zur Sophienkirche schreiten. Die Thüren der Moscheen

und des alten Serails sind den Ungläubigen nicht mehr verschlossen. In der Türkei hat die Habgier über die religiöse Unduldsamkeit gesiegt. Man braucht heutzutage nur einen Ferman zu kaufen und den Beamten ein Trinkgeld zu geben, mit Einem Worte, etwa hundert Thaler aufzuwenden, um die Tempel des Islam und die alte Residenz der Sultane zu besuchen. Es erscheint mir ganz überflüssig, von dem nicht sehr merkwürdigen Innern des alten Serails, von seinen Sälen mit ihren Vergoldungen aus der Zeit Ludwigs XV., mit ihren Spiegeln, schlechten Fresken, Armstühlen aus Mahagoniholz und Pendeluhren im Geschmack des Kaiserreiches, zu sprechen. Es gleicht allen Königsschlössern der Welt, und die Gärten vor den Bädern in Paris können uns einen Begriff von den zu sehr gepriesenen Gärten des Serails geben. Sie haben regelmäßige Bette, deren Einfassungen von klassischem Buchs anmuthige Formen, Dreiecke und Herzen bilden.

Als man nur mit Gefahr seines Lebens, oder mittelst seltener Privilegien in die Moscheen drang, hat man auch sehr schöne Beschreibungen von der Sophienkirche gegeben. Jetzt, da jeder Reisende für sein Geld die muselmännischen Tempel besuchen kann, ist man wohl genöthigt, die Wahrheit zu sagen, und ich muß bekennen, daß ich bei dem Besuch der Basilika Constantins keineswegs jene Bewunderung gefühlt habe, auf die mich die pomphaften Schilderungen vorbereitet hatten. Die Sophienkirche, von Constantin erbaut, von Justinian ausgebessert, und von dem Islam verstümmelt, bietet nach Außen eine verworrene Masse formloser Gebäude von plumper, gedrückter Bauart, der so viele, nacheinander folgende Umänderungen, nach meinem Gefühl allen Charakter genommen haben. Im Innern entbehrt die Basilika alle Erhabenheit; sie erscheint trotz ihrer riesenhaften Dimensionen klein. Die obere Galerie wird von Porphyrsäulen von verschie-

denen Ordnungen getragen, die meistens den Tempeln von Ephesus entnommen und mit schlecht zusammengestellten Kapitälern gekrönt sind. Unter dem schmutzigen und schadhaften Mörtel der Wände zeigen sich da und dort wie Flecken die alten Goldmosaiken. Eine Eigenthümlichkeit der inneren Einrichtung fällt unangenehm auf. Das Schiff erstreckt sich beinahe von Nord nach Süd, und die Muselmannen, die sich während des Gebetes gegen Morgen wenden müssen, haben die Strohmatten, welche das Marmorpflaster bedecken, ohne alle Rücksicht auf die Gesetze der Architektur, nach ihren Zwecken geordnet. In Reihen abgetheilt, liegen diese Matten der ganzen Breite des Schiffes nach in der Quere. Die schwarzen Streifen, die sie trennen, beleidigen das Auge, und geben dem Gebäude ein schiefes und unregelmäßiges Aussehen. Die meisten Säulen haben ihre senkrechte Stellung verloren; die einen neigen sich nach der Linken, die andern nach der Rechten, und dies genügt, jede Symmetrie zu zerstören, reicht aber nicht hin, der Moschee das ehrfurchtgebietende Gepräge einer Ruine aufzudrücken. Einige Fuß über dem Kopfe hängen an Eisendrähten tausende von Gläsern voll Oel; im Hintergrunde des Schiffes stehen zwei Kerzen von ungeheurem Durchmesser, und von einem Gewicht von zweitausendfünfhundert Pfund; dies sind, nebst einigen Wasserbecken, die einzigen Verzierungen der Sophienkirche. Gewöhnlich herrscht die tiefste Stille in der Moschee; da und dort knieen einige fromme Muselmannen, Andere halten, auf ihren Matten liegend, ruhig ihre Siesta; bisweilen leiert am Fuße einer Säule ein auf seinen Fersen sitzender Greis, umgeben von einem Kreise niedergekauerter Kinder, sich schaukelnd, mit näselnder Stimme Verse aus dem Koran herunter. Die Tempel der Religion dienen in der Türkei zugleich als Schule für die Kinder und als Asyl für die Armen. In den Nebengebäuden der Moscheen sind Küchen eingerichtet, welche die öffentliche Mildthätigkeit mit Vorräthen für die Armen versieht. Die

Türken, welche eine lange Reise antreten, legen oft ihren Schatz in den Kirchen nieder. In der Suleimanjeh (der Moschee Solimans) sieht man eine Menge lederner Koffer an der Wand aufgestellt. Sie enthalten das Vermögen einer großen Zahl von Waisen. Bei dem Tode ihrer Eltern wurden diese Koffer in die Moschee gebracht, um dort unter dem Schutze der Religion zu verbleiben. Nie wurde in den heiligen Hallen ein Diebstahl an diesen schutzlosen Kindern verübt, die bei ihrer Majorität das Vermögen ihrer Väter unangetastet finden, und die Türken denken nicht daran, daß die jahrelange Unthätigkeit dieses Kapitals für sie einen wirklichen Verlust begründet.

Nachdem wir die bedeutendsten Moscheen besucht, begaben wir uns in das kleine Oktogon, aus dem man das Grab Mahmuds gemacht hat. Sein Sarg ruht auf einer hölzernen Unterlage; er ist mit prachtvollen Shawls umgeben, und auf ihm liegt das Fes mit dem Diamantenstrauß, das der Sultan gewöhnlich trug. Kein Souverän vielleicht wurde bei Lebzeiten verschiedenartiger beurtheilt, als Mahmud. Von den Einen bis zu den Wolken erhoben, von den Andern zu sehr herabgesetzt, ist er gestorben, ehe Europa über ihn gehörig aufgeklärt war. Jetzt, da sein Werk die fürchterliche Probe der Zeit erstanden, welche die Wahrheit an den Tag bringt und so oft die Urtheile der Menschen widerlegt, kann man ihn in seinem wahren Werthe würdigen. Aus den Lehren, die ihm das Schicksal seiner unglücklichen Kerkergenossen gegeben, hatte Mahmud Reformpläne geschöpft, die als Keime in Selims schwachem Kopfe geschlafen hatten, in Mahmuds glühender und starker Seele aber sich zur Frucht entwickeln sollten. In einer Zeit der Verwirrung und der Gefahr auf den Thron gelangt, zugleich darauf hingewiesen, die Russen zurückzutreiben, und die Widersetzlichkeit der Pascha's zu unterdrücken, die sich zu Souveränen aufwarfen und die Auc-

torität des Sultans zerstückelten, legte er einige Jahre hindurch eine Willenskraft an den Tag, die an einem, schon von Kindheit an in den Freuden des Harems entnervten Manne unbegreiflich schien. Unglücklicherweise hatte er weniger Einsicht als Beharrlichkeit: jeder Mißbrauch, den er unterdrückte, rief andere hervor, die er nicht vorhergesehen hatte, und die er nicht verhindern konnte. Die bestehende Ordnung, die er bekämpfte, war eine wahre Hydra, die statt Eines Kopfes, der ihr abgeschlagen wurde, ihrem Angreifer zwanzig andere drohend entgegenstreckte. Seine größten Unternehmungen trugen, weit entfernt seine Macht zu erhöhen, nur dazu bei, sie zu schwächen. Die Verachtung des berühmten Pascha von Janina brachte Mahmud um Griechenland, und ohne die Einschreitung der Mächte hätte ihn der Krieg gegen Mehemed Ali seine Krone gekostet. Die Vernichtung der Janitscharen sogar, die dem Sultan zu einem so schönen Triumphe Gelegenheit bot, kam sie dem Reiche zu gut? Es ist erlaubt hieran zu zweifeln. Diese mächtige, im ganzen Reiche verbreitete Militz war gewissermaßen der Heerd jenes Fanatismus, der bis daher die mächtigste Stütze der unvollkommenen Schöpfung Mahomets gewesen war. Diesen Geist ersticken, hieß diesem Volke von Eroberern, das nur durch den Krieg leben kann, den Todesstoß versetzen. Indem Mahmud ein Hinderniß zerstörte, das seine Macht lähmte, grub er zugleich einen Abgrund, in welchen das Reich stürzen muß; denn er wußte den religiösen Enthusiasmus, den er vernichtete, durch kein anderes Triebrad zu ersetzen. Es war stets sein Fehler, überall einzureißen, ohne irgendwo aufzubauen. Da er den ganzen Umfang seines Unternehmens nicht ermaß, riß er gewaltsam eine erstarrte Nation, die sich nur allmälig umgestalten konnte, aus ihrer Richtung, ohne ihr eine bessere zu geben. Vor Allem gehorchte er seinem unbezähmbaren Stolze und schien weniger das Wohl seines Reiches, als die Befriedigung seiner persönlichen Eigenliebe zu suchen. Er

beeilte sich, das Aussehen, die Oberfläche der Dinge zu verändern, um sich selbst zu täuschen, und sich das Schauspiel eines asiatischen Reiches zu geben, das durch ihn in einen europäischen Staat verwandelt wäre. Von der Sucht nach Neuerungen fortgerissen, und von einer Religion, die sich dem Fortschritt widersetzte, zurückgehalten, die Unverträglichkeit des Korans mit der europäischen Civilisation begreifend, zwei Kräfte in der Hand, die sich neutralisirten, bewegte sich Mahmud sein ganzes Leben hindurch in einem unheilvollen Kreise, und starb, selbst ein Opfer der Reform *), an einer gemeinen Krankheit, indem er sein Reich im Zustande der Erschütterung hinterließ.

Als Abdul Medschid im Alter von sechzehn Jahren den Thron bestieg, sprach er die Absicht aus, nichts an dem zu ändern, was sein Vater eingeführt habe, und erklärte sich somit zum Freunde der Reform. Trotz der großen Zahl von Anhängern der Tradition entsagte er dem Turban und ließ sich mit dem Fes auf dem Haupte krönen. Weit entfernt, Mahomet dem Dritten nachzuahmen, der am Tage seiner Thronbesteigung seine neun Brüder erdrosseln ließ, gab er, mit Verschmähung der hergebrachten Sitte des Serails, seinem Bruder Abdul-Hafis vollkommene Freiheit. Dies ist ein junger Mann mit feurigem Auge, mit starker Willenskraft und heftigen Leidenschaften. Der Hattischerif von Gulhane, der unter'm 19. November 1829 erlassen und so verschiedenartig beurtheilt wurde, hat wenigstens die guten Absichten dieses Souveräns bewiesen, den das Schicksal vor der Zeit dazu berief, eine Last zu tragen, unter der sich vielleicht die stärksten Häupter von Europa biegen würden. Die Thätigkeit

*) Neben andern Reformen änderte Mahmud die Diät der Sultane. Er liebte die starken geistigen Getränke leidenschaftlich und trank nur Branntwein, Rum oder rectificirten Weingeist. Die Unmäßigkeit trug den Sieg über seine eiserne Natur, davon und er starb an jener Krankheit der Trunkenbolde, die man das Delirium tremens oder den Erethismus ebriosorum nennt.

des jungen Großherrn machte sich schon oft in den öffentlichen Angelegenheiten bemerklich, und Thaten, die in Europa unbedeutend erscheinen können, die aber in der Türkei nicht ohne Bedeutung sind, haben seine persönlichen Gefühle *) und seine Liebe zum Fortschritt geoffenbart. Zu wiederholten Malen hat er das Verlangen nach Belehrung kundgegeben und, wie man sagt, Unterricht in der Geographie und in der italienischen Sprache genommen. In der neuesten Zeit endlich hat er einen Theil seines Reiches bereist. Allerdings sind das keine großen politischen Akte, aber es sind doch Zeichen eines guten Willens, und es ist schon Etwas, wenn einem Fürsten, der im Alter von zehn Jahren von seiner Muter zwei schöne Circassierinnen als Neujahrsgeschenk erhielt, ein Schatten von Willen und ein einziger Gedanke verblieb.

Es ist in Constantinopel üblich, daß der Sultan jede Woche am Freitag (welches der türkische Sonntag ist), in einer der Moscheen sein Gebet verrichtet. Er bezeichnet sie des Morgens und begibt sich in dieselbe, je nachdem sie sich in einem Viertel befindet, zu Pferd oder in einer Barke. Diese Wochenfeier ist die einzige Gelegenheit, welche die Fremden benützen können, um den Sultan zu sehen. Ich hütete mich wohl, dieselbe zu versäumen, und stellte mich ihm eines Tages in einer kleinen Straße, in welcher der Verkehr durch Spaliere gesperrt war, auf den Weg. Die türkischen Infanteristen, die man als Europäer zu verkleiden versucht hat, sind wahre Karrikaturen. Eine ungeheure rothe Mütze auf dem Kopf, sind sie mit einer schlecht zugeschnit-

*) Man erinnert sich, daß der Prinz Joinville, als er im Serail empfangen wurde, auf die Einladung des Sultans neben Seiner Hoheit auf dem Divan Platz nahm. Nie war einem Christen von einem muselmannischen Souverain eine solche Gunst erwiesen worden, und diese Verletzung der alten hergebrachten Etikette, welche großen Lärm in Constantinopel erregte, ärgerte alle alten Mahometaner im höchsten Grade. Der Empfang des Herzogs von Montpensier in der neuesten Zeit war derselbe und mußte also auch die gleichen Aergernisse geben.

tenen und ebenso schlecht stehenden Weste von blauem Tuch, so wie mit einer Hose von grober Leinwand angethan, die vorn eng ist und hinten Falten wirft, und da sie beim Waschen eingegangen, die untere Partie ihrer Beine und ihre langen, in niedergetretenen Schuhen steckenden Füße nackt läßt. Die französischen und preußischen Exercirmeister haben diesen lächerlichen Rekruten das europäische Exercitium noch nicht gehörig beizubringen vermocht, und diese umgewandelten Soldaten, welche mit unserer Muskete ganz linkisch umgehen, wissen nicht mehr, wie ihre Väter, den so lange gefürchteten Säbel der Osmanli zu schwingen. Hinter dem Spalier erwartete eine ziemlich zahlreiche Menge in tiefem Schweigen die Ankunft Seiner Hoheit. Bald rauschten die kriegerischen Töne einer Musik, die der Bruder des Maestro Donizetti leitete. Unter dem schmetternden Schall der Kupferinstrumente sahen wir den Stab des Großherrn an uns vorbeiziehen. Voraus kamen einige Offiziere zu Pferd; hinter ihnen folgten, an der Hand geführt, vier prachtvolle Hengste, mit reichen, goldgestickten und von Edelsteinen schimmernden Sammtdecken. Einige hohe Staatsbeamten, meistens Leute von außerordentlicher Wohlbeleibtheit, die in ihren europäisch zugeschnittenen Röcken zu ersticken schienen, folgten in friedlicherem Schritte. Endlich ritt in einiger Entfernung hinter mir ein schlanker junger Mann, mit ernsten Zügen und außerordentlich vornehmer Haltung, anmuthig auf einem prachtvollen grauen Pferde, an dessen Brust ein ungeheuer großer Diamant glänzte. Dieser junge Mann, der ein rothes Fes mit einer Agraffe von Diamanten und einen langen, schwarzen Mantel von ernstem Schnitte trug, der am Halse gleichfalls durch eine Brillantagraffe zusammengehalten wurde, war der Sultan Abdul-Medschid. Eine Menge Offiziere und Eunuchen zu Pferd folgten ihm in ehrerbietiger Entfernung, und Alles verneigte sich tief, während er vorüberzog. Abdul-Medschid ist das einund-

zwanzigste Kind Mahmuds und wurde den 19. April 1823 zu Constantinopel geboren. Sein dichter, schwarzer Bart läßt ihn älter erscheinen, als er ist; sein Wuchs ist schlank, sein Auge feurig, seine Züge regelmäßig und der Ausdruck derselben etwas schwermüthig. Sein Gesicht ist von den Pocken ein wenig entstellt; doch wird dieser Fehler um so weniger bemerkt, als sich der junge Sultan nach der Mode des Harems, an festlichen Tagen einen künstlichen Teint auflegt. Seine Gesundheit ist sehr zart, und die Ausschweifungen haben seine Brust frühe geschwächt. Sein beständiges Unwohlseyn, seine frühe Bläße, seine schon schlechten Zähne zeigen an, daß er im einundzwanzigsten Jahre durch frühzeitiges Altern für seine Sultansfreuden büßen muß. Abdul-Medschid hat schon mehrere Kinder; aber sie sind schwächlich wie ihr Vater, und ihr Gesundheitszustand erweckt die lebhaftesten Besorgnisse.

Von der Moschee aus macht der Sultan gewöhnlich einen Besuch bei der Sultanin Valida (der Sultanin Mutter). Da ich den Zug noch einmal zu sehen wünschte, so trat ich in ein benachbartes Kaffeehaus, um das Ende des Gebetes abzuwarten. Das Innere dieses Kaffeehauses, das mit Leuten angefüllt war, bildete zu dem glänzenden Schauspiele, das ich so eben gesehen, einen sonderbaren Gegensatz. Nichts ist weniger elegant, als ein türkisches Kaffeehaus, und die ärmste Kneipe der Cité ist viel behaglicher eingerichtet. Man denke sich ein schmutziges und niederes Zimmer, wo die Feueressen der Pfeifen unabläßig einen dichten Rauch unterhalten. Auf hölzernen Brettern, die rings um die Wände laufen, sind Gläser, Tassen und Nargilen aufgestellt. Eine große Gluthpfanne raucht mitten im Saale. Durch die mit Gerüchen und Dünsten angefüllte Atmosphäre sieht man eine Linie von alten Türken, wie Affen längs der Wände niedergekauert. Der Herr des Hauses vereinigt in seiner Person gewöhnlich die Funktionen des Cafetiers und des Barbiers. Er

rasirt zugleich seine Kunden und wartet ihnen mit Limonade auf. In dem Augenblicke, da ich eintrat, hielt der Padrone, auf seiner Matte sitzend, das halbgeschorene Haupt eines alten Armeniers, der seiner ganzen Länge nach vor ihm lag, und das er sanft an der Nase gefaßt, auf seinen Knien. Nachdem er diesen Kopf zur Einleitung eingeseift hatte, rasirte er ihn vom Nacken bis zum Kinn, jeden Augenblick sein Geschäft unterbrechend, bald um sein Rasirmesser über einen großen Lederriemen zu streichen, bald um einen eben eingetretenen Gast zu bedienen. Während dieser Zwischenakte kehrte der Armenier mit seinem geschlossenen Auge, seinem nackten Halse und seinem aufgesperrten Munde den Zuschauern ein Gesicht zu, das so weiß war, als das Debureau's, und Angesichts dieses Schädels, welcher in seinem Umkreise völlig abrasirt war und nur am Hinterhaupte einen Haarschopf behielt, der einem Kürbisstengel glich, war ich vergebens bemüht, meinen Ernst zu behaupten.

Während der Freitag in der Türkei dem Gebete gewidmet ist, ist er zugleich wie der Sonntag in Europa der Tag der Ruhe und des Vergnügens. Des Nachmittags verlassen die meisten Bewohner Konstantinopels die Stadt, um in der umliegenden Landschaft eine reinere Luft einzuathmen. Die Familien der Armen, die kein Transportmittel zu ihrer Verfügung haben, beschränken ihren Spaziergang auf die nächsten Umgebungen der Stadt; gewöhnlich bleiben sie auf einem jener, mit Cypressenwäldern bedeckten Kirchhöfe, welche die noch so imposanten Mauern des alten Byzanz umschließen. Im Schatten dieser heiligen Haine, inmitten dieser, so weit das Auge reicht, mit Leichensteinen bedeckten Todtengärten rauchen die Türken in Gruppen sitzend, den ganzen Tag, indem sie stumm den Rauch ihrer Schibuks mit dem Blicke verfolgen und irgend einer unbestimmten Träumerei nachhängen. Ihre Frauen sitzen mit entschleiertem Gesicht um sie herum. Kuchen, und Obsthändler

verkaufen ihnen ein frugales Abendessen. Bisweilen stellt sich vor diesen Kreisen ein umherziehender Musikant auf, der nach einer traurigen Melodie ein Klagelied singt. Da und dort sieht man im Schatten unter den Cypressen, wie weiße Gespenster, türkische Frauen hinschweben, die unter diesen vielen, einander gleichsehenden Gräbern die letzte Zufluchtsstätte eines Wesens suchen, das sie geliebt haben. So bringen viele Türken den Freitag zu. Bei Sonnenuntergang begeben sie sich friedlich in ihre Wohnungen, ohne an geräuschvollere Freuden zu denken. Eine entsetzliche Stille herrscht nach ihrem Abgange auf diesen Todesgefilden, denen des Nachts garstige und verpestete Dünste entströmen. *) Die folgende Woche werden dieselben Türken auf denselben Kirchhof zurückkehren, wohin ihre Väter vor ihnen gingen, und so alle Wochen bis zum letzten Tage; nach ihnen werden ihre Söhne denselben Weg einschlagen und ihrerseits auf dem Steine träumen, unter dem ihre Familie ruht.

Uebrigens begnügen sich nicht alle Bewohner von Constanti-

*) Die während der Nacht oft unerträglichen Ausdünstungen der türkischen Kirchhöfe müssen unter die Hauptursachen der Pest gezählt werden. Da die Begräbnisse nicht unter der Aufsicht der Polizei stehen, so wird der alte Gebrauch stets befolgt. Sobald ein Mensch den letzten Seufzer ausgehaucht, bringt man ihn nach dem Kirchhof. Einige Zoll Erde bedecken kaum den Leichnam, auf den man statt des Sarges zwei Bretter legt, die zwischen dem Staub und dem Hingeschiedenen einen Zwischenraum lassen, auf daß, wie die Türken sagen, der Engel des Todes sich hinsetzen könne, um sich mit ihm zu unterhalten. In Folge dieses Gebrauches geschieht es sehr häufig, daß Sterbende, die in einen lethargischen Schlaf verfielen und zu frühe beerdigt wurden, ihr Grab verlassen. Ein Cicerone von Constantinopel versicherte mir, daß einmal zur Zeit der Pest ein des Morgens begrabener Schmid im Verlaufe des Tages, in sein Leichentuch eingehüllt, in seine Wohnung zurückgekehrt sey. Da dieser Mensch von jeher sehr verschlossen war, so hatte er sich zum großen Entsetzen der Anwesenden, ohne ein Wort zu sprechen, seinem Ambos zugewandt, und nach seiner Auferstehung ruhig eine Arbeit fortgesetzt, welche des Abends zuvor durch seine Krankheit unterbrochen worden war.

nopel und sogar nicht alle Türken mit so melancholischen Erholungen. Diejenigen, welche einen Funken Heiterkeit im Herzen und einige Thaler in der Tasche haben, miethen für ihre Frauen eine Barke oder einen Araba (eine Art buntscheckiges, mit zwei Büffeln bespanntes Fuhrwerk) und begeben sich mit ihnen nach den süßen Wassern Europa's und Asiens. Die süßen Wasser Europa's nennt man eine grüne und frische, von hundertjährigen Bäumen beschattete Wiese, die jenseits des goldenen Hornes beginnt. Dort endet das stürmische Mittelmeer.*) Nachdem seine Fluthen die wilden Küsten Spaniens gepeitscht, das balsamische Gestade Italiens gebadet, am Fuße der düsteren Riffe Griechenlands geseufzt und an dem asiatischen Sandufer gemurmelt, vergolden sie sich, an ihrem Ziele angekommen, in der Sonne des Orients, inmitten der schönsten der Städte, und ohne weiter vorwärts zu schreiten, „als ob sie diese Zauberstätten nicht verlassen könnten," verschwinden sie unter den Blumen und verlieren sich in einen Bach, der sich lustig durch eine Wiese schlängelt. Ich bestieg eine Barke und schwamm nach der Bucht, wo jene Wogen sterben, deren lange Wanderungen

*) Seitdem habe ich Spanien besucht und bin (meines Wissens wurde diese Bemerkung noch nie gemacht) von der Aehnlichkeit betroffen worden, welche zwischen der Gestalt und der Meerenge von Gibraltar, wo das Mittelmeer beginnt und dem Bosphorus, wo es endet, existirt. Von dem Signalhause von Gibraltar, wo die Aussicht wahrhaft großartig ist, sieht man diese Aehnlichkeit vollkommen klar. Auf der einen Seite überschauen wir die Berge von Malaga und auf der andern die des mittäglichen Andalusiens, während sich vor uns die Küste von Afrika dehnt. Dort wie in Constantinopel bilden die blauen Wasser des Mittelmeers eine Art Dreieck. Die Meerenge hat dieselbe Lage wie das schwarze Meer; die Bucht von Algesiras entspricht dem goldenen Horn; die Stadt Gibraltar liegt wie Galata und Algesiras wie Stambul; die Küste von Afrika tritt hier an die Stelle des Gestades von Skutari. Auch dort hat man zwei Welten vor sich; aber Constantinopel ist grün, jung, lachend, während an den Säulen des Herkules die Natur düster, alt und ernst ist.

ich verfolgt hatte. Nachdem ich den so belebten Hafen von Constantinopel in seiner ganzen Länge durchschifft hatte, und in einiger Entfernung von der Stadt, an dem Kiosk vorbeigekommen war, das einst Mahmud einer geliebten Sultanin gegeben, gelangte ich, sanft über einen stillen Bach hingleitend, in ein kleines, blühendes und schattiges Thal. Da war Alles Ruhe und Stille; man hätte sich hundert Meilen von der Stadt entfernt glauben können. Barken waren längs des Ufers angelegt, reich geschirrte Pferde weideten an dem Gestade, Kinder tummelten sich auf der Wiese herum oder fischten kleine Forellen im Bache. Im Schatten ungeheurer Sykomoren, wie sie in diesem sonnigen Thale angepflanzt sind, saßen zahlreiche griechische Familien um ein ländliches Mahl; neben ihnen versuchte ein Dilettant von Pera, wie der Hirte Virgils, auf seiner Flöte eine Schäferweise. Es war nicht die Elegie des Todtengartens, sondern eine Idylle, ein Gemälde von Watteau, eine Seite aus Florian. Türken, die ein wenig seitwärts, auf seidenen Teppichen liegend, langsam den Rauch ihrer Nargilen einsogen, schienen in alle Genüsse des Kief vertieft.

Wenn man nicht den entnervenden Einfluß des Klima's des Orients empfunden, so ist es schwer, den Reiz jenes Zustandes extatischer Träumerei und poetischer Indolenz zu beschreiben, den man Kief nennt. Was wir Stille und Ruhe nennen, ist neben diesem Halbschlummer Ermüdung und Aufregung, und auch das far niente der Italiener kommt ihm nicht näher. Das far niente ist das Vergnügen nichts zu thun; es ist ein physischer Genuß, eine Stunde der Erholung, während deren alle Seelenkräfte im Genusse körperlicher Behaglichkeit aufgehen. Das Kief hingegen, weniger materiell und mehr poetisch, ist ein Augenblick vollkommenen Gleichgewichtes, vollständiger Ruhe, wo alle Sinne gewissermaßen berauscht schlummern und schweigen, während die halbwache Seele sanft schmachtet und sich süßen

Träumen öffnet; liebe Erinnerungen aus der Vergangenheit, Friede der Gegenwart, halberschlossene Träume von der Zukunft, Alles verschwimmt im Geiste, schwebt uns in einem Lichtdunste vor und scheint sich mit der lauen Luft zu vermählen, die man einathmet. Man gelangt nur stufenweise in diesen Zustand, der uns mit dem Opium befreunden könnte, wenn ihn wirklich das Opium verschafft, und aus dem man nur allmälig heraustreten kann, wenn man nicht in seinem ganzen Wesen einen heftigen Stoß erleiden will, gleich dem, der wie man sagt, den Somnambülen den Tod bringt, die man zu rasch in das wirkliche Leben zurückruft.

Noch habe ich nicht von dem Bosphorus gesprochen. Um ihn zu schildern, würde man vergebens die Palette des Malers entlehnen, nutzlos alle Phrasen erschöpfen, die der Begeisterung zu Gebote stehen, alle Beiworte, welche die Sprache für den Ausdruck der Bewunderung hat. Es gibt Schauspiele, die man nicht beschreiben kann. Die Linien, welche der Reisende Angesichts solcher Scenen in Eile in sein Tagebuch wirft, schildern nichts; sie sind so zu sagen nur erklärende Anmerkungen zu den Gemälden, die er in seiner Erinnerung bewahrt. Darum werde ich auch keine Schilderung versuchen; ich möchte nur den Eindruck beschreiben, den dieses wunderbare Panorama auf den Beschauer macht, und der Phantasie des Lesers die Sorge überlassen, auf dasselbe zu schließen, indem er von der Wirkung auf die Ursache zurückgeht. Was beim Anblicke des Bosphorus in uns aufsteigt, ist nicht jenes Gefühl der Ehrfurcht und beinahe des Schreckens, der auf das Herz fällt, wenn man den Ocean betrachtet, oder das Gewirre der Alpen, oder den düsteren Horizont der asiatischen Wüsten; sondern vielmehr jenes Entzücken, in welchem man gleichsam schwimmt, wenn an einem frischen Frühlingsmorgen der Blick über ein blühendes, von Thau befeuchtetes, von Wohlgerüchen und Liebestönen erfülltes Thal hinschweift. An den Ufern

des Bosphorus ist die Natur nicht großartig, aber sie lächelt und entzückt. Man steht inmitten eines bezauberten Edens, das sie in allen seinen Räumen mit Liebe bedacht und an einem Tage der Freigebigkeit mit all ihren Schätzen erfüllt hat.

Die gebirgigen, wilden, regellos gestalteten Küsten, die sich an beiden Ufern amphitheatralisch erheben und ihr Bild aus dem unbeweglichen Spiegel jenes schönen, blauen Seees zurückwerfen, den man den Bosphorus nennt, haben, wenn wir zu besserer Verständniß hier einen Vergleichungspunkt aufsuchen dürfen, einige Aehnlichkeit mit gewissen Schweizerbergen. An den Ufern rechts und links dehnt sich, so weit das Auge reicht, eine Linie von rothen Häusern, die wie Pagoden aussehen, und unter Rosen- und Jasminbüschen, mit denen ihre Wände überkleidet sind, sich halb verstecken, und von Palästen von leichter Bauart und blendender Weiße, über deren Dächer die Zweige der alten Sykomoren in Büscheln herabhängen. Weiter hinauf sieht man Gehölze mit schimmerndem Laubwerk, aus denen da und dort reizende Kioske wie in Email gefaßte Rubinen hervortreten. Ueber diesen Blumengründen, und wie um ihnen Reliefs zu geben, erscheinen, halb verborgen in den Lianen, schöne Felsen mit grauen Tinten. Mauern von Cypressen, deren in Gewinde geschnittene Gipfel in den Himmel eingegraben scheinen, ziehen sich über die Bergrücken hin und bilden den dunklen Rahmen um diese lachende Landschaft. Bäche schlängeln sich wie Silbergürtel unter ihrem düsteren Schatten hin oder stürzen sich in hüpfenden Wasserfällen, auf welchen sich die Strahlen der Sonne in prismatischem Farbenspiele brechen, in die Tiefe. Die Seiten der Gehänge scheinen für die Augenlust ausgeschnitten zu sein. Da erhebt sich ein abschüssiger, wilder Hügel, dort gräbt sich ein stilles und grünes Thal ein, wo eine liebliche Quelle im Schatten einer riesenhaften Platane murmelt.

Wie man vorwärts kömmt, verschwinden diese reizenden, an

den beiden Gestaden hängenden Gemälde allmälig, und andere noch entzückendere Ansichten treten an ihre Stelle. Mit jedem Ruderschlage entdeckt der Blick eine neue Oase, die sich bis daher hinter einer Biegung des Bodens verborgen hatte; man geräth aus einer Entzückung in die andere, und so ununterbrochen fünf bis sechs Stunden lang. Rings um uns befinden sich Schaaren von Barken, welche die Fluthen durchschneiden, Wolken von Alkyonen, die darüber hinschweben. Hunderte von Schiffen liegen in der Nähe der Häuser vor Anker; Andere kommen, Schläge machend, mit vollen Segeln an und laufen, während sie anfahren, mit ihren Raen in die blühenden Bäume des Gestades hinein. Bisweilen erhebt sich eine verliebte Brise, die plötzlich die Wasser kräuselt, die Barken emporhebt, die Schiffe schaukelt, die Flaggen schüttelt, das Laubwerk bewegt und Fluthen von Schaum auf die Treppen der Häuser wirft. Ueber dieser so ruhigen Landschaft, wo Alles Freude und Heiterkeit ist, dehnt sich als letztes Wunder ein großer, flammender Himmel, dessen Azur in den heißen Tinten des Lichtes verschmilzt. Dies ist der Bosphorus, den alle Poeten besungen haben, und von dem keine Beschreibung ein Bild zu geben im Stande seyn wird: wie großartig aber auch dieses Panorama ist, wenn es die Sonne mit Gold bekleidet und die ärmste Strohhütte in einen Palast verwandelt, gibt es dennoch eine Stunde, wo Alles noch wunderbarer erscheint, dann nämlich, wenn in einer jener lauen Nächte des Orients unsere Barke schweigend zwischen den beiden schweigenden Gestaden hingleitet. Nur in schwachen Umrissen sieht man jene große, stumme Stadt, jene ewig verschlossenen Häuser, die so viele unbekannte Schicksale, so viele geheimnißvolle Verhältnisse in sich bergen. Dann gibt sich der Reisende unter der Eingebung dieser Ruhe den abenteuerlichsten Träumen hin und schafft sich endlose Romane. Bisweilen versetzt er, den Tagen vorauseilend und die Genüsse der Zukunft anticipirend, den gegenwärtigen Augenblick

in die Erinnerung und denkt, mit welchem Glücke er sich eines Abends der schönen Stätten erinnern werde, die ihn umgeben, und der Stunden der Jugend, die dahinströmen.

Während eines ziemlich langen Aufenthaltes in Constantinopel verbrachte ich beinahe alle meine Abende auf diese Weise. Aber nach einer langen Reise kömmt der Augenblick, da die Bewunderung erschöpft und die Phantasie gesättigt wird. Constantinopel selbst, trotz all seiner Wunder, vermag das Vaterland nicht zu ersetzen, und an den Gestaden des Bosphorus findet man jene Pflanze der Vergessenheit nicht, von der Homer spricht. An einem schönen Tage fühlte ich mich dieses Wanderlebens und dieser Augenfreude, woran die betrübte Seele keinen Theil mehr nahm, müde. Ohne länger zu warten, sagte ich dem Orient ein feierliches Lebewohl und dachte an die Rückkehr.

Die Donau.

Um von Constantinopel nach Frankreich zurückzukehren, hat man die Wahl zwischen drei Reiserouten: über Smyrna und Malta, über Griechenland und Triest, und endlich auf der Donau. Die Fahrt auf der Donau, obgleich überaus langsam, (und dies ist, wie man sehen wird, nicht ihre einzige Unbequemlichkeit) hat indessen auch ihre wirklichen Vortheile. Zuerst entschädigt die Strenge unserer Sanitätsgesetze vollkommen für die Langsamkeit; statt eine Quarantäne von vierzehn und bisweilen sogar siebzehn Tagen zu Malta zu erstehen, ist der Reisende an der österreichischen Grenze nur einer vierzehn- oder fünfzehnstündigen Absperrung unterworfen, und immer noch ist es, wie man zugeben wird, besser, auf einem wenn auch nicht sehr bequem eingerichteten Schiffe frei zu schwimmen, als in einem glühenden Sanitätshause das Zellensystem zu versuchen. Ueberdies ist auf dem gleichen Wege wieder zurückzukehren etwas sehr Langweiliges, zumal am Ende einer Reise, wenn die erste Begeisterung erkaltet ist; dann muß man im Gegentheil die erlöschende Neugierde in dem Reisenden soviel als möglich dadurch wiederbeleben, daß man ihm neue Ueberraschungen verspricht, und wie könnte das besser geschehen, als durch eine Reise durch die bedeutendsten Städte der europäischen Türkei, einen Halt in Ungarn, in Pesth, der üppigsten der Städte, einen Aufenthalt in Wien, der fröhlichsten

der Residenzen, und einen flüchtigen Blick auf das grüne Deutschland? Diese Route, welche die noch neue Einführung der Dampfschifffahrt auf der Donau eröffnet, schien mir meiner Reise nach dem Orient die Krone aufzusetzen. Ich schiffte mich also eines Tages auf der Maria Dorotia ein, einem österreichischen Packetboot von siebzig Pferdekraft, das nach Kustendsche, einem kleinen Hafen des schwarzen Meeres abging. Die Fahrt über Kustendsche hat gegen die über Galatz, das wie man weiß, an der Mündung der Donau liegt, den Vortheil, daß sie um vier Tage kürzer ist.

Die Maria Dorotia lichtete gegen Mittag die Anker, und wir segelten zum letztenmale an den Zaubergestaden des Bosphorus hin. Auf der Höhe des Schlüssels von Europa erwartete uns ein neues Schauspiel: eine jener, in Constantinopel so oft vorkommenden Feuersbrünste. In der Biegung eines, mit blühenden Bäumen umgebenen Thales stund eines der vielen hübschen, rosenfarbigen Dörfer, welche den Bosphorus bekränzen, in Flammen. Zeitenweise sahen wir, wie seine kleinen Häuser mit ihren großen Dächern in den Flammen versanken und in einer Wolke schwarzen Rauches untergingen. Eine zahlreiche Einwohnerschaft lief schreiend umher, und ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß die Türken viel von ihrer alten Resignation verloren haben. Vor wenigen Jahren noch, wenn das Feuer ihre Wohnungen verzehrte, sahen sie dieselben ruhig brennen, indem sie statt jedes Trostes ihr Schlagwort: „Es steht geschrieben!“ wiederholten, und suchten keineswegs einem Unglück vorzubeugen, das die Vorsehung über sie verhängt hatte; jetzt hingegen herrscht in Constantinopel bei einer Feuersbrunst eine große Thätigkeit; die Schreckenskunde läuft von Mund zu Mund durch die Straßen, die Türken eilen mit seltsamen kupfernen Geschirren herbei; die Europäer geben das Beispiel des Muthes, und wenn die Hülfe nicht immer erfolgreich ist, so ist sie wenigstens sehr thätig.

Unser Schiff entfernte uns bald von dieser Scene des Jammers, und nach wenigen Minuten war diese Feuersbrunst, die vielleicht zwanzig Familien zu Grunde richtete, für uns nur noch eine dichte Rauchwolke, die unter dem durchsichtigen Himmel hinschwebte. Auf der Höhe von Bujuc Dereh fuhr eine lange Barke, angefüllt mit hermetisch verschleierten, türkischen Frauen und Bewaffneten an die Maria Dorotia heran. Diese Damen wollten durchaus an Bord steigen; der Commandant weigerte sich sie aufzunehmen. Sie flehten, und ihre Geberden entschleierten — dies ist das rechte Wort — Arme von blendender Weiße und bewunderungswürdiger Form. Der Capitän wollte sich nicht aufhalten, und in Widdin erst erfuhren wir, daß diese Damen Circassierinnen waren, die Hussein Pascha zur Ergötzlichkeit seines zwölfjährigen Sohnes gekauft hatte. Dies waren die einzigen Merkwürdigkeiten unserer Fahrt. Der Bosphorus verschwand bald, und wir fuhren in das schwarze Meer ein. Das schwarze Meer ist im Sommer blau wie der orientalische Himmel, und seinen dunklen Namen verdankt es ohne Zweifel den Orkanen, welche seine schutz- und rhedelosen Küsten des Winters so gefürchtet machen.

Am andern Morgen fuhren wir, uns Varna nähernd, sehr nahe am Rande hin; das Ufer, das ich unfruchtbar glaubte, war im Gegentheil mit dichten Wäldern und grünem Gehölze bekränzt. Varna ist eine Stadt von sechzehntausend Einwohnern; es ist eng zusammengebaut, schmutzig, röthlich und, wie alle türkischen Städte, düster und still. Hinter den Dörfern sieht ein breites und staubiges Thal hervor, das bläuliche Berge umgeben, die mich an die Ebene von Athen erinnerten. Daß im Jahr 1444 Amurat II. unter den Mauern Varna's Ladislaus VI., König von Polen, besiegte, liegt dem Gedächtnisse nicht mehr so nahe; aber die heldenmüthige Vertheidigung dieser Stadt im Jahr 1828

hat wohl Niemand vergessen. Dort zeigten sich die Ottomannen ihrer Väter würdig. Das Armeecorps des Fürsten Mentschikoff erlitt manchen Schlag während dieser langen Belagerung, zu deren Betreibung der Kaiser selbst zweimal sich einfand; ein ganzes russisches Regiment wurde durch ein Corps Albanesen zusammengehauen, und ohne den Verrath von Jussuf Pascha, dem zweiten Befehlshaber der Stadt, hätten die Russen bei Annäherung des Winters den Rückzug antreten müssen. Gerade der unerwartete Widerstand der Garnison von Varna war es theilweise, was die Meinung Europa's in Betreff der Ottomannen änderte. Man vergaß die Hellenen, um den Muth ihrer Feinde zu bewundern, und einen Augenblick waren die Türken ihrerseits in der Mode. Ueberdieß setzte die Hartnäckigkeit der Russen in Erstaunen, ja, sie erweckte Besorgnisse, und man kam etwas spät auf den Gedanken, daß die Vernichtung der ottomanischen Flotten bei Navarin eine große Unklugheit gewesen sey. Wir verweilten in Varna nur so lange, bis wir einen Passagier aufgenommen hatten, und kamen des Nachts in Kustendsche an.

Kustendsche, wo wir uns am folgenden Tage ausschifften, ist ein Hafen, der kaum diesen Namen verdient. Es ist ein armseliges Dorf mit Hütten, die viele Aehnlichkeit mit den Wohnungen der Biber haben; einige zerlumpte Frauen und einige schmutzige Zigeuner schweiften allein am Ufer umher. Die ganze Bevölkerung besteht aus etwa hundertundfünfzig Einwohnern, die beinahe vor Hunger starben, als ein Ingenieur ihr Dorf zum Anhaltspunkt der Dampfschiffe bezeichnete. — Die Ausschiffung ging mit bemerkenswerther Ordnung vor sich. Ein Agent der Gesellschaft stund da, um uns zu empfangen; mit Ochsen bespannte Karren erwarteten unser Gepäck; man ersuchte uns, durchaus unbesorgt zu seyn, und uns um nichts zu bekümmern; und wir wurden in eine Baracke geführt, deren ärmliches Aussehen die außerordentliche Reinlichkeit, die im Innern herrschte, nicht ahnen ließ. Ein

treffliches Frühstück stund bereit; in diesem unfruchtbaren Lande, in diesem, von Allem entblösten Dorfe hatte man für die Bequemlichkeit so sehr gesorgt, daß man dem uns vorgesetzten Wasser eine künstliche Kälte mittheilte. Alle diese Vorbereitungen hatten wir dem Agenten der österreichischen Gesellschaft, Herrn Marinowitsch, zu danken, der gewiß der thätigste, der besorgteste, der artigste Mann ist, den eine Verwaltung anstellen kann. Ohne daß wir uns darum zu bekümmern gebraucht, fanden wir nach beendigter Mahlzeit vor dem Hause fünf oder sechs Charabancs, die mit vier Pferden bespannt waren und von sonderbar ausstaffirten Postillons geführt wurden. Alle Nationen waren hier vertreten: halbnackte Bulgaren, in Schaffelle gekleidete Russen, Wallachen mit Pelzmützen von wildem Aussehen, mit großen Hüten versehene Serbier, Polen und Moldauer. Herr Marinowitsch redete mit Jedem in seiner Landessprache, und bearbeitete seine Leute so gut, daß nach Verfluß von fünf Minuten Alles in Ordnung war, und die Charabancs in gestrecktem Galopp durch eine Staubwolke dahinflogen. Die Landspitze, die Kustendsche von der Donau trennt und wie ein Vorgebirg gegen Galatz vorspringt, ist unbebaut und öde; es ist eine kahle Strecke, eine gelblichte, unfruchtbare, endlose Steppe, ohne Vegetation, wo nichts den Blick hemmt, und die nur eine dünne Rasendecke hervorbringt, welche bald unter der Sonne welkt.

Man gewahrt nicht Einen Baum, nicht Einen Busch, nicht Eine Hütte, nicht Einen Menschen, nicht Einen Vogel. Man hörte nur das wilde Geschrei der Postillone und das Rasseln der Räder, das unzählige Legionen von großen, langen, wieselartigen Ratten in die Flucht jagte, die, ohne Zweifel in der Hoffnung auf einen Gewitterregen, den die drückende Hitze der Atmosphäre vorhergesagt hatte, aus ihren Löchern hervorgekrochen waren. In geringer Entfernung von Kustendsche gewahrt man am Rande der Straße, die nur durch die Wagengeleise bezeichnet ist, mehrere

Hügel, die man für römische Tumuli ausgibt; die russische Armee, die im Jahr 1828 gerade an dieser Stelle durch ein epidemisches Fieber decimirt wurde, mochte wohl im Vorbeigehen diesen traurigen Knochenhügel aus vergangenen Zeiten vergrößern. Ein wenig entfernter, zur Rechten, sieht man einen kleinen See von süßem Wasser, der einige Frische über sein Ufer verbreitet, und einem Dutzend Bäume, den einzigen der Landschaft, gestattet, den traurigen Anblick dieser Einöden zu beleben. Mitten im See liegt eine runde und beholzte Insel, die der Pappelinsel zu Ermenoville gleicht. Am Ufer erheben sich fünf oder sechs Hütten. Dort leben drei oder vier türkische Familien für immer isolirt, von der Milch einiger weißen Kühe und von den Gemüsen eines kleinen Gartens. Man glaube ja nicht, diese Muselmannen, so arm sie auch sind, bauen selbst dieses Feld, das sie nährt: in Wahrheit würden sie eher Hunger sterben, als den Boden bearbeiten. Christen aus der Bulgarei kommen fünfzig Meilen weit herbei, um diese mageren Gärten anzubauen, einzusäen, und ihren Ertrag einzuheimsen. Ohne sich um sein Elend zu bekümmern, verbringt der Türke, der sie bezahlt, vor seiner Hütte niedergekauert und die lange Pfeife im Mund, sein Leben damit, die Störche zu betrachten, die einen Fuß unter dem Flügel, mit gebogenem Hals und halbgeschlossenem Auge, gleich ihm, schweigend am Rande des Sees träumen.

Gegen drei Uhr hielten unsere Wagen vor einer Baracke mit grünen Läden, wo die, Donaugesellschaft zum Wohlbehagen der Reisenden nicht sowohl ein Kaffeehaus, als vielmehr das errichtet hat, was die, an schlechte Herbergen gewöhnten Spanier treffend Parador nennen — eine Stätte, wo man anhält und ausruht. Umgeben von einigen noch kleineren Hütten, bildet diese Baracke einen verlorenen Flecken in der Wüste, der den Namen Keustelli angenommen hat. Gegenüber in geringer Entfernung zieht sich ein enges Thal, oder vielmehr eine lange, mit Schilf bewachsene

und an manchen Stellen mit breiten Pfützen versehene Schlucht hin, und dieser Sumpf bildet heutzutage das einzige Anzeichen von der Richtung des berühmten Kanales, den einst Trajan angelegt, und mit dem man sich in der neuesten Zeit so oft beschäftigt hat. Myriaden von Sumpfvögeln jeder Art hüpften in dem hohen Gras umher und balgten sich an den Ufern dieses Sumpfes. Bei diesem Anblicke wurde die Liebe zur Jagd stärker als der Hang zum Beobachten, und ich rief: „Ein Gewehr! ein Gewehr!" im Tone Richards III., der mitten im Getümmel ruft: „Ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für ein Pferd!" Ein Jude, der Hausknecht des Parador, brachte mir eine alte, verrostete Muskete, Pulver und eine Kugel, die ich in Stücke zerschnitt. So bewaffnet, begab ich mich nach dem Schilf. Die friedlichen Bewohner dieses Sumpfes, denen noch nie ein Barbar, wie ich, den Krieg erklärt hatte, waren vertraulich, wie in der Urzeit; sie ließen mich ohne Furcht herankommen. Eine erste Kette flog vor mir auf; ich legte auf gut Glück an, und sah einen herrlichen Reiher fallen. Kaum knallte die Büchse, als eine Wolke von Vögeln sich vielleicht in einem Raume von einer Meile aus dem hohen Grase erhob, so daß der Himmel davon verdunkelt wurde. Ich hörte nur den Flügelschlag und das Geschrei aller Art; Robinson Crusoe selbst war in ähnlicher Lage nicht so verblüfft, als ich. Oft habe ich Engländer getroffen, die in Norwegen auf den Salmenfang auszogen, oder in Amerika auf die Büffeljagd gingen; weßhalb bringt denn nicht auch einer jener unermüdlichen Sportmen eine Saison in Keustelli zu? Dort könnte man jeden Tag ganze Wagen voll wilder Enten, Gänse, Trappen, Pelikane und Schnepfen tödten. Ich kehrte mit meinem Opfer in das Kaffeehaus zurück, wo man sich förmlich über seine Zubereitung berieth.

Dieser Sumpf, welcher der Schauplatz meiner Thaten geworden war, hat, wie gesagt, oft die Aufmerksamkeit der Denker auf sich

gezogen, und es läge im Interesse Aller, daß man gerade in unsern Tagen das Projekt, das er in's Leben rief, sorgfältig in Erwägung zöge. Trajan hatte eine große Idee, als er daran dachte, die Donau mit dem schwarzen Meer durch einen leichten Durchstich in einem flachen Lande zu vereinigen, in welchem der See Karasu liegt, der die Richtung des Kanals anzeigt und seine Ausführung begünstigt. Dieser Durchstich, der kaum zwölf Meilen lang wäre, würde einen Umweg von mehr als vierhundert Kilometern, sowie gefährliche Riffe abschneiden und die Schifffahrt von den Untiefen befreien, welche die Mündung der Donau versperren. Um nach Sulina, der einzig schiffbaren Mündung, zu kommen, müssen die Fahrzeuge einen Theil ihrer Last ausladen. Die Wassertiefe reicht selbst in der günstigsten Jahreszeit kaum für eine Last von hundertundfünfzig Tonnen hin. Die Mündungen der Donau gehören, wie man weiß, Rußland. Nach den Bestimmungen der neuesten Verträge hatte sich das Kabinet von Sanct Petersburg verpflichtet, den Sand, dessen beständige Aufhäufung den Lauf des Flusses bald völlig zu versperren droht, wegschaffen zu lassen und die Mündung von Sulina schiffbar zu erhalten. Von dem Allem geschieht nichts. Seit einigen Jahren möchte man sagen, Rußland habe sich die Aufgabe gestellt, die Schifffahrt auf der Donau zu unterdrücken. Man erräth warum. Seine rastlose Eifersucht befürchtet eine Handelslinie, die bald mit der des Dniester in die Schranken treten könnte, und deren höchst wichtiges Ergebniß wäre, daß sie die Donauprovinzen bereicherte, die Civilisation in diese armen Länder einführte, und somit die bevorstehende Insurrection des morgenländischen Europa's beförderte. Ueberdieß würde Rußland durch Verschließung der Donau in den beinahe ausschließlichen Besitz des schwarzen Meeres kommen, und dieß ist, wie man weiß, sein Ziel. Einen so bejammernswerthen Stand der Dinge fortbestehen zu lassen, ist unmöglich. Seit wann hat man das Recht, die Mündung eines

Flusses zu versiegeln, zumal eines Flusses, dessen Schifffahrt nicht bloß auf den Handel, sondern auch auf die Ruhe von Europa so großen Einfluß ausübt? Die Donau gehört nicht bloß den, an ihrer Mündung liegenden Provinzen, sie durchzieht ganz Deutschland, und gelangt jetzt, da, Dank dem König Ludwig von Baiern, *) der Main und die Donau mit einander vereinigt sind, bis nach Frankreich. Um die Berechnungen des Petersburger Kabinetes zu nichte zu machen, und es für seinen Treubruch büßen zu lassen, brauchte man bloß von Neuem den Trajanskanal von Czernavoda bis Kustendsche auszugraben. Das alsdann verdrängte Rußland sähe sich im Besitze einer unnützen Mündung und eines Moorgrundes, der durch die Vernachläßigung so ungesund geworden, daß noch diesen Sommer die russischen Matrosen zu Hunderten umkamen. Dagegen böte die Donau dem Handel den schönsten Weg, der sich den Produkten von Mitteleuropa nach dem schwarzen Meere und nach Asien eröffnete. Da würde das Korn der Moldau und der Wallachei, das zwanzig Procent billiger ist, als das von Odessa und das von Temeswar, welches in das schwarze Meer gebracht, noch um ein Zehntel billiger wäre, als das der Moldau, seinen Abzug finden. Die ungeheuren Vorräthe der Produkte Ungarns, die an die Scholle gebunden sind, würden den Fluß hinabschwimmen. Hier erhebt sich ein Hinderniß. Oesterreich besorgt vielleicht, im Falle es dem Handel diese Erleichterung gewährte, den Preis der Lebensmittel zu erhöhen, welche

*) Die Einweihung des Kanals hat zur Feier des Geburtsfestes des Königs Ludwig von Baiern am 25. August 1845 stattgefunden, wie das zu Erlangen errichtete kolossale Monument meldet. Auf einem großen Piedestal reichen sich der Main und die Donau (Bildhauerei von Schwanthaler) die Hand und vermischen ihre Wasser, die in Bögen aus ihren Urnen springen. Unten befindet sich folgende Inschrift: „Donau und Main für die Schifffahrt verbunden! Ein Werk von Karl dem Großen versucht, durch Ludwig I. König von Baiern neu begonnen und vollendet."

ihm Ungarn liefern muß, weil es sonst keinen Abzug hat. Vielleicht legt es auch keinen Werth darauf, ein Land in diesem Maaße gedeihen zu sehen, das, wenn es reich würde, noch schwerer zu regieren wäre. Serbien würde in Ermanglung von Korn der Donauschifffahrt das Fett seiner Schweine und seine prächtigen Eichen liefern, die auf einem steinigen Boden eine Dauer erreichen, welche den Bäumen der andern Fürstenthümer abgeht. Kroatien würde sein Bauholz auf diesem Wege fortschaffen, statt es mit ungeheuern Kosten zu Land nach Triest zu bringen. Endlich würden die Erzeugnisse des deutschen Gewerbfleißes diese Route einschlagen, um mit den Produkten der englischen Industrie in die Schranken zu treten. Die Erzeugnisse Frankreichs kämen auf beiden Wegen her. Uebrigens ist diese Idee nicht neu. Vor einigen Jahren kamen die Bewohner von Pesth auf den Gedanken, durch Eröffnung des Kanals von Czernavoda sich von den Zöllen zu befreien, welche Rußland an der Mündung der Donau erhebt. Die Ausführung dieses Projektes erschien im Verhältniß zu seinen ungeheuren Resultaten weder schwierig, noch kostspielig; aber gerade der Vortheil, den man sich dadurch sicherte, daß man Rußland die Mündung der Donau entzog, war ein politisches Hinderniß, das man in Constantinopel nicht überwinden konnte und das man ohne Zweifel heutzutage ebensowenig überwinden würde, selbst wenn die geringe Zuversicht, welche das türkische Gouvernement erweckt, irgend einer Gesellschaft gestattete, sich demselben zur Ausführung eines derartigen Unternehmens auf seinem Gebiete anzuvertrauen. Eine Regierung müßte hochherzig die Initiative ergreifen. Der König Ludwig von Baiern hat durch Vollendung des Werkes Karls des Großen den Dank von ganz Europa verdient. Sollte sich kein Souverän versucht fühlen, den noch viel großartigeren Plan Trajans auszuführen?

Uebrigens habe ich durch alles Bisherige keineswegs sagen wollen, daß die einzigen Hindernisse, die sich der Donauschifffahrt

entgegenstellen, in den Mündungen liegen. Dieß sind nur die hauptsächlichsten. Wenn man den Fluß hinauffährt, stößt man, wie man bald sehen wird, auf Schwierigkeiten anderer Art.

Nach zweistündiger Ruhe setzten wir unsere Reise durch die Einöde fort und kamen des Abends in der Umgebung von Czernavoda an. Die Landschaft bekommt in der Nähe der Donau mehr Abwechslung und Farbe. An den Abhängen der Berge zeigen sich verkrüppelte Bäume, und in den Thälern wächst ein wenig Gras.

Einige Hütten, die den Wigwams der Wilden gleichen, und auf deren runden Dächern friedlich Störche nisten, bilden das Dorf Czernavoda. Die unglücklichen Bewohner dieses kleinen Winkels der Erde haben ein ärmliches Daseyn; meistens leiden sie sogar am Brode Mangel, ohne zu ahnen, daß in nicht sehr ferner Zukunft die Civilisation ihre ärmlichen Hütten in große Magazine verwandeln, und die Eröffnung des Kanals aus ihrem verlassenen Dorfe eine der frequentesten Passagen von Europa machen wird. Vor ihren Hütten fließt die Donau, breit wie die Seine bei Quillebeuf, majestätisch zwischen ihren öden Ufern hin. Schon lange reisten wir in mittäglichen Ländern, wo die eigentlichen Ströme selten sind, und nie werde ich den Eindruck vergessen, den der großartige Anblick dieses schönen Flusses auf mich machte, nachdem ich eben erst das Meer verlassen Die Sonne ging unter, Alles war still und ernst in dieser Landschaft, nur Pelikane stießen, über die Fluthen hinschwebend, ihre Klagerufe aus; man hätte sich an die verlassenen Ufer irgend eines Stromes der neuen Welt versetzt glauben können, und ein Dampfboot, sonderbare Zugabe eines solchen Gemäldes! lag am Ufer, wo zwei elegante Damen mit Sonnenschirmen spatzieren gingen. Diese Damen, die sich nach Constantinopel begaben, nahmen unsere Plätze im Wagen, und wir die ihren an Bord ein. Das Abendessen, das wir mit einigen Flaschen mehr oder weniger ächten

Johannisberger hinunterspülten, war sehr heiter. Außer dem Capitän, einem guten Ragusaner von ungeheurem Durchmesser, waren wir unser sechs Passagiere in der hintern Cajüte: ein junger Venetianer, den ich infolge seines türkischen Anzuges für einen ächten Muselmann gehalten und der alle Blutegelseen der ganzen Bulgarei gepachtet hatte; der Superior der Lazaristen von Constantinopel, Kroate von Geburt, und ein herrlicher Mann in jeder Beziehung; ein holländischer Baron, der alle Augenblicke Stellen aus Le Roi s'amuse vortrug, und endlich ein französischer Arzt, der von Tunis kam, und nach Bukarest ging. Dieser Arzt, dessen Namen ich nie erfahren konnte, war ein außerordentlich unterhaltender Mann. Mein Gefährte und ich vervollständigten die Tafel. Bis um Mitternacht ging Alles gut; als aber die Schlafenszeit kam, bemerkten wir einen Umstand, der auf einer Reise von vierzehn Tagen nicht zu den angenehmsten gehörte. Die gepolsterten Bänke, die an den Wänden herumliefen, waren so schmal, daß man nicht daran denken konnte, sich darauf niederzulegen. Was thun? Zwar zeigten uns die Aufwärter kleine Better, die sie wie Schiebladen herauszogen, und auf die man möglicherweise ein kleines Kissen legen konnte; da jedoch diese Brettchen kaum drei Fuß Länge hatten, so mußte man entweder auf dieser Art Bett sitzen bleiben, oder sich auf den Rücken legen und die Beine hängen lassen. Es war jedoch nothwendig, sich darein zu finden. Das war noch nicht Alles; kaum hatte sich Jeder so gut als möglich niedergelassen, als uns, sobald das Licht ausgelöscht war, ein anfänglich dumpfes und immer stärker werdendes Gesums erklärte, daß wir eine andere Gefahr zu befürchten hatten. Es waren Tausende von Stechfliegen in der Schiffskammer. Wir sprangen alle zumal auf und schrien wie besessen. Die Kellner kamen herbei und brachten uns Stücke von grünem Garn, woraus man einst Mückennetze gemacht hatte; Jeder warf seinen Schleier über, und Alles legte sich auf seine Bänke. Nach einer

Minute begann das Gesumse noch toller; ich fühlte mich angegefallen, und als ich vor Wuth heftig mit meinem Fuße gegen den Verschlag stieß, hörte ich, wie einer meiner Nachbarn sich eine schallende Ohrfeige gab.

„Razza del Diavolo!" rief eine wüthende Stimme. Es war der Lazarist.

„Der Teufel!" heulte der Holländer.

Ob es bei diesem Concerte an französischen Flüchen gefehlt habe, mag der Leser selbst beurtheilen. In diesem Augenblicke begann — ein Kind auf dem Verdeck zu schreien, und ein Musiknarr stimmte auf seiner Clarinette folgende Weise an, welche die ganze Nacht hindurch ohne Unterbrechung fortdauerte: Ut mi re ut — Ut mi re ut. Es war an keinen Schlaf zu denken. Die Kellner, die von Neuem durch unser Geschrei herbeigerufen wurden, brachten die nöthigen Ingredienzien zu einer Masse von Punsch. Die Nacht verging auf diese Weise. Am folgenden Tage goß der Regen in Strömen herab; zum erstenmale seit vielen Monaten haßte uns die Sonne des Orients. Der Himmel hatte den traurigen Wolkenmantel angelegt, in den er sich in unserem düstern Klima, ohne Zweifel aus Abscheu vor dem Schmutz, verhüllt. Das Schiff, das mit Tagesanbruch die Anker gelichtet hatte, fuhr langsam den Fluß zwischen zwei sumpfigen und öden Ufern hinauf; einige Weidenbüsche zeigten sich am bulgarischen Ufer. Die wallachische Seite ist niedriger, flacher und nackter. Dort sah man nur in gemessenen Zwischenräumen eine Schildwache, die in Leinwand gekleidet, mit einer Pelzmütze oder einem großen Hute versehen, wie man sie in der Bretagne trägt, mit dem Gewehr auf der Schulter auf- und abging. Diese Posten bildeten den Sanitätscordon. Die Wallachei unterwirft Alles, was über die Donau kömmt, der Quarantäne. Selbst bei schlimmem Wetter dürfen die vom Winde getriebenen Schiffe sich nicht an das linke Ufer flüchten, das doch allein an manchen Stellen Schutz gewährt;

sie werden mit Flintenschüssen zurückgejagt, und diese Lage der beiden Ufer, von denen das eine für angesteckt gilt, und das andere die Ansteckung fürchtet, ist bis daher eines der Haupthindernisse der Donauschifffahrt gewesen. Gegen Mittag wurde der Regen so stark, daß man sich in die Cajüte flüchten mußte. Wir legten alle den Rock ab und führten einen so blutigen Krieg gegen die Stechfliegen, daß das Getäfel bald roth gefärbt ward. An jenem Tage hatte ich Gelegenheit, in den Sitten dieser Moskito's eine Sonderbarkeit zu beobachten, die ich seitdem in Andalusien wieder gefunden habe, und welche die Naturhistoriker nirgends erklären. Wir hatten alle ein fürchterlich zerstochenes und aufgeschwollenes Gesicht. Nur der Capitän und die Mannschaft waren verschont geblieben. Die Moskito's machen sich in der That nur an die Fremden, und lassen diejenigen, welche mit ihnen unter dem gleichen Himmelsstriche leben, in Ruhe. In Cadix und Malaga, wo sie sehr zahlreich sind, ist es ebenso; die Reisenden werden trotz aller Vorsichtsmaßregeln lebendig aufgezehrt, während die Einheimischen ohne Mückennetze ruhig schlafen. Man hat mir versichert, daß man wenigstens drei Jahre brauche, sich zu acclimatisiren. Der Doctor wußte mir diese Erscheinung nicht zu erklären; dagegen erzählte mir der Blutegelhändler eine türkische Fabel, aus welcher man ersieht, weßhalb die Schwalben ihr Nest unter das Dach der Menschen bauen. Die Stechfliege ist ein wenig Schuld daran. Es gab einmal einen König, der halb Mensch und halb Fisch war. Dieser König wollte eines Tages wissen, welches unter den Thieren das süßeste Blut habe. Er sandte alle Insekten auf Entdeckung aus; die Stechfliege kehrte zuerst zurück, mit der Meldung, daß nach ihrem Geschmack das Menschenblut ohne Zweifel das süßeste sey. Der König, der die Menschen nicht leiden konnte, war entzückt über diese Antwort und wollte eben befehlen, daß man ihm ein Bad von Menschenblut mache, einen See, worin er unablässig schwimmen und leben

könne, als eine Schwalbe, die Alles errathen hatte, auf ihn losstürzte und ihn so heftig in die Zunge biß, daß er von der Stunde an stumm blieb. Jedoch machte er, auf die Schwalbe deutend, eine Geberde der Wuth; aber der Vogel war davongeflogen und rief von den Höhen des Himmels herab: „Ich werde hinfort bei den Menschen wohnen, die ich gerettet habe, und du wirst es nicht wagen, mich dort aufzusuchen.“ — Die Türken haben eine Menge derartiger Fabeln, vermittelst deren sie sich viele Dinge ausgezeichnet erklären, über welche unsere Gelehrten sich den Kopf zerbrechen.

Man hat jetzt einen Begriff von der Art, wie der erste Tag auf einem Donauschiffe verstreicht. Hinfort werde ich nicht mehr von Stechfliegen reden, denn oberhalb Silistria's, wo wir um sechs Uhr ankamen, sieht man nicht eine einzige mehr, was wieder sehr seltsam ist.

Wenn der Reisende von dieser Plage befreit ist, so hat er eine andere Gefahr zu befürchten, und diese ist sehr ernst: das Fieber. Die Malaria haust nicht blos an den Mündungen des Flußes; bis nach Belgrad, und noch höher hinauf sind die schlammigen und oft überschwemmten Ufer der Donau nie sehr gesund, zur Zeit der Hitze aber ist ihre Atmosphäre mit Ansteckungsstoffen geschwängert. In der ersten Nacht unserer langsamen Fahrt wurden zwei Passagiere von dieser traurigen Krankheit befallen. Die große Zahl von Reisenden, die wir später auf jeder Station aufnahmen, die außerordentliche Hitze, die in der Schiffskammer herrschte, die Insekten jeder Art, die selbst nach Verschwindung der Schnaken blieben — das Alles hatte uns genöthigt, in unsere Mäntel gehüllt, der Kühle des Abends und den Nebeln des Morgens ausgesetzt, die Nächte auf dem Verdeck zu verbringen, und wir waren somit nicht ohne Sorge. Das Schicksal begünstigte uns indeß, und wir gelangten ziemlich gesund an's Ziel. Silistria, wo wir vor Anker liegend, den Sonnenaufgang erwarteten (denn man fährt, wenigstens bis Belgrad, noch nicht

des Nachts auf der Donau) ist eine nicht sehr interessante Stadt, von der ich nicht zu sprechen brauchte, wenn sie nicht ihre Tage des Ruhmes gehabt hätte! Im Jahr 1828 hielt sie sich lange gegen ein ganzes russisches Armeekorps, das sie weder zu erobern, noch durch Abschneidung aller Communicationsmittel auszuhungern vermochte. Gleichwohl in die Hände der Russen gefallen, verblieb Silistria bis zum Jahr 1835 in ihrem Besitze; damals nämlich wurde die letzte Rate des der Türkei auferlegten Contributionsgeldes bezahlt.

Des folgenden Tages bot sich uns nichts Merkwürdiges oder Neues; die Ufer waren immer traurig und öde; einige, mit Weiden bedeckte Inseln erhoben sich im Fluße, der bisweilen die Breite eines Sees annahm. Nicht Ein lebendiges Wesen belebte diese eintönige Landschaft, mit Ausnahme einiger Storche, die vom Ufer aus ruhig zusahen, wie unser Schiff ihre Einöden durchzog. Der Himmel hatte sich gottlob aufgeheitert und wir konnten auf dem Verdeck bleiben, wo es in Ermanglung von Stechfliegen Millionen von Blutegeln gab: es findet damit in der Bulgarei ein bedeutender Handel statt. Unser Venetianer, der in diesem Artikel Geschäfte machte, hatte, wie er mir sagte, außer den Einheimischen, die für ihn in den Sümpfen fischten, zum Transport seiner Waare mehr als hundert Leute, meistens Franzosen, in seinem Dienste. Die Dampfschiffe haben diesen Handel sehr erleichtert; die Blutegel, die man früher auf Saumthieren fortschaffen mußte, kommen jetzt ohne große Kosten, ohne Unfälle, und außerordentlich rasch nach Semlin; dort erwarten sie besondere Wagen, und auf der Post werden sie nach Frankreich gebracht. An unserem Bord waren, wie gesagt, mehrere Centner, die man auf verschiedene Weise verpackt hatte; die einen befanden sich in kleinen, mit Lehm und Moos halb gefüllten Fäßchen; die andern waren in angefeuchteten Leinwandsäcken zusammengesperrt. Jeden Abend nach Sonnenuntergang ließ man sie auf folgende Weise ein Bad

nehmen: eine ungeheure Kufe voll Wasser wurde auf das Verdeck gebracht; hierein goß man den ganzen Inhalt der Fäßchen und Säcke. Man denke sich eine, drei Meter breite und drei Fuß tiefe Schichte dieser garstigen Thiere, die nach Herzenslust in dieser Tonne herumkrabbelten, und man wird einen genügenden Begriff von einem sehr widrigen Schauspiele haben. Um diesen Badezuber zu leeren, schlugen die Diener unseres Venetianers ihr Hemde bis zu den Schultern zurück, tauchten ihre Arme in diese fürchterliche Brühe und zogen die Blutegel handvollweise heraus. Die garstigen, ohne Zweifel hungrigen Thiere hingen sich augenblicklich an dieses frische Fleisch, und die Unglücklichen hatten alle Mühe, sie von ihren blutigen Armen wegzureißen. Meines Wissens hat man sich lange in der gelehrten Welt über die Art der Erzeugung der Blutegel gestritten, und ich weiß nicht, ob man sich über diesen Punkt verständigt hat. Für unsere Leute, die von diesen gelehrten Untersuchungen nichts ahnten, war diese Zeugung durchaus kein Geheimniß. Der Blutegel, versicherten sie mir, legt Eier. Gegen den Monat August schwillt er ungeheuer an. Ein gelblicher Streifen zeigt sich auf seinem Bauche und kurze Zeit darauf legt er ein kleines Ei oder vielmehr eine Art Cocon, das er am Rande der Teiche ein wenig tief in der Erde birgt. Dieses Cocon enthält zehn bis zwölf Blutegel, die erst in vier Jahren ihre vollständige Größe erreichen. Der Blutegel ist zur Zeit der Zeugnng zu nichts nütze, und man legt ihn deßhalb zurück; ihn nehmen wäre überdies für den Pächter ein wirklicher Verlust.

Wir kamen bei Tag in Rutschuck, gegenüber von Giurgevo, an, und verblieben daselbst mehrere Stunden; es ist eine bedeutende und ziemlich große Stadt, in deren Aeußerem jedoch trotz ihren Minarets mit silbernen Spitzen sich nichts anders als tiefes Elend ausspricht. Ihre Bazars, die doch als Magazine für die deutschen Waaren dienen, welche die Donau herabkommen,

sind ärmliche, feuchte und wüste Gänge, in denen ich für meine Person kaum etwas anderes habe verkaufen sehen, als Taback und Pfeifen aus rother Erde, die ziemlich gut glasirt sind und im Orient ein gewisses Renommee genießen. Die Privathäuser der Stadt sind Hütten, die öffentlichen Gebäude Schoppen und die Straßen Kloake; an all dem ist nichts zu sehen. Aber der Name Rutschuck erinnert an einen der außerordentlichsten Männer der zeitgenössischen türkischen Geschichte, die ja doch so reich an poetischen Charakteren ist; ich rede von Mustapha Bairakdar, dem Pascha von Rutschuck, der in der Revolution von 1808 eine so große Rolle spielte und den Tod Selims verursachte, dem er die Krone zurückgeben wollte. Bairakdar, der Sohn eines armen Landmannes, war ursprünglich Pferdehändler gewesen, dann gemeiner Soldat geworden, und hatte sich nur durch seinen Muth zu den höchsten militärischen Würden aufgeschwungen. Ebenso gewandt als unerschrocken, besaß er einen Hang zu Abenteuern und chevalereske Gefühle. Selim, seinen Wohlthäter, wieder auf den Thron zu setzen, den er soeben verloren, erschien ihm als ein seines Namens würdiges Wagestück, und sobald sich dieser Plan in seinem Kopfe ausgebildet hatte, strebte er mit außerordentlicher Festigkeit und Gewandtheit nach seinem Ziele. Sein Erstes war, einen Gesandten nach Constantinopel zu schicken, der durch reiche Geschenke und Versprechungen mehrere hohe Beamten für seine Sache gewann. Nunmehr einiger Stützen gewiß, verließ er Rutschuck und marschirte mit einem Heere von viertausend Mann gegen Adrianopel. Von allen Hindernissen, die sich seinem Unternehmen entgegenstellten, lag gewiß das am meisten zu fürchtende in der Person des Kabakschi-Oglu. Dieser Bandenchef, der in jenen Tagen der Intrigue und des Raubes ruhig und uneigennützig lebte, hatte auf den Divan eine große Auctorität behauptet und, seine Yamaks machten mit den Bewohnern von Constantinopel, was sie wollten. Bairakdar beschloß, sich seiner um jeden

Preis zu entledigen. Hundert ausgewählte Reiter verlassen eines Abends sein Lager; sie durchfliegen die großen Einöden, die Adrianopel von der Hauptstadt trennen, kommen in das Dorf Fanaraki, wo der Chef der Yamaks lebt, und Kabakschi Oglu wird des Nachts in seinem Harem überfallen und erdolcht. Von seinem gefürchtetsten Gegner befreit, rückte der Pascha von Rutschuck mit seinem Heere gegen Constantinopel vor. Sobald er sich der Hauptstadt bis auf vier Meilen genähert, schickte er, noch ehe man daran gedacht, ihn aufzuhalten, einen Gesandten an den Sultan ab, und ließ ihm sagen, daß er voll Ehrfurcht und Ergebenheit gegen seine Oberherrlichkeit, keine andere Absicht habe, als die Stadt von jener Horde von Yamaks, die sie schänden, und den Staat von dem habgierigen Mufti, der ihn zu Grunde richte, zu befreien. Mustapha der Vierte, der sich verloren geglaubt hatte, beeilte sich, diese Bedingungen anzunehmen. Die Yamaks wurden entlassen, der Mufti abgesetzt, und der Sultan verfügte sich selbst in das Lager Bairakdars. Die friedliche Haltung des Pascha von Rutschuck täuschte Jedermann; man sah ohne Furcht, wie seine Truppen unter den Mauern der Stadt sich lagerten, und zur Ausführung seiner wahren Pläne konnte er eine günstige Gelegenheit abwarten. Diese bot sich bald. Im vollen Gefühle der Sicherheit lebend und nur an seine Genüsse denkend, begab sich der Sultan eines Morgens nach einer seiner Villa's am Bosphorus. Bairakdar, den man von seiner Abwesenheit benachrichtigt, rückte in Constantinopel mit seinem Heere ein und marschirte gerade auf das Serail zu. Berühmt durch seinen Muth und seine athletische Stärke, geliebt um des Dienstes willen, den er so eben dem Lande geleistet, indem er es von einem verhaßten Minister und einer gefürchteten Miliz befreit, wurde er auf seinem Wege mit allgemeinem Freudengeschrei begrüßt. Die wachhabenden Janitscharen öffneten ihm ehrerbietig die Pforten des Palastes der Sultane.

Die Abtheilung, die er befehligte, hatte den ersten Hof durchschritten und wollte in den zweiten eindringen, als der erschrockene Bostandschi-Baschy ihn schließen ließ; und der Chef der weißen Eunuchen zeigte an einer der Schießscharten sein bleiches Gesicht und fragte zitternd, was man wolle. Bairaktar antwortete mit einer Donnerstimme, daß er den Sultan Selim, seinen Oberherrn, begrüßen wolle, und befehl zu öffnen. Die schwachen Bewohner des Serails bebten vor Furcht, und schon sollte dem Verlangen Bairaktars entsprochen werden, als plötzlich eine kleine Thüre sich öffnete und der Sultan Mustapha erschien. Bei Zeiten benachrichtigt, war er in aller Eile herbeigekommen; auf seinen Befehl begaben sich sechs schwarze Eunuchen in die Gemächer Selims. Dieser unglückliche Fürst, zu dem das Geräusch der Außenwelt nicht drang, und der nichts von den Plänen Bairaktars wußte, verrichtete, auf einem Teppich knieend, andächtig sein Gebet; die Mörder warfen sich auf ihn und erdrosselten ihn nach einem kräftigen Widerstande. Man brachte seinen Körper dem Sultan Mustapha, der ihn kaltblütig anschauend, einfach sagte: „Der Pascha von Rutschuck verlangt den Sultan Selim; man werfe ihn ihm vor!" und der Leichnam Selims fiel zerschmettert zu den Füßen Bairaktars. Einen Augenblick starr, fühlte der Pascha von Rutschuck bald alle Geister der Rache in sich erwachen. Einen entsetzlichen Schrei ausstoßend, stürzte er sich mit seinen Soldaten gegen die Thore des Serails. Ein fürchterliches Blutbad erfolgte; der Sultan, der nur zum Verbrechen Kraft besaß, wurde in einen Kerker geworfen, und sein Bruder, der sich zitternd unter einem Teppich verkrochen hatte, wurde unter dem Namen Mahmud der Zweite als Herrscher ausgerufen. Diese Revolution fand am 28. Juli 1808 statt.

Bairaktar, der nun zum Großwesir ernannt wurde, hielt sich für einen prädestinirten Menschen. Der Weihrauch des Triumphes machte ihn bald schwindeln. Aus einem bescheidenen,

sanften und uneigennützigen Mann, wurde er habgierig, grausam und anspruchsvoll. Angebetet in den ersten Tagen von dem Volke, das sein Muth begeisterte, und vom Sultan, der ihm seine Krone verdankte, erfüllte er das Volk mit Haß, indem er es unterdrückte, und den Sultan Mahmud mit Furcht, indem er unter seinem Namen regierte. Einige schnell unterdrückte Aufstände hätten ihn über die allgemeine Unzufriedenheit belehren können; aber er verachtete diese Zeichen. Voll Selbstvertrauen glaubte er in einem Augenblick ein riesenhaftes Werk ausführen zu können und träumte von der Vernichtung der Janitscharen. Mit Umsicht und Geduld wäre er vielleicht zu seinem Ziele gelangt, aber weil er hastig war, richtete er sich zu Grunde. Wie Selim wurde er durch jene tausendköpfige Hydra besiegt, über die nur Mahmud eines Tages triumphiren sollte. So organisirt, daß man nicht Eine seiner Fibern berühren konnte, ohne den ganzen Körper aufzuregen, hielt das Janitscharencorps das Reich umstrickt wie ein Netz; es war eine Art militärischer Freimaurerei, bestehend aus Leuten von allen Klassen, und wenn die Anhänger dieses Corps auch meistens dem niedern Volke angehörten, so fehlte es demselben doch auch nicht an Stützen im Serail. Sobald der Plan des Großwesirs bekannt war, unterwühlte man den Boden unter seinen Füßen. Ohne Geräusch, ohne Aufsehen, ohne anscheinenden Widerstand entfernte man unter verschiedenen Vorwänden die Truppen, die Bairakdar von Rutschuck mitgebracht hatte, von Constantinopel, und als er von seinen Soldaten getrennt war, brach der Aufstand aus. In einem Augenblicke wurde der Palast des Großwesirs in Flammen gesteckt und von einer entschlossenen Schaar umringt. Von Genüssen erschöpft, schlief Bairakdar in seinem Harem, als ihm der fürchterliche Widerschein des Brandes und das Mordgeschrei die Wahrheit verkündigten. Bei diesem, bis dahin so thatkräftigen Manne, trat nun ein Augenblick des Entsetzens und der Schwäche ein. Statt sich mit

dem Säbel in der Hand auf seine Feinde zu stürzen und sich durchzuhauen, hoffte er sich von den Flammen dadurch zu retten, daß er sich mit seiner Favoritin in einen, an seinen Palast stoßenden, steinernen Thurm flüchtete. Dort wurde er erstickt, und sein Leichnam, den man des folgenden Tages erkannte, drei Tage hindurch an einem Pfahle öffentlich ausgestellt. Indessen nahm der Aufstand, weit entfernt sich zu legen, an Festigkeit zu und schien sich mit der Feuersbrunst, die schon ein Viertel von Constantinopel ergriffen hatte, auszubreiten. Der Sultan Mahmud hatte einen Augenblick zu fürchten, daß die Volkswuth auch ihn in ihren Haß gegen den Großwesir hineinziehe. Hinter einem Fenster des Serails verborgen, betrachtete er die Flammen, welche die Stadt bedeckten, und hörte voll Unruhe das Geschrei der Menge. Der Name Mustapha drang bis zu seinen Ohren; einige Parteigänger schlugen vor, ihn auf den Thron zu setzen. Mahmud, der seinen Bruder kannte, begriff, daß er entweder sein Opfer oder sein Mörder werden müße. Er zog die letztere Rolle vor, und Mustapha wurde erdrosselt. Der Aufruhr, der sofort keinen Gegenstand mehr hatte, legte sich, und dem Feuer that man Einhalt. Doch lassen wir jetzt die Geschichte und kehren wir an die Ufer der Donau zurück.

Giurgewo, eine Stadt von sieben bis achttausend Einwohnern, liegt gegenüber von Rutschuck; dort befinden sich die Lazarete, und die Reisenden, die sich nach Bukarest begeben, müssen daselbst einige Zeit verweilen. Die von der wallachischen Regierung in allen ihren Häfen errichteten Quarantänen, sind eilf an der Zahl, und der Sanitätscordon besteht aus mehr als eintausendeinhundertundzweiundzwanzig Fußgängern und etwa dreihundertundfünfzig Reitern. Man darf nicht glauben, daß diese Lazarete schwach besucht seyen; im Gegentheil ersteht eine große Anzahl von Reisenden daselbst ihre Quarantäne. Das von Giurgewo hat in einem Jahre mehr als dreitausend Passagiere aufgenom-

men, und das von Galatz, das eigentlich das einzige derartige Etablissement ist, welches die Moldau an der Donau besitzt, hatte schon im Jahr 1833 viertausend beherbergt. Diese Ziffer erscheint ungeheuer, wenn man bedenkt, daß im vorhergehenden Jahre nur dreitausendneunhundertundzweiundachtzig Reisende in das Sanitätshaus von Marseille getreten waren.

Um drei Uhr Morgens fuhr das Dampfschiff wieder fort, und gegen die Mitte des Tages kamen wir, nachdem wir unter den hohen Riffen hingefahren, in denen man noch einige Oeffnungen, Spuren alter Gräber, gewahrt, vor Nikopoli an, das auf einem von zwei Bergen beherrschten Hügel erbaut ist. Diese heutzutage bedeutungslose Stadt wurde von Trajan gegründet, nachdem er den Decebalus besiegt hatte. Im Jahr 1370 fiel sie in die Gewalt Bajazet's, der in der Umgegend zwei entscheidende Siege davontrug, den einen über den Kaiser Sigmund, den andern über den französischen Adel unter dem Oberbefehl von Philipp von Artois und Jean sans Peur, Grafen von Nevers.

Ueber Wadin, wo wir gegen Abend Halt machten, werde ich wenig sagen. Mit den drei Worten: Elend, Düsternheit und Oede, kann man die meisten der ärmlichen Dörfer, die unterhalb Belgrads an dem rechten Ufer der Donau liegen, treffend bezeichnen. In Wadin sieht man noch zwei ungeheure Steinblöcke am Rande des Flusses, die man für Ueberreste einer römischen Festung ausgibt. Die Häuser der Stadt sind beinahe durchgängig in die Erde gegraben und eher Dachshöhlen zu nennen, als menschliche Wohnungen. Von der Kirche, die gleichfalls unterirdisch ist, sieht man nur das Strohdach. Nie habe ich so viel Elend gesehen, außer etwa in Spanien in der Mancha, dieser traurigen Heimath des großen Don Quixote. In Wadin erhielten wir eine interessante Verstärkung. Der Kadi der Stadt stieg an Bord mit zwei Missethätern, die er dem Pascha von Widdin brachte, da ihre Verbrechen sich für diese hohe Jurisdiction eigneten. Der eine

war ein einfacher Mordbrenner; der andere, ein junger Mensch mit dem sanftesten Gesichte, hatte außer seiner Frau, achtundzwanzig Personen von seiner Familie und seiner Freundschaft erdrosselt. Anscheinend nicht sehr ergriffen, rauchte er während der ganzen Zeit, da er an Bord war, ruhig seine Pfeife. Der Kadi war ein schöner Türke, der die reiche Tracht der Osmanli's mit viel Eleganz trug; eine Menge Diener war um ihn beschäftigt. Auf das Verdeck legten sie herrliche Teppiche, über die der reiche Kadi — meiner Treu sehr verschieden von unsern Friedensrichtern — den ganzen Tag hinschritt, um die Süßigkeiten des Nargile zu kosten, und um in seinen, beiläufig gesagt, sehr schönen Händen, eine mit Diamanten eingefaßte Tabacksdose zu drehen, auf der ein kleiner Compaß angebracht war, der ihm um die Stunde des Gebetes die Richtung von Mekka bezeichnete. Von Constantinopel hatten wir einen türkischen Oberst mitgebracht, über den ich noch keine Sylbe gesprochen, weil er ganz abgesondert lebte. Es war ein sehr häßlicher, sehr gewöhnlicher, in seiner europäischen Tracht ganz eingeengter Mensch. Er speiste nicht an unserer Tafel, weil er sich weder auf einen Stuhl zu setzen, noch eine Gabel handzuhaben wußte. Auf dem Verdeck niedergekauert, verbrachte er seine Tage damit, daß er mit einer Hand seine nackten Füße streichelte, mit der andern aber grüne Gurken aß, die ihm alle Viertelstunden ein zerlumpter Adjutant brachte. Als der Militär den Kadi sah, fand er es für gut, mit der Gerechtigkeit zu fraternisiren. Er gürtete einen großen Säbel, das Zeichen seiner Würde um seine Lenden, und knüpfte ein Gespräch mit dem Richter an, der ihn an seiner Seite Platz nehmen ließ. Es fehlte ihnen an nichts außer an Frauen, und als ich mich verwunderte, daß sie keine mitgebracht, ließen sie mir antworten, ich möchte darüber ohne Sorge seyn, denn sie würden schon welche in Widdin bekommen. Dort trafen wir am Morgen des folgenden Tages ein.

Von ferne gesehen, hat Widdin viel Ausdruck. Die Stadt

liegt in gleicher Höhe mit der Donau, und von ferne sieht man in den friedlichen Fluthen des Stromes hunderte von Minarets sich spiegeln, die an Constantinopel erinnern. In der Nähe verschwindet die Täuschung, und mit Bedauern findet man das, den türkischen Städten eigenthümliche, traurige und verlassene Wesen wieder. Indessen bietet die Menge, die bei Annäherung des Schiffes das Quai bedeckt, ein originelles und der Beachtung würdiges Schauspiel. An jenem Tage war sie noch zahlreicher als gewöhnlich. Man erinnert sich vielleicht, daß bei unserer Herausfahrt aus dem Bosphorus eine Barke uns angerufen hatte, die mit Frauen besetzt war, welche für den Sohn Hussein's, des Pascha's von Widdin, bestimmt waren. Die Nachricht von der Ankunft der schönen Odalisken hatte sich in der Stadt verbreitet, und die Maulaffen (wo gibt es deren nicht?) waren in großer Anzahl herbeigeströmt. Ein Volkshaufe ist in der Türkei für das Auge eben so merkwürdig als in Frankreich langweilig, was nicht wenig sagen will. Man wird nicht müde, die Turbans von allen Farben, die Tuniken von allen Formen, und die schönen, olivenfarbigen Gesichter der Orientalen zu sehen. In Widdin erblickte ich zum ersten Male serbische Frauen. Ihre Tracht ist, nach meinem Geschmacke, außerordentlich anmuthig; sie besteht in einem Hemde von weißer Leinwand, um das an den Lenden eine rothe Schärpe geschlungen ist, die einen kurzen Unterrock von derselben Farbe hält. Ihre Haare, die in lange Zöpfe getheilt, mit Gold- und Silberzechinen durchflochten und von einem weißen Bande umschlungen sind, bilden einen weniger lästigen Kopfputz, als die papierenen Hörner, unter welchen die Pariserinnen ihr Gesicht verbergen. Sie tragen Arme und Beine nackt, und dieses Costüm, ohne ganz so leicht zu seyn wie das der Rebecca, an das es erinnert, läßt schöne Formen ahnen, die nicht schon von Kindheit an ein unerbittliches Planschett verdreht hat. Die Durchsichtigkeit des Costüms ist nicht so störend, als man denken

könnte; man gewöhnt sich sehr schnell daran. Wir sahen damals, wie ich mich erinnere, fünf oder sechs zwölf bis vierzehn Jahre alte Knaben, verbrannt wie Neger und nackt wie Wilde, deren ganzer Anzug in einer rothen Mütze bestund. Niemanden fiel das auf. Die Serbierinnen haben überdies mehr Bekleidung, als unsere Schönen in ihrem Ballanzug; nur sind ihre Röcke unten ausgeschnitten, statt wie in Paris oben.

Als letzte Merkwürdigkeit befand sich auf dem Quai von Widdin ein Wagen, und welch ein Wagen? Man kann sich keinen Begriff von diesem seltsamen Fuhrwerk machen, das mit vier Pferden bespannt und von einer Abtheilung Reiter in militärischer Tracht geleitet war. Wie man sich denken kann, war es für die schönen Circassierinnen bestimmt, denen wir die Aufnahme versagt hatten. Ein hoher Offizier, der sie in Empfang zu nehmen gekommen war, mußte unverrichteter Dinge abziehen, und die Menge, die sich in ihrer Erwartung getäuscht sah, verlief sich bald.

Widdin ist eine Stadt von zwanzigtausend Einwohnern, die um der Wichtigkeit ihrer Lage willen durch einen Pascha von drei Roßschweifen regiert wird; sie ist übrigens nicht sehr merkwürdig, und der Reisende ist gewöhnlich zufrieden, wenn er die Bazars, leere und verfallene Gänge, besichtigt hat. Ich für meine Person begnügte mich nicht mit so wenig. Ich sehe gerne, was die Andern nicht sehen, und ich war entschlossen, dem Pascha, dem berühmten Hussein, einen Besuch zu machen. Nur zwei Dinge fehlten mir: ein Vorwand und ein Dolmetscher; beide fand ich bald. Während ich in den unreinlichen Straßen von Widdin umherschlenderte, stieß ich auf einen schwarz gekleideten Herrn, den ich mit Recht im Verdacht hatte, daß er die Stadt, wo nicht länger, doch mindestens seit einem Monat bewohne, da er nicht zu unserem Schiffe gehörte. Ich ging gerade auf ihn zu und drückte ihm auf italienisch meine Absicht höflich aus.

„Aus welchem Lande sind Sie, mein Herr?“ erwiderte er mir, indem er mich vom Kopf bis zu den Füßen musterte. Ich nannte ihm meine Heimath mit einem gewissen Stolze, wie ich ihn stets bei derartigen Veranlassungen gegenüber von Fremden empfunden habe. „Gut“, sagte der Herr zu mir, „ich hatte Sie für einen Engländer gehalten. Der Pascha von Widdin liebt die Franzosen sehr; besuchen Sie ihn, er wird Sie ausgezeichnet empfangen und Sie werden in dem Palaste einen Dragoman finden, der italienisch spricht.“ Bei diesen Worten bezeichnete mir mein Unbekannter die Richtung, die ich nehmen sollte; dann grüßte er mich ernst und verschwand. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Allein geblieben, dachte ich einen Augenblick darüber nach, was ich thun sollte. Verlegenheit und Neugierde stritten in mir; die letztere trug den Sieg davon, und ich wandte mich nach dem Palaste des Pascha, indem ich über den seltsamen Umstand nachdachte, der mich bei diesem Manne einführen sollte, dessen Geschichte mehr als ein Mal mein Interesse erregt hatte.

Hussein ist ein Glücksritter wie Bairakdar und die meisten Großen der zeitgenössischen türkischen Geschichte. Anfänglich einfaches Mitglied der Körperschaft der Lastträger, dieses Anhängsels der Janitscharen, wurde er später deren Chef. In dieser Stellung machte er sich durch die Kühnheit seines Charakters bemerklich und erlangte in Constantinopel bei manchen Gelegenheiten eine Berühmtheit, welche die Aufmerksamkeit Mahmuds auf sich zog. Hussein wurde der unruhigste Kopf des Reiches und der beständige Anstifter der Aufstände, welche die Hauptstadt beunruhigten. Mahmud kannte seine Leute; statt Hussein zu strafen, suchte er ihn dadurch, daß er mit Einem Schlage seinen Ehrgeiz befriedigte, an sich zu fesseln, und ernannte ihn zum Aga (Oberbefehlshaber) der Janitscharen. Der Sultan hatte sich nicht getäuscht; stolz auf seine Würde, verläugnete Hussein sein früheres Leben, ging in die Pläne des Sultans ein und ergriff der entarteten Cor-

poration gegenüber, die er befehligte, mit Eifer die Partei der Regierung. Er wurde übrigens kein Verräther; alsbald nach seiner Ernennung ließ er seine Freunde benachrichtigen, daß sie auf ihre alten Verhältnisse nicht rechnen dürften, da der Hussein, den sie gekannt, nicht mehr existire, und daß sie in ihm nur einen unbeugsamen Aga finden würden. Er hielt Wort. Die Janitscharen, die an eine so plötzliche Umänderung nicht glauben konnten, erneuerten ihre Aufstände. Hussein ließ vierzig seiner besten Freunde erdrosseln, und diese Hinrichtung war nicht die letzte. Man weiß, mit welcher Entschiedenheit der alte Aga, der im Jahr 1826 der Vertraute der Reformpläne seines Gebieters geworden war, seine alten Kameraden zusammenschießen und ihre Caserne in Brand stecken ließ. Der Sultan, der ihm eine unwandelbare Dankbarkeit bewahrte, fügte hinfort allen seinen Würden den Titel eines Gouverneurs von Constantinopel und den neun Thürmen hinzu; endlich ernannte er ihn nach einander zum Serasker und Feldmarschall. Zwei Jahre später befehligte er die große Donauarmee, dann leitete er die Expedition in Smyrna, wobei er die Schlacht von Alexandretta verlor. Man führt von ihm Züge von heldenmüthiger Tapferkeit an; aber Hussein war ein kurzsichtiger und ungewandter General; er hatte die Anmaßung des Janitscharen beibehalten, und obgleich dem Sultan ergeben, verschmähte er jede Neuerung, bekümmerte sich wenig um die neuere Taktik, führte den Krieg auf die alte orientalische Weise und blieb vor Allem Türke. Sein schlecht geführtes, und eben so schlecht ausgerüstetes Heer verlor alle Manneszucht. Seine grausamen Maßregeln konnten die Ordnung nicht wieder herstellen; der Sultan mußte den Befehl an Reschid Pascha übertragen, und Hussein erhielt als Ruhesitz das Paschalik von Widdin.

Ich sollte also diesen berühmten Mann, diesen Freund Mahmuds, diesen großen Henker, sehen! Was für ein Gesicht hat er? Wie wird er mich wohl empfangen? Dies waren die Fra-

gen, die sich in mir drängten, als ich vor dem Palaste des Pascha ankam. Dieser Palast hat sehr viel Aehnlichkeit mit einem verlassenen Pachthofe. Man denke sich einen ziemlich geräumigen Hof, dessen unebener Boden mit Steinen, Nesseln und Stroh bedeckt war; auf allen Seiten garstige und verfallene Mauern; im Hintergrunde endlich eine große Barake, an der ein langer, hölzerner, rothbemalter Gang mit einer Außentreppe, wie man sie an gewissen Herbergen des mittäglichen Frankreichs findet, hinlief. In dem Hofe dieses Palastes waren so eben mit dem Wagen, von dem ich oben gesprochen, ziemlich viele Reiter, ohne Zweifel Officiere des Pascha's, angekommen, die ihre rothesten Fese und ihre neuesten Ueberröcke trugen. Ihr Aufzug ließ mich an den meinigen denken, und von Neuem schwankte ich in meinem Entschluß. Eine alte Sammtweste, deren Farbe die Zeit unkenntlich, und deren Stoff sie an mehr als Einer Stelle durchsichtig gemacht hatte, ein offenes, farbiges Hemd, und eine formlose Mütze bildeten keinen sehr passenden Anzug, um sich einem der hohen Würdenträger des Reiches vorzustellen. Da ich die Empfindlichkeit der Türken hinsichtlich der Fußbekleidung kannte, so war ich insbesondere wegen meiner staubigen Schuhe besorgt, die schon lange keine Wichse mehr gesehen hatten; doch ich war entschlossen. Ueberdies konnte ich ja meine Schuhe in dem Empfangsaal zurücklassen und mich, nach Art der Landleute meiner Provinz, dem großen Hussein in Strümpfen vorstellen. Ich stieg herzhaft die hölzerne Treppe hinauf. Auf der Galerie des Palastes angelangt, war ich sehr verlegen, da man mir nicht die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken schien. Ich lief einen Augenblick auf und ab, ohne daß mich Jemand befragte, bis ich endlich durch eine offene Thüre einen ziemlich großen, unmöblirten Saal gewahrte, in welchem etwa zwölf, in seltsame Polonaisen gekleidete Türken, auf dem Boden sitzend, rauchten. Da ich diese Herren mit Recht für Offiziere hielt, so trat ich ein, und nachdem

ich sie begrüßt, sagte ich ihnen, daß ich Franzose sey und den Pascha zu sprechen wünsche. Der eine dieser Adjutanten — denn dies war, glaube ich, ihr Rang — erhob sich, rief dem italienischen Dolmetscher ließ sich meine Worte erklären und sagte mir, daß er die Befehle seines Gebieters einholen wolle. Einen Augenblick darauf kehrte er mit der Meldung zurück, daß der Pascha gegenwärtig beschäftigt sei, daß er mich aber in einer Viertelstunde empfangen wolle. Indessen ließ er mich sitzen und reichte mir eine Pfeife. Als ich den letzten Zug daraus that, machte er mir ein Zeichen, ihm zu folgen, und führte mich in einen großen, ziemlich dunkeln und sehr nackten Saal, dessen, aus den Fugen gewichener Boden ein schlechter Teppich nur theilweise bedeckte. Einige gepolsterte Bänke liefen an den Wänden hin: gegenüber von der Thüre, längs der kleinen Fenster stund ein langer, mit blauem Baumwollenzeug überzogener Divan. In der Ecke dieses Divans erblickte ich im Schatten einen gewaltigen violettfarbenen Ballen, überragt von einem Türkenkopf und einem weißen Turban. Das war Hussein Pascha, mit gekreutzten Beinen niedergekauert. Sofort fuhr ich mit der Hand an die Stirne und brachte, den Kopf verneigend, ein befriedigendes Salamalek hervor. Ohne sich zu rühren, zeigte mir der Pascha eine kleine, ziemlich entfernt stehende Bank, auf welcher ich sehr bescheiden Platz nahm. Der Dragoman blieb mitten im Zimmer stehen. Ich bat ihn, dem Pascha zu sagen, daß ich in Frankreich viel von dem großen Hussein reden gehört und darum auf meiner Reise durch Widdin dem Verlangen nicht habe widerstehen können, einen so berühmten Mann zu sehen. Hussein hörte die Uebersetzung des Dragomans an, machte, mich ansehend, mit dem Kopfe ein Zeichen des Beifalls, dann zog er aus seiner Tasche ein paar blaue Augengläser, pflanzte sie auf seine Nase und betrachtete mich starr, indem er sich mit einem kleinen Besen Luft zufächelte. Ich meinerseits musterte ihn schweigend. „Wie“, sagte ich zu mir selbst, „ist denn

das der Vernichter der Janitscharen, der große Seraskier, dessen Muth so allgemein gefeiert ist? O, große Männer! wie viel verliert ihr im Orient wie im Occident, wenn man Euch in der Nähe sieht!" Mit einer Art lilafarbiger und weiter Tunika angethan, war Hussein, wie gesagt, auf seinem Divan so niedergekauert, daß sein Körper kaum einige Zoll Höhe zu haben schien. Er schien sehr alt; sein Bart war weiß, seine Farbe außerordentlich blaß. Sein Gesicht, dessen Ausdruck ernst war, schien mir nichts Außerordentliches zu haben, nur sein Blick war, selbst durch seine Augengläser hindurch, starr und hart und setzte in Verlegenheit. Nachdem er mich einen Augenblick betrachtet, richtete er auf türkisch eine Frage an mich, die der Dolmetscher folgendermaßen übersetzte:

„Sind Sie Kaufmann, und womit handeln Sie?"

Ich war thöricht genug, mich durch diese Vermuthung gekränkt zu fühlen, und geckenhaft genug, sie meinem Anzug zuzuschreiben. Ich hätte mich erinnern sollen, daß Hussein, der sehr reich und sehr habgierig geworden war, Kaufleute, Waaren und Spekulationen jeder Art unendlich liebte. Ich wollte ihm eben antworten, daß ich nichts sei, nicht einmal Handlungsreisender, als einer der Adjutanten plötzlich eintrat und einige Worte zu dem Pascha sagte, worauf sich dieser auf seinem Divan rührte. Beinahe in demselben Augenblick erschien eine neue Person auf der Scene. Es war unser Reisegefährte, der arme Oberst, jener große Gurkenesser, über den wir uns so oft lustig gemacht hatten. Quantum mutatus ab illo! Es war nicht mehr derselbe. Indem er sich wieder zu Hause fühlte, unter den Gebräuchen, mit denen er vertraut war, hatte er sein lächerliches, gezwungenes Wesen verloren und, obwohl er sehr häßlich blieb, eine gewisse ungewohnte Würde angenommen. Den Kopf emporgeworfen, das Fes auf dem Haupte, aber die Füße blos, trat er mit Zuversicht ein. In der Mitte des Saales angekommen, grüßte

er nach orientalischer Weise, dann trat er gegen den alten Pascha vor, der sich möglichst abmühte, um sich eine sitzende Stellung zu geben, und versuchte seine Hand zu küssen, was ihm jedoch nicht gelang. Hussein lud ihn ein, an seiner Seite Platz zu nehmen. Weit entfernt, dies zu thun, trat der Oberst zurück und setzte sich an das andere Ende des Divans. Auf einen Befehl des Pascha's brachten Diener zwei Pfeifen und vertauschten den kleinen Besen, mit welchem sich Hussein bis daher gefächelt, mit einem schönen Fächer von Straußfedern. Der Pascha begann zu rauchen, der Oberst aber weigerte sich, trotz wiederholter Einladungen, das Gleiche zu thun. Was mich betrifft, so bot man mir keine Pfeife an. Am andern Ende des Saales niedergeduckt, machte ich eine ziemlich alberne Figur. Hussein hatte mich völlig vergessen, und der Oberst machte durchaus keine Miene, mich zu erkennen. Als jedoch die Diener Jasminconfitüren in einem Krystallgefäß und ein Glas Wasser brachten, machte der Pascha ein Zeichen, daß man mir die Erfrischungen anbieten solle. Der Oberst schlug aus Höflichkeit Alles aus; ich hingegen nahm die eingemachten Früchte an und glaubte auch den mir angebotenen Kaffee trinken zu können, ohne darum dem einstigen Aga der Janitscharen den schuldigen Respekt zu versagen. Hierauf jedoch erhob ich mich, aus Furcht, durch Verlängerung meines Besuches unbescheiden zu scheinen, und weil ich überdies nicht wußte, was für ein Gesicht ich machen sollte, von meinem Sitze, grüßte den Pascha*) ehrerbietig und verließ seinen ärmlichen Palast.

Am folgenden Tage um zwei Uhr kamen wir in Kladostitza, einem kleinen Dorfe, an, das unterhalb der Klippen liegt, die man das eiserne Thor nennt. Dort wird die Schifffahrt des Flusses zum ersten Male unterbrochen; die Paketboote der

*) Hussein ist kurze Zeit nach meiner Reise durch Widdin gestorben, und ich bin vermuthlich der letzte Franzose, der ihn gesehen hat.

untern Donau gehen nicht weiter. Die Passagiere, die bis in die Nacht in Kladostitza verweilen müssen, schiffen sich am andern Tage in aller Frühe auf einem kleinen Boote ein, das von zehn Paar Ochsen gezogen wird, die unter der Führung von Weibern von der zierlichsten Haltung stehen. Dieser nothwendige Schiffswechsel, der für den Handel eine so lästige Fessel ist, würde für den Reisenden höchst widerwärtig seyn, wenn die Agenten der Gesellschaft nicht ihr Möglichstes thäten, um diesen Mißstand weniger fühlbar zu machen. Wie in Kustendsche geht die Umladung ohne die mindeste Störung vor sich; ohne daß man sich um irgend Etwas zu bekümmern brauchte, kommt Alles an seinen rechten Ort. Die Passagiere, die selbst in dem flachen Boote die Fahrt durch die Stromschnellen nicht wagen mögen, steigen an's Land und gehen zu Fuß. Am Ende ihrer Promenade finden sie in der Barke das Frühstück aufgetragen wie an Bord, und den dicken Capitän bereit, sie mit seiner gewöhnlichen Gemüthlichkeit zu empfangen. Die Fahrt durch das eiserne Thor ist, abgesehen davon, daß sie jede Schifffahrt unterbricht, nicht ohne Gefahr. Vor wenigen Jahren kamen dort fünf Reisende, die sich unüberlegter Weise hineinwagten, um. Bei ihnen befand sich ein Türke, der sich anfangs hartnäckig weigerte, sie zu begleiten; verletzt jedoch durch den Spott, mit dem man ihn überhäufte, sprang er am Ende in das Fahrzeug. Bei diesem Sprung fiel ihm ein Ring vom Finger in den Strom. Der Verlust dieses Ringes, auf den er einen außerordentlichen Werth legte, erschien ihm als eine Mahnung, und trotz aller Vorstellungen sprang er von Neuem ans Land. Er allein wurde gerettet. Inmitten der Stromschnellen angekommen, wurde die Barke mit solcher Gewalt von der Strömung fortgerissen, daß die Lienen brachen; sie drehte sich einen Augenblick im Strudel und versank. So ein trefflicher Schwimmer man auch seyn mag, so ist hier doch jede Anstrengung

vergeblich. Diese schreckliche Stelle hat übrigens für das Auge nichts Schreckliches. Der Fluß behält in dieser Gegend seine gewöhnliche Breite; man sieht weder einen schäumenden Fall, noch große Felsen. Dem Wasser fehlt es nur an Tiefe, und es wirft, über ein geneigtes Felsenbett hinabströmend, gewaltige Blasen. Die umliegende Landschaft ist außerordentlich malerisch und ausdrucksvoll. Die bis daher so flachen, so eintönigen Ufer erheben sich plötzlich mit Majestät, und bald gelangt man in einen ungeheuren Schlund, der von allen Seiten durch abschüssige Berge von wildem Aussehen beherrscht wird, die mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt und mit imposanten Felsenmassen gekrönt sind.

Die Strömungen, die ich zu beschreiben versucht, und die, geringere Schwierigkeiten bietende Felsenlinie, auf die man einige Meilen höher, oberhalb Orsowa stößt, haben von jeher die Donauschifffahrt in zwei Abtheilungen geschieden und bis auf den heutigen Tag die größte Wasserstraße von Europa, die einzige, die den Producten aus dem mittleren Europa nach Asien offen steht, die einzige endlich, die in einem Laufe von achthundert Meilen so reiche und so verschiedene Länder durchzieht, zu einer unbedeutenden gemacht. Diese Hindernisse haben so zu sagen aus der Donau zwei verschiedene Flüsse geschaffen. Ungarn, Bosnien und Serbien haben sie als einen Fluß ohne Mündung betrachten müssen, die Wallachei, die Bulgarei und die Moldau aber als eine unterbrochene Straße, die sie in keiner Weise mit Europa in Verbindung setzte. Der Handel theilt sich durch das eiserne Thor in zwei, von einander unabhängige Hälften. Ehe wir diese Grenze überschreiten, wollen wir dem, was wir bereits über die Schifffahrt der untern Donau gesagt, einige Worte hinzufügen. Die Strömung der Donau ist nicht sehr rasch, und ihre Langsamkeit nimmt in demselben Grade zu, in welchem sie sich ihren Mündungen nähert. Nachdem sie von ihrem Ursprunge bis zu der Stelle, wo sie schiffbar wird, von

tausend Metern auf fünfhundert gefallen, sodann bei Wien noch in einer Höhe von zweihundertundvierzig, bei Buda von hundert undvierzig Metern liegt, hat sie nach den neuesten Berechnungen der russischen Officiere, wenn sie bei Orsowa die Wallachei berührt, nur noch einundzwanzig Meter, und somit in dem langen Laufe, der ihr verbleibt, nur noch eine Meereshöhe, die geringer ist, als die der Seine bei Paris. Bei Brahilow liegt der Fluß nur drei Meter, neunzehn Centimeter über dem schwarzen Meere. Aus dieser Langsamkeit der Strömung entsteht ein bedenklicher Uebelstand. Der Sand, der nicht rasch genug fortgeführt wird, häuft sich, und der bewegliche Grund erschwert die Schifffahrt. Die von der Natur gebotenen Hindernisse jedoch sind es keineswegs, welche die Handelsbewegung dieser großen Straße am meisten hemmten: es gab Andere, die nach und nach verschwinden, und die aus dem gesellschaftlichen und politischen Zustande der Uferbewohner entsprangen. Die Civilisation, die nach einander die verschiedenen Länder des Erdballs durchlaufen, hat sich noch zu keiner Zeit an den Ufern der Donau festgesetzt. Bis auf unsere Tage sind die gegenseitigen Vorurtheile der Ungarn, der Deutschen und der Türken, die Plackereien der Pascha's, die eigenthümliche Lage Oesterreichs gegenüber von Ungarn, größere Hindernisse gewesen, als die Natur sie bietet. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, der einzigen Zeit, zu der in der Geschichte des europäischen Handels die Donau erwähnt wird, theilte sich die Schifffahrt dieses Flusses in zwei Richtungen, die sich in Galatz kreuzten. Dort wurden die Waaren umgeladen, die ihren Weg nach Asien fortsetzten, oder die von Asien kommend, nach dem mittleren Europa bestimmt waren. Regensburg im Occident, am obern Theile des Flusses, Constantinopel im Orient, und weiter zurück Genua und Venedig waren die Hauptplätze für diese Expeditionen. Durch Combinationen der Art

suchte Oesterreich vor wenigen Jahren diese Schifffahrt emporzubringen. Verschiedene Pläne wurden in Wien und Buda entworfen. Man schlug vor, einen Canal zu graben, der die Klippen von Orsowa durch einen Umweg von nur einer französischen Meile umgehen sollte; auch sprach man davon, die Klippen zu sprengen; das dritte Project endlich, und dieses allein wurde ausgeführt, war, einen Dampfschifffahrtsdienst von Wien nach dem schwarzen Meer zu errichten, der mit den österreichischen Linien von Constantinopel, Smyrna, Athen, Patras, Korfu und Triest correspondire. Das erste Schiff der Donaugesellschaft kam, wenn ich nicht irre, im April 1834 an. Die Sache ging nicht so leicht. Nur die Serbier waren mit der Schifffahrt des Flusses vertraut, und um einen einheimischen Piloten zur Führung des Fahrzeuges zu bestimmen, mußte man ihn überreden, der Fürst Milosch sei bei dem Unternehmen betheiligt.

Durch Errichtung dieses Dienstes hoffte Oesterreich einem neuen Handel, der sich eben erst aus dem Vertrage von Adrianopel entwickelte, Schwung zu geben. Vor 1829 konnten die, an der Donau liegenden Fürstenthümer die Erzeugnisse ihres Bodens, namentlich das Korn nur in die Türkei verkaufen; seit dieser Zeit aber konnten englische und österreichische Schiffe, mit der Erlaubniß Rußlands, Früchte in Galatz und Brahilow holen. Eine Quarantäne wurde in Sulina errichtet, und die Fahrzeuge konnten, was für ein Patent sie auch haben mochten, mit dem Innern von Europa verkehren. Im Jahre 1840 endlich schlossen Oesterreich und Rußland auf zehn Jahre einen Vertrag, in welchem sich, wie gesagt, die russische Regierung verpflichtete, den Sand wegzuschaffen, der die Mündung von Sulina verstopfte, sie schiffbar zu erhalten, und der Aus- und Einfahrt kein Hinderniß in den Weg zu legen. Zwei Jahre vergingen, ohne daß Rußland sich seiner Verbindlichkeiten zu erinnern schien; im Jahre 1842 indeß und in den ersten Monaten von 1843 begann man

einige Arbeiten, gab sie aber bald wieder auf, mit der Versicherung, daß sie, sobald die nöthigen Maschinen aus England angekommen seyen, wieder aufgenommen werden sollten. Diese Maschinen werden, wie es scheint, sehr langsam fertig, denn man spricht nicht mehr davon, und die deutsche Presse beklagt sich unablässig über die Nichterfüllung des Vertrages von 1840. Indessen entwickelte sich der Handel der unteren Donau trotz Rußland. Will man den Beweis hiefür? Im Jahre 1840 fuhren, wenn man dem Messager von Odessa glauben darf, vierhundert achtzehn Fahrzeuge durch das schwarze Meer in den Fluß. Im Jahr 1844 hingegen hat man zweitausenddreißig Fahrzeuge gezählt, die meistens nach Galatz und Brahiloff gingen, um dort ihre Ladung zu nehmen. Wenn der Handel trotz der Hindernisse, von denen wir gesprochen, gedeiht, wie herrlich müßte er sich erst entwickeln, wenn der Weg auf der Donau durch den Canal von Kustendsche abgekürzt wäre, und wenn die Fahrzeuge an der Mündung einen guten Hafen statt des ungeheuren Sumpfes finden würden, wo man die unglücklichen Matrosen unter dem Vorwand der Pest zu tödtlichen Fiebern verdammt! Weiter hinauf schickt sich Ungarn gerade in diesem Augenblicke an, dieser großen Verbindungsstraße eine neue und wichtige Pulsader beizufügen. Auf dem vorletzten Landtage im October 1844 hat eine große Mehrheit für die unmittelbare Anlegung einer Eisenbahn von Vukovar an der Donau nach Fiume am adriatischen Meere gestimmt. Wie schön wäre es, wenn man den Lauf des Flusses auf irgend eine Weise von den Klippen von Orsowa befreiend, die Schifffahrt der deutschen Donau und des Mains mit derjenigen der europäischen Türkei und des schwarzen Meeres vereinigte! Wien wäre nur noch fünf Tage von Constantinopel entfernt. Die Entfernung, die uns von jenen christlichen Bevölkerungen trennt, die uns ihre Arme entgegenstrecken, würde sofort verschwinden; diese unglücklichen Provinzen müßten in kurzer Zeit blühen, weil sie

die Kornkammern von drei Welttheilen würden, sobald sich ihnen eine Straße öffnete. Und zwängen wir diese große Frage nicht in einen so engen Raum ein: es ist nicht das Gedeihen dieses oder jenes Handelszweiges, was man in diesem Projecte sehen muß, sondern die ganze politische Zukunft dieser Provinzen, die Freiheit von fünfzehn Millionen Christen. Wenn wir diese Länder uns näher bringen, wenn wir ihnen eine breite Communicationsstraße eröffnen, so werden wir sie an allen Wohlthaten einer Civilisation Theil nehmen lassen, die ich zwar nicht zum Glücke der Völker für nöthig halte, die sie nicht kennen, die aber denjenigen unserer Brüder unentbehrlich ist, die sie ahnen und suchen. Und welchen Aufschwung würde man nicht hierdurch jener fruchtbaren moralischen Insurrection der griechisch-slavischen Welt geben, die wir bereits bezeichnet haben! Die Civilisation, dies ist das große, das einzige Hinderniß, das man dem Ehrgeize Rußlands, seinen Fallstricken und den geheimen Drohungen seiner Diplomatie, um die man sich in Frankreich zu wenig bekümmert, entgegenstellen muß.*) Ich werde nicht länger bei den unermeßlichen Resultaten verweilen, welche diese Oeffnung der Donauschifffahrt haben könnte. Alle Welt erräth sie. Ich habe gesagt, daß um sie zu überwinden, das Hauptgeschäft in der Anlegung eines, zehn bis zwölf Meilen langen Canals bei Kustendsche, und die Eröffnung eines, vier Kilometer langen Grabens bei Orsowa sey. Diese beiden Projecte sind von Technikern für ausführbar

*) Dieser Gedanke ist die Seele einer, in England erschienenen wichtigen Sammlung, des Portfolio gewesen, das von einem Manne, der die Türkei genau kennt, Herrn David Urquhart, gegründet und theilweise redigirt wurde. Ohne alle Ideen des Portfolio zu theilen, ergreife ich gerne diese Gelegenheit, den Namen eines Schriftstellers anzuführen, der durch sein Talent einen gewissen Einfluß im Orient errungen hat und der, wie ich selbst oft empfunden, durch seine Unterhaltungsgabe auf alle, die ihm nahe kommen, eine wahre Zauberkraft ausübt.

und sogar für nicht sehr schwierig erklärt worden. Sind sie etwa kostspielig und in welchem Verhältnisse? Dies ist eine Frage, deren Lösung mir nicht zusteht; doch werde ich mich glücklich schätzen, wenn ich sie wenigstens in Anregung bringen konnte.

Mit Tagesanbruch von Kladostitza abgegangen, kamen wir gegen zehn Uhr in Orsowa an, wo die Civilisation, die ich so eben wohlthätig nannte, uns unter der dreifachen Gestalt eines Zöllners, eines Gensdarmen und eines Sanitätsbeamten erschien. Orsowa, ein hübscher, dicht am Wasser und am Fuße der Berge erbauter Flecken, gehört zu Oesterreich; bei der Ausschiffung setzten wir den Fuß auf kaiserlichen Boden. Eine Abtheilung Soldaten erwartete uns, Gewehr im Arm, am Ufer. Wir wurden diesen Leuten mit großen Schnurrbärten übergeben, die sich sorgfältig hüteten, uns zu berühren, und uns, immer in einer gewissen Ferne bleibend, als wären wir Aussätzige, geraden Weges nach dem, eine gute Viertelstunde von der Donau entfernten Lazarethe brachten. Dieses Lazareth ist der traurigste Ort der Welt, und man würde dort sehr bald am Spleen sterben, wenn die österreichischen Quarantänen ebenso lange dauerten, als die französischen. Man denke sich in einer gelblichen, sumpfigen, ungesunden Ebene, drei oder vier niedere und lange, wie Gefängnisse vergitterte Gebäude mit großen Thoren und kleinen, mit Gras bewachsenen Höfen, wo man eine gewisse dumpfe Klosterluft einathmet. Dorthin wurden wir gebracht. Man stieß uns zu vier in einen engen Hof, der eine einzige Oeffnung hatte, und in welchem sich ein Brunnen sowie ein kleines, nacktes und leeres Gebäude befand, das uns zur Herberge dienen sollte. Wir sahen uns beinahe wie die Thiere im Jardin des Plantes eingepfercht, und erst an jenem Tage habe ich ihr Loos gehörig begriffen und beklagt. Gegen Abend brachte uns ein Wärter eine Mahlzeit, die so beschaffen war, daß wir sie, so sehr wir auch an Entbehrungen gewöhnt waren, zurückschicken mußten.

Was sollten wir mit unserm Abend anfangen? Der holländische Baron hatte schon lange den letzten Vers aus le Roi s'amuse recitirt; der Ordensgeistliche sprach kein Wort mehr; Hunger, und Unbehagen machten uns bitter gegen einander. Glücklicherweise erinnerten wir uns bald an einen gewissen wallachischen Baron, den Exminister der Finanzen, der von Giurgewo aus mit uns gereist war, und von dem man uns aus einem mir unbekannten Grunde im Lazarethe getrennt hatte. Dieser hohe Herr, ein erklärter Anhänger der Homöopathie, hatte die Gewohnheit, jeden Abend mit „köstlichen Sachen" die Wirkung der schlechten kleinen Pillen zu vernichten, die er Morgens verschluckte. Sein Mundvorrath fiel uns ein, und wir beschlossen, uns seine Nachbarschaft zu Nutze zu machen. Das war bald bei uns zur fixen Idee geworden; aber wie sollten wir es bewerkstelligen? Nach reiflichem Nachdenken sandten wir ihm folgende Einladung:

„Vier Edelleute, unter denen zwei Franzosen, ein Holländer und ein Kroate sich befinden, bitten den Herrn Baron für diesen Abend um die Ehre seiner Gesellschaft. P. S. Man wird Confect und Schinken speisen und Thee trinken, wenn der Herr Baron eine gewisse Quantität dieser Lebensmittel gütigst mit sich bringen will, von denen die oben genannte Edelleute gänzlich entblößt sind."

Dieser schlechte Witz hatte den besten Erfolg. Der wallachische Baron fand den Brief entzückend. Er entschuldigte sich, daß er wegen Unwohlseins uns nicht besuchen könne, sandte uns dagegen einen ganzen Korb voll Lebensmittel, mit denen wir die Mahlzeit vom Lazarethe trefflich ersetzten. Bei Einbruch der Nacht jagten uns die Wanzen aus der Hütte, und wir mußten unter freiem Himmel campiren, was in dieser Jahreszeit nicht ohne Gefahr war. Während dieser langen Stunden schwur ich den Quarantänen einen Haß, denen das Studium der Frage unversöhnlich gemacht hat.

Die Quarantänenfrage, auf die ich so oft zurückkehre, ist gewiß eine der ernstesten, die man verhandeln kann. Der Gesundheitszustand von Europa, der ganze Handel des Mittelmeeres, unser Verkehr mit allen orientalischen Ländern steht in unmittelbarer Verbindung damit. Wir beabsichtigen keineswegs die Frage hier vom administrativen Standpuncte aus zu behandeln, die Abgeschmacktheit der gegenwärtig bestehenden Sanitätsgesetze darzuthun, und zu berechnen, was eine, wohl mit Recht unvernünftig zu nennende Schranke Frankreich jedes Jahr kostet, denn das haben wir schon oft in den Journalen gethan; hier wollen wir die Ursachen, welche die Pest in Europa verbreitet, diejenigen, welche sie wahrscheinlich verscheucht haben, und die Wirkungen der Sanitätsmaßregeln in denjenigen Ländern untersuchen, deren Jahrbücher vollständig genug sind, um eine solche Untersuchung zu gestatten. Wir hoffen zu beweisen, daß die Pest stets mit der Barbarei Hand in Hand gegangen ist, daß die Civilisation allein sie verjagt hat, und daß die Lazarethe, die Quarantänen, mit Einem Worte alle erdenklichen Sanitätsmaßregeln zu jeder Zeit unwirksam waren. Was im Orient in den Zeiten der Epidemie vorgeht, reicht hin, uns zu diesem Schlusse zu führen. Die armen Klassen werden dort am meisten von der Seuche heimgesucht, während sie dem Wohlstand und dem Wohlbehagen ferne bleibt. Diese Beobachtung, die im Jahre 1834 in Alexandrien gemacht wurde, konnte man drei Jahre später von der Epidemie von 1837 in Smyrna bestätigt finden; zwischen dem Sterblichkeitsverhältniß der Juden zum Beispiel, die ärmlich leben, und dem der Europäer, die eine behagliche Existenz haben, war der Unterschied ungeheuer groß. Führt diese Thatsache nicht auf den Gedanken, daß, wenn der besondere Wohlstand die Individuen schützt, der allgemeine Wohlstand die Nationen schützen muß?

Eine weitere, sehr merkwürdige Beobachtung wurde im

Orient gemacht. Die Pest, (wenn es eine Pest gibt), erscheint dort stets in dem und dem Monat und verschwindet stets in dem und dem Monat beinahe am bestimmten Tage. Die Epochen wechseln je nach den Ländern, oder vielmehr je nach den Breiten: in Alexandria haust die Epidemie vom November bis Juni; in Constantinopel vom Juli bis Januar. Das ist nicht Alles. Die Lage des Landes, die Stagnation der Gewässer, die schlechte Cultur bestimmen die Intensität der Krankheit. Endlich steht fest, daß trotz zahlreicher Verbindungen zwischen Aegypten, Nubien und Arabien, die Seuche, während sie doch das erstere dieser Länder heimsucht, sich noch nie in den beiden letzteren gezeigt hat. Die Pest ist also gewissen atmosphärischen Einflüssen unterworfen, die sie erzeugen oder fernhalten. So ist es von jeher gewesen, und wenn wir die Geschichte der, von der Seuche verheerten Länder befragen, so werden wir finden, daß die Zeit der Epidemien beinahe durchgängig den Zeiten des Elends, der Unwissenheit, oder der Saumseligkeit entspricht, während das Verschwinden der Krankheit durch die Rückkehr des Wohlstandes, der Civilisation und des Wohlbehagens angezeigt ist. So erschien auch die Pest, die Aegypten während der, zwischen dem Jahre 1491 vor Christi und dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung liegenden Periode des Wohlstandes verlassen hatte, dort um die Zeit wieder, zu der man die Einbalsamirung abschaffte, und seitdem ist sie daselbst stehend geblieben.

Frankreich hat achtundfünfzigmal die Pest gehabt. Wenn man auf das Alterthum zurückgeht, so findet man mit Erstaunen daß bis zum sechsten Jahrhundert die Geschichtschreiber keiner Pest Erwähnung thun, mit Ausnahme der einen, die sechsundvierzig Jahre vor Christi Geburt in Marseille in dem Augenblick ausbrach, da es Cäsar belagerte. Zudem haben viele Schriftsteller nach der Beschreibung dieser Krankheit den Typhus in ihr zu erkennen geglaubt. Wie dem auch seyn möge, bis zum

sechsten Jahrhundert ist keine Rede mehr davon. Dies war die Zeit der römischen Herrschaft, und es ist bemerkenswerth, daß die Civilisation Roms die Seuche aus allen Ländern vertrieb, die sie durchzog. Von 503 an erschien die Pest mehreremale, und bis zum siebenten Jahrhundert kennt man ihre Spur ganz genau. Aber dann werden die Documente selten, die Geschichte dunkel, und erst vom vierzehnten Jahrhundert an kann man das Verzeichniß der Epidemien in den europäischen Ländern für genau halten. Im vierzehnten Jahrhundert zählt man in Frankreich neun Pesten, im fünfzehnten sechs, im sechzehnten dreizehn, im siebzehnten fünf, im achtzehnten eine, (die von Marseille im Jahr 1720), das neunzehnte ist, Gott sey Dank! bisher davon verschont geblieben. Hier haben wir eine merkwürdige Thatsache anzuführen. Die Sanitätshäuser, auf die man im Jahr 1383 zum erstenmale verfiel, wurden erst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts (1476) förmlich eingeführt und vollständig ausgestattet. Was war nun ihre Wirkung? Das folgende Jahrhundert war das am meisten heimgesuchte; es zählte dreizehn Pesten, was in keinem früheren Jahrhundert vorgekommen war. Nach dieser Zeit ließ die Krankheit allerdings merklich nach. Muß man daraus schließen, daß die Maßregeln, welche im sechzehnten Jahrhundert unzulänglich gewesen waren, und welche dieselben blieben, in den folgenden Jahrhunderten wirksam wurden? Nein; glauben wir vielmehr, daß die Ruhe, die auf unsere Religionskriege folgte, die Maßregeln Sully's, der den Gewerbfleiß und den Landbau unterstützte und die Wohlfahrt des Volkes im Auge hatte, die Ordonnanzen Richelieu's, der dieses Werk fortsetzte, die Colberts, der es vollendete, mit Einem Worte, daß die verschiedenen Verbesserungen, welche das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten hervorbrachten, einen bedeutenden Einfluß auf die Gesundheit des Landes, und eben damit auch auf den Gesundheitszustand Frankreichs ausübten. Seit 1664 ist die Pest nur

einmal, im Jahr 1720, wieder bei uns erschienen. Und wie ist sie ausgebrochen? In derjenigen Landschaft Frankreichs, welche zu dieser Zeit am meisten zurück war, in der Provence an den Ufern der Rhone und der Camargue, wo jene feuchte Wärme herrscht, die man als der Entwicklung der Krankheit förderlich erkannt hat; endlich in einer Zeit, welcher zwei außergewöhnliche Jahre, (1718 und 1719), regnerische und unfruchtbare Jahre, Zeiten des Elends und der Ueberschwemmung vorhergegangen waren. In jedem Falle wurde, und dies ist bewiesen, die Pest nicht in die Provence eingeschleppt. Das Lazareth von Marseille bestund seit dreihundert Jahren; die Sanitätsmaßregeln wurden, wie die Register nachweisen, bei dem Schiffe des Kapitän Chataud angewendet, den man der Einschleppung der Krankheit beschuldigte. Es ist sogar erwiesen, daß schon vor der Ankunft dieses Fahrzeuges sich Pestfälle gezeigt hatten.

England ist zwanzigmal von der Pest verheert worden; fünfmal vor dem vierzehnten Jahrhundert und fünfzehnmal seit jener Zeit. Hier wollen wir auf eine sehr merkwürdige Thatsache aufmerksam machen, die unseres Erachtens das von uns Gesagte kräftig bestätigt, daß nämlich lokale Ursachen und athmosphärische Zustände allein die Pest erzeugen, und daß die Sanitätscordone die Länder, welche sie umschließen, nicht sehr davor schützen. Im Jahre 1625 räumte die Pest England und flüchtete sich in die Hauptstadt, um sie nicht mehr zu verlassen. Dreimal (1651, 1626, 1665) wüthete sie in London mit entsetzlicher Heftigkeit. Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatte man ein vollständiges System von Sanitätsmaßregeln erfunden, das man mit einer bisher unbekannten Strenge in Ausführung brachte. Aller Verkehr zwischen der Hauptstadt und der Außenwelt wurde abgeschnitten. Das war vergebens; die Seuche concentrirte sich in der Stadt. Ein Unglück anderer Art machte dieser Plage ein Ende. Im Jahr 1665 von der Pest heimgesucht, wurde London im

folgenden durch das Feuer verheert. Die Feuersbrunst verzehrte insbesondere die Armenviertel, die nach der Schilderung der Schriftsteller jener Zeit das unreinlichste und ärmste Schauspiel boten. Statt feuchter Gänge, wohin die Luft nie drang, eröffnete man breite Straßen, erbaute man an der Stelle der Schoppen neue luftige Häuser, und die Pest hat sich nicht wieder gezeigt.

Seit dem Jahr 552 hat Italien einundsiebenzigmal die Pest gehabt. Spanien ausgenommen ist Italien dasjenige Land, welches seine Epidemien am Genauesten aufzeichnete; während der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts hatte es deren fünf. Von dieser Zeit an fehlen in Italien die genauen Angaben bis zum dreizehnten Jahrhundert, das in diesem Lande durch acht Pesten bezeichnet wurde. Im folgenden zählte man eilf, und im fünfzehnten fünfzehn, im sechzehnten neun, und im siebzehnten nur zwei; das achtzehnte war davon befreit; das neunzehnte hingegen trug die Pest von Noja (1815) in seine Register ein. Somit erschien die Pest, die seit einem Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung Italien in den Tagen seiner Größe beinahe gänzlich verlassen hatte, im sechsten Jahrhundert in den Tagen seiner Erniedrigung plötzlich daselbst von Neuem. Das fünfzehnte Jahrhundert wurde am Schwersten heimgesucht. Jedermann weiß, welche Unruhen, welches Elend jene Zeit, die durch die Kunst so sehr verherrlicht wurde, auszeichneten. Die Annalen der Welt bieten nichts Außerordentlicheres, als diesen Gegensatz der Künste auf ihrem Höhepunkt, zu dem allgemeinen Verfall. Indem Italien in den folgenden Jahrhunderten dem ihm gegebenen Anstoße folgte, eilte es in manchen Beziehungen andern Ländern voraus. Man sieht, wie die Pest dort nachläßt und erlöscht, während sie anderwärts ihre höchste Höhe erreicht. Ich ziehe keine Folgerungen, ich führe blos Thatsachen an.

Dieselbe Bemerkung kann man auf Deutschland anwenden,

wo die Pest, die dort sechsundfünfzigmal erschien, erst im Jahr 1713 erlosch, während sie in England im Jahr 1665, in Frankreich ein Jahr früher und in Italien noch früher aufhörte. Die Epidemie hat also während der politischen und kirchlichen Kriege gehaust, die Deutschland bis zum Jahr 1648 bewegten, und ist vor dem Frieden und dem Wohlstande gewichen. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zählt man sieben Epidemien und in der zweiten blos fünf. Das will wieder viel heißen; aber der Wohlstand der Massen bildet sich nicht in Einem Tage, die Verbesserungen treten nur mit der Länge der Zeit ein, und die alten Bräuche erlöschen nur mit den Generationen, bei denen sie eingeführt waren.

In Spanien zählt man 65 Pesten. Während der römischen Herrschaft erwähnen die Geschichtschreiber, die, wie man weiß, den Reichthum und die Gesundheit der iberischen Halbinsel rühmen, durchaus nichts von einer Epidemie. Im fünften Jahrhundert durch die Alanen und Vandalen verheert, wurde Spanien im siebenten von den Westgothen erobert. Die Pest erschien zweimal (443, 589), dann wich sie vor der arabischen Civilisation. Von 712 — 1345, sechs Jahrhunderte hindurch, zählt man nur zwei Pesten, die beide in Cordova ausbrachen. Zudem weiß man nicht, ob diese beiden Epidemien, welche von den arabischen Aerzten, die keine andern erwähnen, sehr gut beschrieben werden, wirklich die Pest waren. Man weiß, wie blühend Spanien damals war; wie man versichert, zählte es nahe an 30 Millionen Einwohner. Später entvölkerte es die Entdeckung von Amerika; man stürzte sich auf diese Länder, wo man das Geld handvollweise zu finden hoffte; die Landwirthschaft hatte nicht mehr Arme genug, die Ländereien blieben brach, die Sümpfe gingen in Fäulniß über, und in vier Jahrhunderten zählte man 44 Epidemien. Im siebzehnten Jahrhundert endlich trat eine Reaktion ein; die Be-

völkerung kehrte zurück und vermehrte sich, und die Pest verschwand.

Außer Frankreich, England, Deutschland, Italien und Spanien, weiß man wenig von dem, was im übrigen Europa vorging. Die Länder des Nordens und sogar Rußland haben keine Listen über ihre Epidemien geführt. Dies ist übrigens genug, um anzuzeigen, und bis zu einem gewissen Punkt zu beweisen, daß der öffentliche Wohlstand und das allgemeine Wohlbehagen viel kräftigere Mittel sind, die Seuche ferne zu halten, als die Sanitätsmaßregeln. Wenn man die Geschichte über die Wirksamkeit der Lazarethe befragt, so wird man nicht mehr hieran zweifeln.

Im Alterthum und bis zum 14. Jahrhundert, hatte man, wie gesagt, nicht daran gedacht, daß die Pest ansteckend sei. Hypokrates, Galenus, die griechischen und die arabischen Aerzte, hatten keinen solchen Gedanken; um das Jahr 1380 tauchte diese Meinung auf, der das Concilium von Trient zwei Jahrhunderte später eine bestimmte Auctorität gab, indem es die Pest für kontagiös erklärte. Auf welchem Standpunkte befanden sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Medicin und die intuitiven Wissenschaften? Welchen Begriff konnte man sich damals von dem Uebel und seinen Heil- und Schutzmitteln machen? Man sah in der Pest wie in vielen andern Zufällen die Einwirkung der Planeten, der Dämone, oder der Gottheit selbst; es war eine Geißel, bestimmt die Ungläubigen zu züchtigen und sie zur wahren Religion zu bringen. Die Zahl von vierzig Tagen, die damals als die Normalzeit, als die wahrscheinliche Dauer der Inkubationsperiode bezeichnet wurde, deutet auf religiöse und biblische Vorurtheile hin. Wer dachte auch damals daran, Thatsachen aufzuschreiben? Beinahe überall wurden Geistliche an die Spitze der Lazarethe gestellt, und man kann die Fähigkeit dieser gottseligen Beamten nach dem Berichte beurtheilen, den Lord

Howard über seinen Besuch der Sanitätshäuser im Umkreise des Mittelmeers erstattet hat. „Es waren," schrieb er, „feuchte, unreinliche und verpestete Kerker (Dungeons of dampness, filtz and putrefaction). Endlich erklärten nach dem Beispiele des heiligen Concils die Negromanten, die Aerzte jener Zeit, gleichfalls eine Menge von Krankheiten für kontagiös, wegen deren wir, Gott sey Dank, keine Quarantäne mehr erstehen: zum Beispiel, die Gicht, das Asthma und den Scharbok.

Die Furcht vor Ansteckung also ließ die Lazarethe erstehen. Im fünfzehnten Jahrhundert errichtete man sie in Italien, Frankreich und Spanien. Von dieser Zeit an wurde die Pest, wie gesagt, in Europa häufiger, statt sich zu vermindern. In Venedig zählt man seit dem Jahre 1403, in welchem das Sanitätshaus erbaut wurde, bis zum Jahre 1630, in welchem die letzte Epidemie herrschte, wie Herr Frari, der gegenwärtige Director des Lazarethes selbst zugibt, sechzehn Pesten. Sechzehn Pesten in zweihundertundsiebenundzwanzig Jahren, während es doch in den vorhergehenden dreihundertundfünfundsechzig Jahren nur eilf Pesten gegeben hatte! Man wendet allerdings ein, daß Venedig, das mit der Levante einen starken Verkehr unterhielt, schon dadurch sehr ausgesetzt war; aber Genua stund auch mit den orientalischen Ländern in fortwährender Verbindung, und doch wurde es von der Pest nur siebenmal heimgesucht. Woher kömmt das nun? Ist es nicht vernünftig, die Ursache dieser Verschiedenheit in der so ungleichen Lage der beiden Städte zu suchen und anzunehmen, daß Genua, das amphitheatralisch am Abhange eines Hügels erbaut ist, mit seinen offenen, meistens geraden und lustigen Straßen Gesundheitsbedingungen in sich vereinigt, die Venedig abgehen, das von Lagunen umgeben ist, und dessen mit dem Wasserspiegel in gleicher Höhe stehende Häuser in einander gepropft und durch stehende Kanäle und oft verpestete Sumpfarme getrennt sind?

In Frankreich hat man seit dem Jahr 1476, in welchem die Lazarethe vollständig eingeführt wurden, bis auf unsere Tage — (dreihundertundneunundsechzig Jahre) — zweiundzwanzig Epidemien gehabt. In den vorhergehenden dreihundertundneunundsechzig Jahren aber hatte man nur siebzehn gezählt. Sollte man sich nicht in der That versucht fühlen, mit Lord Howard die Lazarethe als gefährliche Heerde der Ansteckung anzusehen? *) Nun haben wir Ziffern genug; man verzeihe mir übrigens eine letzte Berechnung, die alle übrigen zusammenfaßt: in den drei Jahrhunderten, welche den Sanitätsmaßregeln vorhergingen, sind in Europa hundertundfünf Epidemien ausgebrochen, während man in den drei nachfolgenden Jahrhunderten hundertunddreiundvierzig zählte.

Will ich damit etwa sagen, daß man die Lazarethe aufheben und alle Sanitätsmaßregeln abschaffen soll? Nein, gewiß nicht; aber es thut noth, daß der gesunde Menschenverstand über das Herkommen entscheide, daß die Erfahrung über die Verblendung siege, und daß eine gerechte Fürsorge durch vernünftige **), auf

*) Die meisten Lazarethe werden überdies schlecht unterhalten; es mangelt den Reisenden an Allem, und es gehen dort unglaubliche Dinge vor. Man erinnere sich an die, im vorigen Mai in der Abgeordnetenkammer vorgebrachten Thatsachen. Wegen eines mehrwöchentlichen Aufenthalts im Orient zu einer Quarantäne von sechzig oder achtzig Tagen und zur Absperrung im Lazarethe von Marseille verurtheilt, verlangte einer unserer Deputirten (Herr Fould) und seine Begleiter einen Arzt. Unter irgend einem Vorwande herbeigelockt, wurde ein junger Arzt wider seinen Willen und zu seinem großen Schrecken zu ihnen hineingesperrt. Einer der Reisenden hatte, wie man sagte, die Pest; die gelehrten Herrn untersuchten seine Wunden in der Entfernung mit einem Augenglas und brannten sie mit einem, an einem langen Stock angebrachten Instrument. Natürlich tödteten sie den armen Menschen. Solches geht in unseren Tagen vor.

**) Das durch unsere Sanitätsmaßregeln in der Einnahme der Packetboote der Correspondence francaise verursachte Deficit belief sich im Jahr 1843 auf zwei Millionen. Im Jahr 1844 stieg es auf drei Millionen.

Thatsachen gestützte Gesetze die abgeschmackten und verderblichen Maßregeln verdränge, die der Schrecken unbedachtsamer Weise hervorgerufen. Es ist z. B. nicht nothwendig, daß der Reisende, der von Constantinopel abgeht, zwischen einer Quarantäne von vierzehn Tagen an der französischen Grenze und einer Absperrung von nur vierzehn Stunden bei der österreichischen Grenze wählen kann; es ist endlich nicht nothwendig, daß der kürzeste Weg von Alexandria nach Paris über London geht. Es bleibt jedoch immer, wie es ist, und die Klagen der Reisenden und Handelsleute haben nichts genützt. Nie sind besser begründete Vorstellungen erfolgloser geblieben. Obgleich es, wie gesagt, meine Absicht nicht ist, in die administrativen Details der Frage einzugehen, so kann ich doch nicht umhin, eine Thatsache anzuführen, die vielleicht in keinem civilisirten Lande ihresgleichen hat. Man erinnert sich, daß am 20. Mai, in Folge einer ziemlich lebhaften Polemik in den Journalen und der Kammer die Quarantänen in Betreff einiger Punkte reformirt wurden. Was aus Griechenland, Tripolis, Tunis und Marokko kommt, wurde unter gewissen Bedingungen von der Quarantäne befreit. Der Schritt war klein, aber es war doch ein Schritt. Was ist geschehen? man wird es kaum glauben. Die Sanitätsbehörde hat sich geweigert, die Ministerialverordnung zu vollziehen. Dem Minister zum Trotz fährt man in Marseille fort, diejenigen einzusperren, welche diese Verordnung freispricht! Und die Regierung, die durch, Gott weiß welche, unerklärliche Rücksichten gehemmt wird, duldet einen solchen Zustand der Dinge, ohne etwas zu sagen.

Von den Quarantänen Frankreichs zu denen Oesterreichs ist

---

fündmalhunderttausend Franken, und in diesem Jahre wird diese Ziffer, wie man sagt, noch viel bedeutender werden. Läßt die ganz neue Erfahrung des Herrn Waghorn, die für die Post nach Indien einen neuen Weg einschlägt, nicht noch weitere Verluste ahnen?

der Uebergang leicht, und ich kehre ohne viele Umstände zu dem Lazarethe von Orsowa zurück. Nach Ablauf der vierzehn Stunden, das heißt am folgenden Tage mit Sonnenaufgang trat ein schwarz gekleideter Arzt in unsern kleinen Hof und drückte uns Allen herzlich die Hand, indem er uns zu verstehen gab, daß er uns als vollkommen gesunde Leute betrachte, die gänzlich unfähig seyen, Oesterreich anzustecken. „Wissen Sie auch gewiß, mein Herr," fragte ich ihn, „daß diese kleinen Mauern die Kraft haben, in einer einzigen Nacht Reisende zu reinigen, die gestern Abend noch die Pest haben konnten?" Der Mann der Wissenschaft lachte, zuckte die Achseln und verließ uns. Man hatte uns anempfohlen, unsere Koffer zu öffnen, und unsere Kleider der Luft auszusetzen, um den verderblichen Keim zu zerstreuen, der möglicherweise in ihnen liegen könne. Wir dachten nicht daran, dies zu thun, und verließen das Lazareth, ohne daß es Jemand bemerkte. Lange nicht so leicht ward es uns, den Polizei- und Zollformalitäten nachzukommen, die uns vier Stunden aufhielten, obgleich sie nur provisorisch waren; denn die genauere Ausforschung, die Oesterreich mit den Fremden vornimmt, erwartete uns an den Thoren von Wien.

Unsere Absicht war, für einige Zeit jede Schiffahrt auszusetzen und uns ein Paar Tage an das feste Land, nach Mehadia zu begeben, um uns in dieser kleinen Stadt zu erholen, die wegen ihrer Mineralquellen berühmt ist, drei oder vier Meilen von Orsowa entfernt, an der Grenze liegt, und in diesem Augenblick für den Beobachter interessant seyn sollte. Nachdem alle Formalitäten erfüllt waren, mietheten wir eine Landkutsche, die uns ohne allzugroße Langsamkeit durch eine, gewissen Partien der Pyrenäen ziemlich ähnliche Landschaft an unser Ziel brachte. Mehadia selbst, ein kleiner, geschmackvoll in einer Schlucht erbauter und durch hohe Berge beherrschter Flecken, erinnert durch seine Berge an Caux-bonnes. Nur erscheint es reicher,

gefallsüchtiger, und ich bekenne es gerne, civilisirter. Eine hübsche, kleine eiserne Brücke, auf der man in die Stadt gelangt, Rasenplätze, welche die Natur anmuthig angelegt, und schöne Gruppen von Nadelholz geben seinen Umgebungen auf den ersten Blick das Ansehen eines englischen Parkes.

Es war ein außerordentlicher Zusammenfluß von Leuten in Mehadia, und bei unserer Ankunft wurden wir durch das seltsame Schauspiel überrascht, das die wandernde Bevölkerung dieser Stadt bot, wo am Ende des Sommers die ungarische Gesellschaft mit der wallachischen sich vereinigt. Da und dort sah man glänzende, herrlich bespannte Equipagen, deren Bauart jene Anglomanie beurkundete, von der die Haute Volee von Pesth in diesem Augenblicke noch viel mehr besessen ist, als die von Paris. Elegante Frauen lehnten nachlässig in diesen Kaleschen, vor denen sich eine halb orientalische und halb europäische Menge öffnet. Neben diesen schönen wallachischen oder ungarischen Damen, deren Toiletten selbst in den elysäischen Feldern keinem Tadel ausgesetzt gewesen wären, gingen Bäurinnen in einem einfachen, an den Nähten gestickten Kleide, welche nach der Landessitte ihre Neugeborenen in einem kleinen Korbe trugen. Zerlumpte Kinder boten den Spaziergängern in kleinen Hollunderröhren oder in Phiolen Scorpione und Vipern, diese beständigen Bewohner der Wälder von Mehadia, an. Die Gesichter waren meistens sehr blaß, woraus ich im ersten Augenblicke schloß, daß man in dieses Bad um der Gesundheit, nicht aber um des Vergnügens willen gehe, woran man, wie ich bald gewahrte, sehr Unrecht thäte. Nie habe ich so viel hinkende, scrophulöse, schwindsüchtige und erbärmlich aussehende Leute getroffen. Die meisten unter den Krankheiten, welche die Wallachen in Mehadia zu heilen suchen, haben, wie man mir versichert, einen gemeinsamen Ursprung. Sie hängen mit der Entdeckung der neuen Welt zusammen, welche für die sittenlose Wallachei verderblichere Folgen

hatte, als für jedes andere Land. Uebrigens lebt die Haute Volee von Buracheſt, ſo viel ich in Mehadia darüber urtheilen konnte, ganz franzöſiſch, ſpricht franzöſiſch und richtet ſich nach unſern Reden und Bräuchen. Sie hat eigentlich keine andere Literatur als unſere Feuilletons. In einer Stadt, wo man beinahe nur Kranke ſieht, kann das Landleben nicht ſehr angenehm ſeyn. Ich für meinen Theil fand es ſehr langweilig, und Widerwärtigkeiten jeder Art trieben mich zur Abreiſe.

Nach langem Nachfragen war es uns endlich gelungen, in dem erſten Gaſthof zu ungeheurem Preis eine Dachkammer zu miethen, in welcher wir uns ſo gut als möglich eingerichtet hatten. Ich bitte um Entſchuldigung, wenn ich hier auf einige häusliche Details eingehe, die belehrend ſind. Am erſten Abend ſtellten wir, nach einem in Frankreich angenommenen Brauche, unſer Schuhwerk, das ſeit unſerm Abgange von Conſtantinopel die Pflege eines Hausknechtes vermißt hatte, vor unſere Thüren. Man unterlegte uns eine falſche Abſicht und ſtahl unſere Stiefel, ſtatt ſie zu wichſen. Die Wäſcherin fand es gleichfalls für gut, ſich den größern Theil unſeres Weißzeuges anzueignen. In unſerer Verlegenheit klagten wir bei der Ortspolizei, die ſich über uns luſtig machte und einfach antwortete, daß wir um Aufenthaltserlaubniß auf drei Tage nachgeſucht haben und daß ſie uns darum erſuche, nach Ablauf dieſes Termins unſere Reiſe fortzuſetzen. Das war allerdings unſere Abſicht, aber dieſe Handlungsweiſe empörte mich. Außer mir vor Wuth, ſchwur ich, mich in Wien bei der höchſten Behörde zu beklagen, was ich übrigens nicht that, und wir verließen Mehadia, um einige Meilen jenſeits von Orſowa, bei einem Flecken, Namens Drenkowa, an Bord des Dampfbootes von Semlin zu gehen.

Unglücklicherweiſe erſtickte während dieſer kleinen Reiſe die Hitze jede archäologiſche Neugierde in mir. Ich bedaure dies, denn mehrere Punkte der Straße verdienten die ernſteſte Aufmerk-

samkeit: erstens der, von Trajan, durch die ungeheuren Felsen des linken Donauufers gehauene Weg; auf welchem man, wie man mir gesagt, noch heute die Inschrift liest, die ein, von der Vergangenheit der künftigen Jahrhunderte hingeworfener Hohn zu seyn scheint: Hic transibat Trajanus; zweitens die Ueberreste einer Brücke aus derselben Periode, welche durch die Zeit zerstört wurde, und die der baukünstlerische Geist der Gegenwart nicht wieder aufzubauen vermochte; endlich gerade gegenüber, am linken Ufer, eine prachtvolle Höhle, die ich besuchte, und die, wie man mir erzählte, dreihundert, lange Zeit von der ungarischen Armee verfolgten Türken als unentdeckbarer Zufluchtsort diente. In Drenkowa sind die Ufer der Donau wieder sehr malerisch. Die wilden und düstern Berge, die sich auf beiden Seiten erheben, haben den großartigsten Charakter. Weiter hinauf wird das Land flach, und der Blick schweift von Neuem über gelbliche und traurige Ebenen, an die mich später die zu sehr gepriesenen Ufer des Guadalquivir erinnerten. In zwei Tagen kamen wir in Semlin an.

Was in den Augen des Reisenden Semlin Interesse verleiht, ist offenbar nur die Nähe von Belgrad, das, wie man weiß, bloß durch einen Arm der Donau davon getrennt ist. Semlin hat höchstens acht bis zehntausend Einwohner und gehört in die Kategorie der durchaus europäischen Städte. Aller orientalischer Charakter ist verschwunden. Die Häuser haben grüne Läden, und das interessanteste Etablissement der Stadt ist ein erträglicher Gasthof, in welchem der englische Comfort durch die Couriere der Königin Victoria, die in Semlin die Correspondenz aus dem Orient erwarten, eingeführt ist. Beinahe gegenüber von Semlin erhebt sich Belgrad in einer hübschen Lage; die Stadt dehnt sich amphitheateralisch am Fuße der Festung aus. Sie ist groß, sehr bevölkert, und obgleich der europäische Charakter auf allen Seiten immer mehr und mehr hervortritt, so bezeichnen doch einige Minarets, die sich da und dort erheben, und die bunten

Costüme der Vorübergehenden die Türkei, oder erinnern wenigstens an dieselbe. In Belgrad erlischt der Orient. Die Stadt ist belebt, und Handel und Industrie entwickeln sich dort täglich besser. Ich verbrachte nur wenige Stunden daselbst, und ein Theil dieser Zeit verstrich im Gespräche mit Kiamil Pascha, den wir besuchten und der uns ziemlich lange aufhielt. Kiamil, der bei den letzten Ereignissen in Serbien eine große Rolle gespielt hat, scheint fünfundbreißig Jahre zu zählen; er ist wohl beleibt, hat ein gesundes Aussehen und einen herrlichen Wuchs. Er empfieng uns mit viel Anstand in einem großen grünen Salon, der nach europäischem Geschmacke meublirt und dem Propheten zum Trotz mit vielen Lithographien verziert war, welche die Uniformen von allen Heeren Europa's, sowie Schlachten darstellten, unter welchen ich mit Erstaunen und Freude mehrere Episoden unseres Krieges in Afrika bemerkte. Kiamil hat Deutschland bereist, in Berlin gewohnt und der häufige Verkehr mit den europäischen Consuln hat bei ihm die mahometanischen Vorurtheile sehr geschwächt. „Je suis charmé de vous voir!" sagte er, als er uns empfieng; hier brach seine Rede ab, sintemalen er nicht weiter wußte, und diese Phrase seinen ganzen französischen Wortvorrath erschöpfte; beim Abschiede wiederholte er sie mit selbstzufriedener Miene. Ein Dragoman erleichterte uns eine längere Unterredung.

In Semlin wechselt man zum drittenmal das Schiff, und ehe man Wien erreicht, muß man in Pesth ein viertes besteigen. Allerdings bringt man, da die Schiffahrt sicherer und leichter geworden ist, diese Verzögerungen dadurch wieder herein, daß man einen großen Theil der Nacht hindurch fährt. Oberhalb Belgrad ist das Leben an Bord nicht mehr dasselbe. Statt verlassen zu seyn, ist das Verdeck vollgepfropft, und in die viel zu engen Gemächern drängen sich die Passagiere zu Hunderten. Unter diesen Reisenden befinden sich oft einige jener hübschen Ungarinnen, die meines Dafürhaltens die schönsten Frauen von

Europa sind, womit ich übrigens den andern nicht Unrecht thun möchte. Die Andalusierinnen haben keinen gerundetern Wuchs, die Französinnen nicht mehr Anmuth, und in diesen weißen Gesichtern, deren deutsche Frische durch einen Widerschein des Orients noch hervorgehoben wird, in diesen langen Augen, diesen blendend weißen Zähnen spricht sich eine Gesundheit, eine Jugend und eine Zufriedenheit aus, wie man sie sonst selten findet. Je näher man Pesth kömmt, desto lebendiger wird es. In Peterwardein, in Vukovar und Moratsch harren ungeheuer viele Passagiere des Dampfbootes. Eine zahllose Menge bedeckt das Quai, aus dem die tägliche Ankunft der Packetboote eine regelmäßige Promenade gemacht hat. Zigeuner führen dort häufig im Freien ihre eigenthümlichen Tänze auf, und viele junge Frauen sieht man daselbst spazieren gehen, die zugleich eine elegante Toilette und einen reizenden Gang haben. Diese, mehreremale des Tages sich erneuernden Scenen voll Leben bilden einen erfreulichen Gegensatz zu der Eintönigkeit der ersten Woche und versöhnen mit der Langsamkeit einer Schifffahrt, die von Constantinopel bis Pesth nicht weniger als vierzehn bis fünfzehn Tage währt. Das Gelächter dauert die ganze Nacht fort, denn man begreift wohl, zweihundert Passagiere beiderlei Geschlechtes können nicht in einem kleinen Schiffssalon zusammengesperrt seyn, ohne daß es für die Junggesellen zu höchst belustigenden Histörchen führte. Die Vertraulichkeit der ungarischen und deutschen Sitten in Verdacht zu bringen, ist meines Erachtens keine Unbescheidenheit, sondern könnte nur eine wohlverdiente Rache seyn. Nirgends in der Welt lästert man mehr über französische Bräuche und Pariser Sitten, als an den Ufern der Donau. Während die Deutschen, die Ungarn und sogar die Wallachen Frankreich lieben oder, besser gesagt, bewundern, halten sie sich gleichwohl überzeugt, daß man in unserm Lande eine verderbliche Luft einathme, und die Frauen in unsern Kreisen sehr schnell alle Sitte verlieren. Dies ist bei

ihnen zur fixen Idee geworden, und es ist nutzlos, wenn wir unser Land gegen eine Anklage rechtfertigen wollen, die wir ohne Zweifel einem viel galantern Jahrhundert verdanken, als das unsrige ist.

Endlich kamen wir in Pesth an. Dort sollten wir Europa, die Freuden der Gesellschaft und alle Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens wieder finden. Mehr als einmal hatte ich während der Stunden der Ermattung an alle diese Dinge gedacht und die zahllosen Unbequemlichkeiten des Wanderlebens verflucht. Sonderbarer Widerspruch! Sobald ich die Quais von Pesth, seine schönen Gasthöfe, seine Wagen, kurz jene Stadt gewahrte, wo man lebt, wie in Frankreich, wie überall, zog sich mein Herz zusammen. Vor mir sah ich eine lange Reihe eintöniger, zum Voraus entworfener Tage, und plötzlich begann ich nach dem ungewissen Leben des Reisenden mich zurückzusehnen; in den Zufällen, von denen es begleitet ist, sah ich nun eine neue Aufregung und einen weitern Reiz. Indem ich Europa wiederfand, war mir, als ob ich mich zum ersten Mal von jenen Sonnenländern trennte, die ich so eben durchwandert, und als ob ich für immer von Freunden Abschied nähme, die ich zurückgelassen. Tausend Dinge hinter mir riefen mich und sagten mir Lebewohl; und dieses Jahr langer Wanderungen erschien mir als das schönste meines Lebens. Mit Einem Worte, ich fühlte, daß der Traum vorüber war, und daß ich mich beeilen mußte, die Erinnerung daran festzuhalten, wenn ich an jenen traurigen Trost glaubte, den der Dichter dem Manne gibt, der seine Jugend entschwinden sieht, an jenen letzten Genuß, den er dem Reisenden verheißt, der an seinen Heerd zurückkehrt:

Forsan et haec olim meminisse juvabit!

Ende.

Hettner S 195. (Wie die Alten ihre Tempel bemalten)

„Die Säulenstämme und die äußern Cellawände
„der alten Marmortempel waren ganz gewiß
„nicht bemalt. Es ist widersinnig angesichts al-
„ler chemischen und geschichtlichen Beweise die-
„se unbestreitbare Tatsache noch länger leug-
„nen zu wollen

„Aber ich füge sogleich hinzu: Dies gilt nur
„von den Marmortempeln. Die Tempel aus
„Tuff, Kalkstein und Sandstein stehen
„unter ganz andern Gesetzen u. Verhältnis-
„sen. Die Säulen u. Wände dieser Tempel
„waren ursprünglich allerdings bemalt

vgl. Seite 73
Bei Sulten Abdul Medschid, Skoramarkt
Asien, griech. Inseln.

93-B11061

SPECIAL 93-B
11061

THE GETTY CENTER
LIBRARY